This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

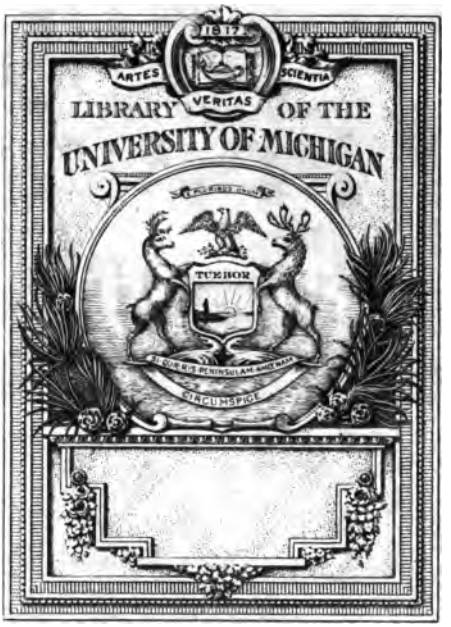
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

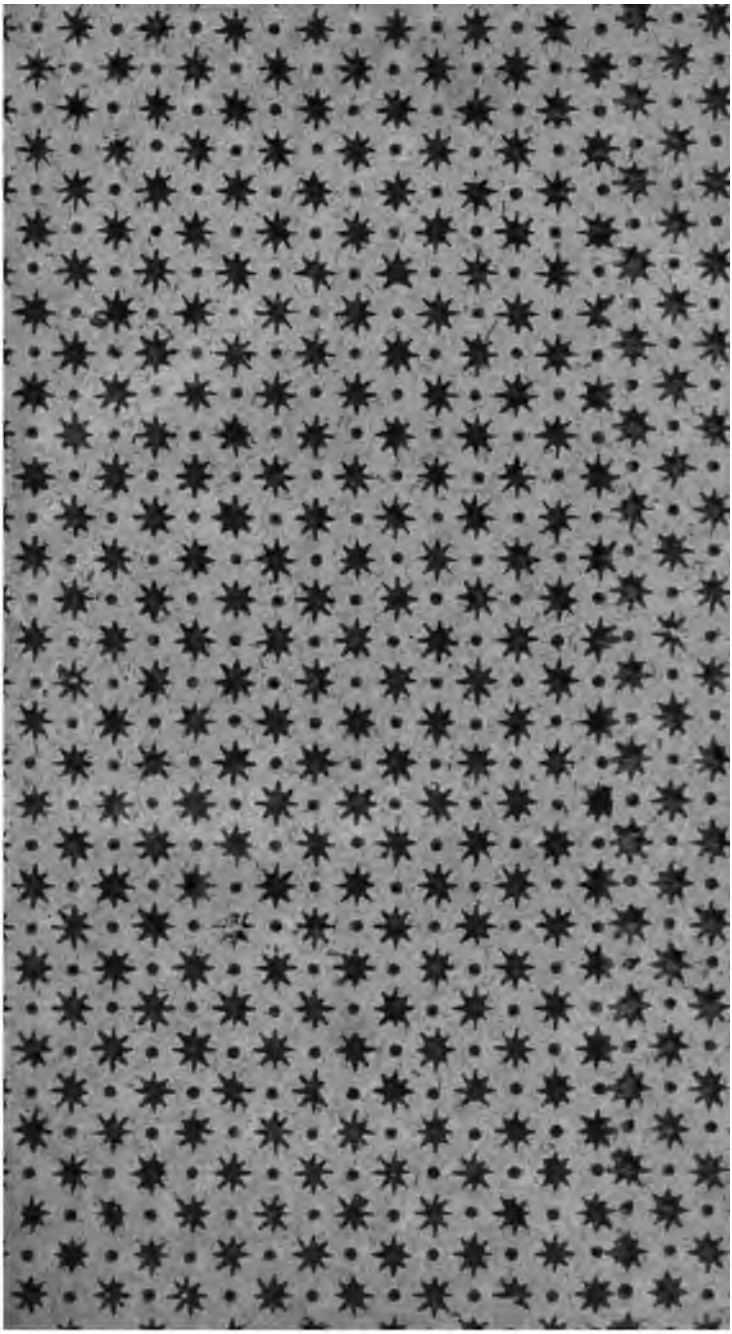
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

nton Weiser
Ir. 5018
Wien





838
M5213
1813
v. 11

A. G. Meißners

sämmtliche Werke.

Eilfter Band.

Enthält:

Erzählungen.

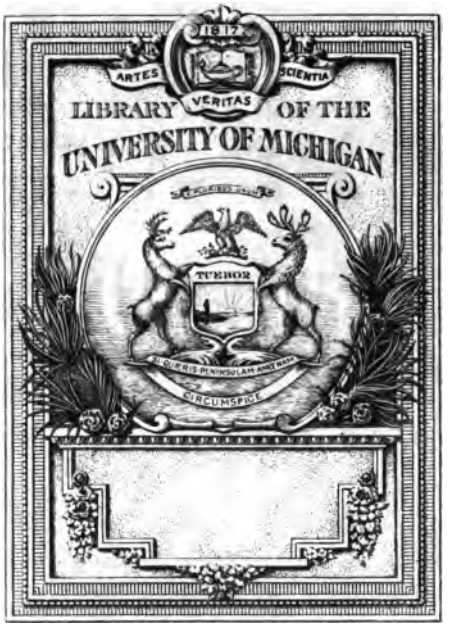
Fünfter Theil.

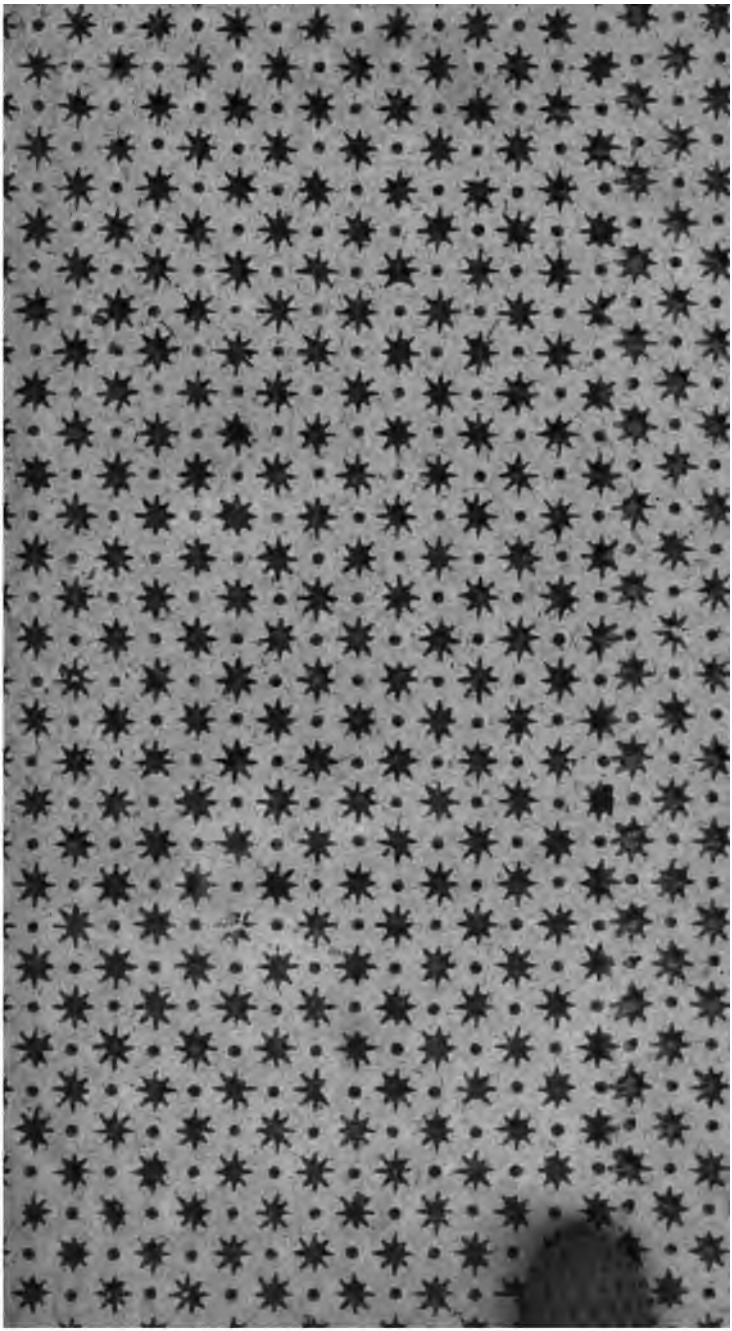
Wien, 1823.
In Commission bey Anton Doll.

nton Weiser

Jr. 5018

Wien





838
M5213
1813
v. 1

A. G. Meißners sämmtliche Werke.

Eilfter Band.

Enthält:

Erzählungen.

Fünfter Theil.

Wien, 1813.
In Commission bey Ant[illegible]

Erzählungen.

Von

A. G. Meißner.

Fünfter Theil.

Wien, 1813.
In Commission bey Anton Doll.

838
M5213
1813
v. 1)

A. G. Meißners sämmtliche Werke.

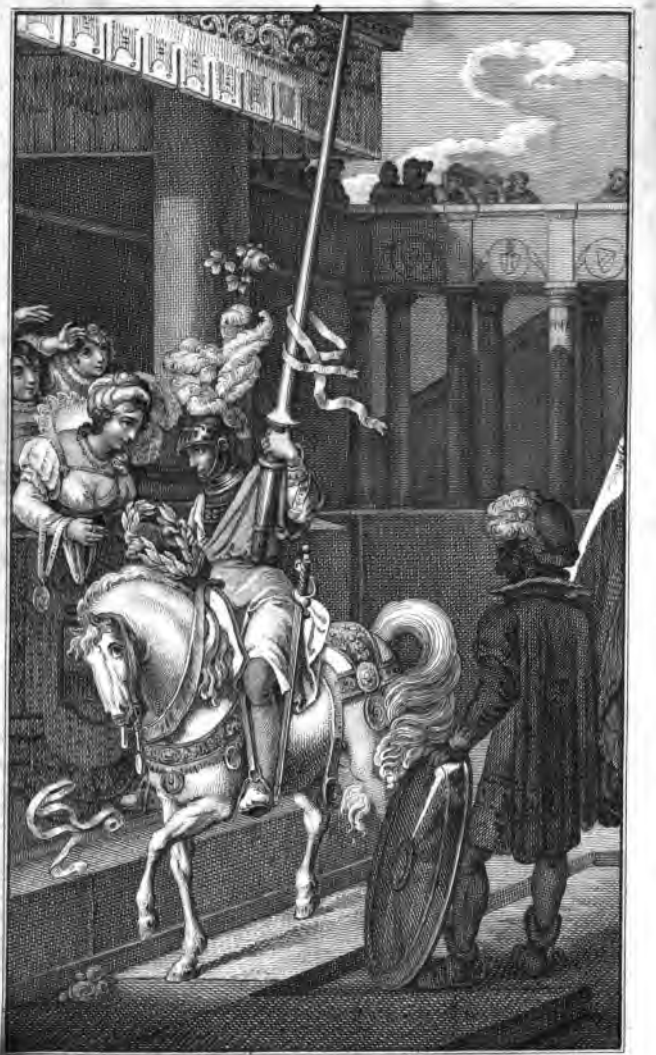
Eilfter Band.

Enthält:

Erzählungen.

Fünfter Theil.

Wien, 1813.
In Commission bey Anton Doll.



Erzählungen.

Von

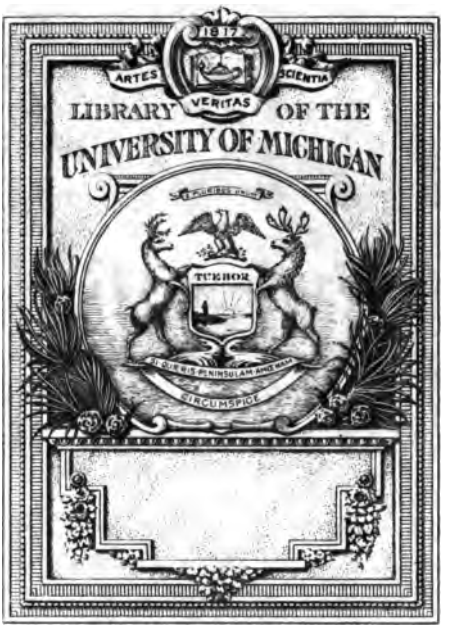
A. G. Meißner.

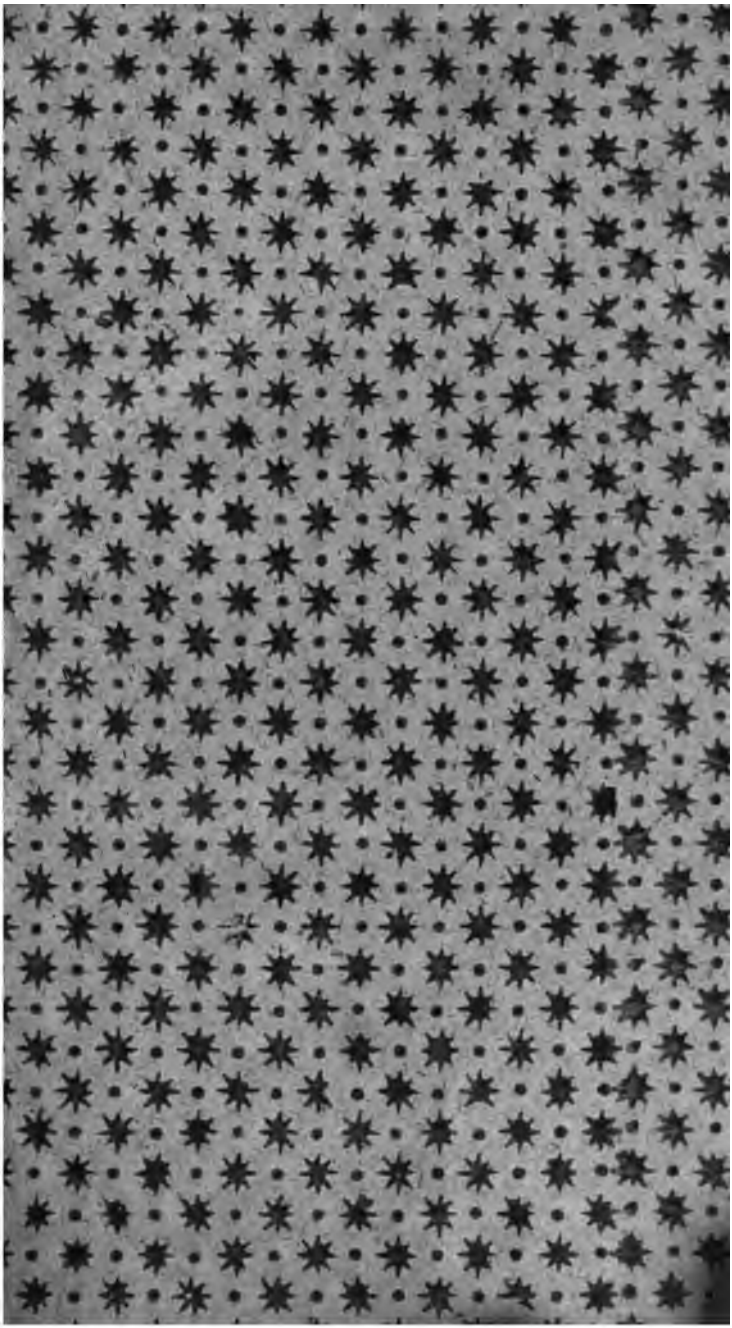
Fünfter Theil.

Wien, 1813.
In Commission bey Anton Doll.

Jr. 5018

Wien


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



838
M5213
1813
v. 11

A. G. Meißners sämmtliche Werke.

Eilfter Band.

Enthält:

Erzählungen.

Fünfter Theil.

Wien, 1813.
In Commission bey Anton Doll.

Erzählungen.

Von

A. G. Meißner.

Fünfter Theil.

Wien, 1813.
In Commission bey Anton Doll.

Ger
Wiat
5-28-40
41028

Die ältere Ehefrau,

vielleicht ein Beyspiel ohne Gleichen *).

Der Oberst von Molldorf, bis ins fünf und sechzigste Jahr Soldat mit Leidenschaft, glaubte doch nun endlich fürs Vaterland, oder bestimmter zu reden für seinen Fürsten, sich genüglich herumgetummelt zu haben; und zog sich für den Überrest seines Lebens, mit einem mäßigen Gnadengehalt, mit einem bunten Bändchen im dritten Knopfloche, einem steifgeheilten Arm und zwey podagrischen Knieen, auf sein schönes, halb ererbtes, halb durch weisliche Sparsamkeit erworbenes Landgut zurück. Er war, im Ganzen genommen, was die Sprache des gemeinen Lebens einen guten Herrn nennt, obschon, nach Sitte alter Krieger, zuweilen ein wenig auffahrend und rauh. Nie

*) Ein Gegenstück zur: Matrone, wie es deren wenige gibt, im 8ten Bande dieser Sammlung. In allen historischen Umständen vollkommen getreu. Nur in einigen kleinen Nebenzügen und Nahmen abgeändert, weil wenigstens eine, wo nicht zwey Hauptpersonen davon noch leben.

verehlicht, und unbeerbt, hielt er ſich deſto mehr verpflichtet ſeine ärmern Verwandten zu unterſtützen; und da er deren zwey hatte, im Grade der Blutsfreundſchaft und des Bedürfniſſes ſich vollkommen ähnlich, — ſeines Bruders Sohn, einen Knaben von zwölf, und ſeiner Schweſter Tochter, ein Mädchen von beynahe zwanzig Jahren, ſo nahm er, um keinem weh zu thun, beyde zu ſich. Sie glichen ſich, inſofern ſie Waiſen und durch die ſchlechte Wirthſchaft ihrer Ältern ganz vermögenslos geworden waren; doch an Gemüth und Betragen unterſchieden ſie ſich faſt noch mehr, als an Geſchlecht und Alter.

Für einen bildſchönen, aber etwas muthwilligen Burſchen galt Carl Molldorf. Ungern ließ er ſich in allem, was er ſprach und that, viel vorſchreiben. Worauf er ſelbſt verfiel, das betrieb er eifrig und geſchickt; was ihm anbefohlen ward, gelang ſelten. Jeder Drohung und Strenge ſetzte er Trotz entgegen; bey guten Worten war er biegſamer als Wachs. Über Geſchenke, die er erhielt, freute er ſich innig, doch nie laut; zu ſchmeicheln verſtand er durchaus nicht. — Helene Drewiz hingegen war ſanften ſtillen Geiſtes, fleißig in jeder Arbeit, die man ihr auftrug, furchtſam beym kleinſten Tadel, beſcheiden in Anzug und Reden, gewöhnt von Jugend auf nach Anderer Willen ſich zu fügen. — Wenn Zipperlein und Winterluft den Alten oft mißmuthig in ſein kleinſtes Zimmer zum warmen Ofen trieben, nahm ſich Carl das wenig oder gar nicht zu Herzen, ſondern ſprang um ſo raſcher durch Pfützen und Schneegeſtöber, weil er heute einen Aufſeher minder hatte. Lehnchen hingegen wich dann faſt nie von des Oheims Seite; brachte ihm mit be-

ſorgter Miene und eigenen Händen jetzt die Suppenſchale, und jetzt die Guajack-Tropfen; erboth ſich ihm bald die Tabakspfeife einzuſtopfen, bald die Zeitung vorzuleſen; ſang ihm jetzt ein Lied am Clavier, und bath ihn jetzt, ihr etwas vom Überfall bey Hochkirchen, oder der Schlacht bey Torgau zu erzählen.

Die Wirkung dieſes Unterſchiedes konnte nicht lange ausbleiben. Der Oheim, der ſich oft — und nicht ſelten zur Unzeit! — über den Muthwillen ſeines Neffen recht herzlich ärgerte, gewann bald die Nichte noch herzlicher lieb. Nicht nur, daß ſie völlig für die Frau im Hauſe galt; daß Küche, Stall, Hof und Keller unbedingt ihr zu Gebothe ſtanden! Sondern, wenn nun auch geſündere Tage und beſſere Laune beym Oberſten wieder einkehrten, ſuchte er ſeine treue Wärterinn für ihren bewieſenen Eifer zu belohnen, wo er nur wußte und konnte; bald durch ein neues Kleid, bald durch Uhr und Ring; bald indem er ſie aufforderte, ſelbſt zu begehren, was ihr Freude machen könne. Doch auch dann nützte das brave Mädchen ſeine beſte Laune faſt nie zu eigenem Vortheil. Daß er einem ſeiner Unterthanen den Erbzins fürs nächſte Jahr, oder die Geldbuße für einen Fehltritt erlaſſen, — einer armen Häuslerinn die verlorne Kuh wieder erſetzen, oder zu einem Kranken den Arzt aus nächſter Stadt hohlen laſſen möchte; darin beſtanden gemeiniglich die Wünſche, die ſie ihrem Oheim vortrug und bey ihm durchſetzte. Wohl zehn Mahl bath ſie für andere, ehe ſie ein einziges Mahl an ſich ſelbſt dachte.

Auch Carl verdankte ihr manches kleine Geſchenk ſeines Oheims, und die Erlaſſung von manchem Verweis. Wenn er mit der Dorfjugend handgemein ge-

worden war, ein Paar Tafelscheiben eingeworfen, ein Blumenbeet zertreten, oder sonst einen ähnlichen Unfug angestellt hatte, so suchte Lehnchen es immer zu bemänteln, oder zu verringern. Selten erkannte der rasche Knabe ihre gute Meinung so wie er sollte; glaubte oft in ihrer freundschaftlichsten Ermahnung nur die unberufene Hofmeisterinn zu erkennen, und neckte sie wohl selbst zum Danke dafür heimlich. Erst als er, schon allmählig zum Jüngling aufgewachsen, auf ihre Vorbitte einst seines höchsten damahligen Wunsches, eines eigenen Reitpferdes, theilhaftig ward, — erst seitdem fing er an ihre Denkart zu schätzen; bewarb sich nun oft, wenn er etwas durchzusetzen wünschte, um ihre Unterstützung, und erhielt sie fast immer. Vorzüglich wohl befand er sich dann dabey, als er im zwanzigsten Jahre auf eine höhere Schule geschickt ward; denn auch hier waren der alte und junge Mollendorf selten zusammen einig. Der Oheim wollte seinen Neffen zwar nicht Noth leiden lassen, doch auch, nach Gewohnheit des Alters, die Börse nicht allzuweit aufthun. Der Neffe war kein Verschwender, doch ein Jüngling, der seine Jugend auch zu genießen, und unter seines Gleichen lieber voran, als ganz zuletzt zu stehen wünschte. Darüber kam es oft zur Ebbe in seiner Casse, und zu einer Fluth von Verweisen in des Alten Briefen. Schon ein Paar Mahl sprach der Letztere von gänzlichem Hand-Abziehen, von Überlassung seines Schicksales und so weiter. Doch immer wußte Lehnchen noch zur rechten Zeit ihn zu besänftigen; und that manches, was wir — später erst genauer erfahren werden.

Daß ein so sanftherziges, überall zum Besten wirkendes Mädchen bald geschätzt unter ihren Bekannten, und von den Unterthanen ihres Oheims fast angebethet werden mußte, dieß ist sehr begreiflich. Doch daß eben dieselbe schon ins zwey und dreyßigste Jahr trat, und immer noch ledig, ja gewisser Maßen sogar unbegehrt blieb, das schien höchst seltsam auf einer Seite, und war doch höchst begreiflich auf der andern. — Nie hatte Helene Drewiz in Rücksicht der Außenseite mit ihrer griechischen Nahmensschwester zu wetteifern vermocht. Nicht häßlich, oder ganz hübsch! das war alles, was man von ihr sagen konnte. Sie war gut gewachsen, doch etwas zu hager; von feiner Gesichtsbildung, doch etwas zu bleich; mit blauen, sanften, doch etwas matten Augen ausgesteuert; hatte nichts, was auf den ersten Anblick fesselt; ward angenehm, wenn sie sprach; aber sprach wenig und nie unaufgefordert. Bis zum Tage, wo sie ins Haus ihres Oheims kam, galt sie für ein blutarmes Mädchen; seitdem muthmaßte man zwar, daß sie der Oberst nicht ohne Aussteuer, doch äußerst schwer von sich lassen werde. Wirklich runzelte er bey einer oder zwey Anfragen, die ganz von Weitem geschahen, sogleich gewaltig die Stirne; und das gefällige Mädchen brach, so bald sie dieß merkte, alle Unterhandlungen von selbst ab; that es um so williger, da gerade bey diesen Freywerbern ihr eigenes Herz wenig oder nichts fühlte. Doch andere, wo eine Entsagung schwerer und verdienstlicher gewesen seyn dürfte, ließen durch jenes Beyspiel sich abschrecken. — „Fräulein Helene will nicht heirathen!" ging ein Gerücht umher, dem der Oheim — wenigstens nicht widersprach.

Ohnedieß sammelten sich auf dem Schlosse eines podagrischen, schon etwas mürrischen, betagten Invaliden nur immer wieder Männer von seinem Alter und Stande. Die jungen liebenswürdigen Taugenichtse blieben ganz weg. Sie auswärts zu sehen, und von ihnen gesehen zu werden, fehlte es Helenen an Gelegenheit. So schlichen zwölf Jahre dahin. Oft mochte wohl eine gewisse Leere des Herzens, ein Verlangen an Winter- Abenden oder Frühlings- Morgen sie anwandeln; und wann sie hörte, daß wieder eine ehemahlige Freundinn Braut oder Gattinn geworden sey, ein leises Ach! oder Warum? in ihr aufsteigen. Doch immer besänftigte sie sich bald wieder; fand in Erfüllung häuslicher Pflichten hinlängliche Beschäftigung, hinlängliches Glück; und glaubte zuletzt im Ernst schon über die Jahre und Gefahren der Liebe hinweg zu seyn. Daß sie sich irrte, sieht jeder voraus, der durch Erfahrung weiß, daß die Liebe an keine Zeit sich bindet.

Reichliche fünf Jahre hatte Carl Molldorf auf Akademien und dann auf einer Reise nach Paris und London zugebracht; hatte während dieser Zeit — so wollte es der Eigensinn seines Oheims! — nicht einen einzigen Besuch in der Heimath gemacht. Jetzt kam er endlich wieder, und war im eigentlichsten Sinne des Worts, ein wohlgebildeter junger Mann geworden; hatte seinen Geist mit Kenntnissen bereichert, seine moralische Denkart geläutert, auch seinen Körper mit Vortheil geformt. Wer ihn sah, staunte, und kannte ihn nicht mehr. Gerade jene lange Entfernung hob den Unterschied zwischen jetzt und ehemahls mit doppeltem Gewinn heraus. Das fühlte der Oheim gar wohl, der den Neffen jetzt zum ersten Mahl als

ſeinen Sohn, als ſeinen lieben Sohn ſogar begrüßte, und laut geſtand: er hoffe jenes Erziehungs-Capital nun auf gute Zinſen ausgeliehen zu haben! — Das fühlte weit ſtärker noch — Fräulein Helene.

Wahrlich, kaum traute ſie ihren Augen, konnte es kaum begreifen, wenn ſie überdachte, daß dieſer ſchöne, kraftvolle, vollendete Mann einſt als Knabe unter ihrer Aufſicht geſtanden, und vor wenig Jahren erſt — ſo däuchte es ihr! — als halbverwachſener Jüngling wegggegangen ſey. Ganz unbeſorgt, welche Gefühle in ihr erwachten, konnte ſie ſich die erſtern vier oder fünf Tage an ihm nicht ſatt ſehen, ſatt hören. Jeden Augenblick, ihren häuslichen Geſchäften abgeſpart, ſuchte ſie in ſeiner Geſellſchaft hinzubringen, begleitete ihn auf jedem Spaziergange; nahm immer bey Tiſche ihren Platz neben ihm; fragte, wenn er nur ein Stündchen auf ſeinem Zimmer allein zubrachte, ſogleich: wo er ſey und bleibe? und glaubte mit allem dieſen nichts Beſonders, geſchweige gar etwas Tadelnswürdiges zu thun: denn ſie hatte ja ſo unendlich viel ihm zu erzählen, und über noch mehreres ihn zu befragen! Sie waren ja ſo alte Freunde und ſo nahe Verwandte!

Aber bald ſtutzte ſie doch ſelbſt über dieſes neue Bedürfniß; merkte bald, welche Leidenſchaft ſie bedräue, oder vielmehr ſchon beherrſche; und ſagte ſich ſofort alles, was nur die ſtrengſte, aufrichtigſte Freundinn zu ſagen vermocht hätte. Die Ungleichheit ihres Alters, der geringe Vorzug ihrer Geſtalt, der Unterſchied ihrer Gemüthsſtimmung, ihr ehemahliges Verhältniß, wodurch eigentliche Liebe gewiß mehr gehindert als befördert ward, — alles das ſtand ihr hell vor

Augen. Daß ihre Zärtlichkeit hier Erwiederung finden solle, dünkte ihr selbst unwahrscheinlich; daß Entdeckung derselben sie lächerlich machen dürfte, hielt sie für nur allzumöglich. Diesem Übel vorzubeugen ward ihr ernster Entschluß. Sie legte sofort Hand ans Werk und es gelang, und — mißlang ihr, wie man es nun nehmen will.

Sie modelte vor allen Dingen ihr Betragen gegen Molldorf. Bloß die Verwandtschaft trat in das ihr gebührende Recht. Alle Aufmerksamkeit, die dem Freund und dem Vetter gebührten, wurde ihm erwiesen. Daß er ihrem Herzen noch mehr sey, verrieth kein Wort und keine Miene. — Aber freylich sie selbst litt desto mehr dabey. Ihre Wange ward noch blässer, ihr Blick noch matter als sonst; ihre bisher gelassene Stimmung schien sich der Schwermuth zu nahen. Wer sie kannte, spürte diese Veränderung, rieth auf Unpäßlichkeit, und fragte: Ob etwas ihr fehle? Sie gab allen — selbst Carl, als er mit Theilnahme darnach forschte, — eine verneinende Antwort. Viele besorgten: es schleiche eine Abzehrung ihr nach; noch andere: sie habe dieselbe schon. Ein Einziger ahndete ihr Geheimniß, und dieser Einzige war — ihr Oheim.

Ihm — der freylich durch einen zwölfjährigen Umgang Helenens Herz von Grund aus kennen konnte, ja fast kennen mußte, — ihm, der ihr Betragen in männlicher Gesellschaft oft genug, und in der erstern Zeit auch scharf genug beobachtet hatte, ihm war es gleich Anfangs vorgekommen: als ob Helene doch diesen Vetter ein wenig allzuwarm empfange; als ob ihr Blick doch zuweilen ein wenig allzustarr auf seinen Gesichtszügen hafte; und als ob ihr ein jedes Wort, das

Vetter Carl spreche, doch ein wenig allzu wichtig dünke. Ihm war auch der rasche Übergang von leidenschaftlicher Bewunderung zur kältern Höflichkeit nicht entgangen; und als er einst unter vier Augen absichtlich sie fragte: Ob sie gar keine Freundinn habe, gar kein reizendes, braves Mädchen in der Nachbarschaft kenne, die man gelegentlich in Carls Gesellschaft bringen und zur künftigen Gemahlinn ihm vorschlagen könne? als sie da plötzlich vom Kinn an bis über die Stirne roth, bleich und wieder roth ward; als sie sich stotternd mit ihrer Unkunde in allen Vorschlägen dieser Art entschuldigte; gleich darauf ihren Sessel unterm Vorwand eines kleinen häuslichen Geschäfts zurückschob; wegging und in vier Stunden nicht wieder kam; da hatte der Oberst vollkommen weg, was ihr fehle. Dennoch schwieg er, und nur als ihm ein Paar Tage darauf ein Arzt aus der Hauptstadt, der zum Besuch herausgekommen war, versicherte: Fräulein Helene habe eine Stahl und China-Cur äußerst nöthig; nur da schüttelte er mit bedenklichem Lächeln den Kopf, und sagte: „Schreiben Sie ihr Recept, Herr Doktor! Ich bezahle es gern. Aber drolligt bleibt es doch, daß ich „alter, unstudierter Soldat mich getraue in diesem „Falle noch ein besseres Recept zu schreiben, als ihr „graduirte Herren."

Wenn sonst die Nichte heimlich liebt, und der Oheim es merkt, pflegt jene ihre Neigung für höchst erlaubt, dieser sie nicht selten für strafbar zu halten; pflegt jene den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit anzulocken, dieser ihn zu entfernen. Hier war der Fall umgekehrt. Je mehr Helene sich bestreöte, der Gesellschaft dieses ihr so werthen und so gefährlichen jungen Man-

nes auszubeugen, je mehr bestrebte sich der Oberst, ihn ihr näher zu bringen; sah in ihrer Liebe das Thörichte gar nicht, was sie selbst darin fand, und wünschte bald nichts mehr, als daß sie — erwiedert werden möge. Seine Nichte bekam ja dann einen liebenswürdigen Mann, sein Neffe ein redliches, treffliches Weib; sein Vermögen blieb dann einst beysammen, sein Rittergut unverschuldet, und er selbst — sein höchster Wunsch! — war versichert, sich bey Lebzeiten nie von seinen Kindern, zumahl von seiner Lieblingstochter, trennen zu dürfen. Zwar war er nicht blind gegen die Ungleichheit ihres Alters; hatte oft gehört, und oft gesehen, daß Ehen dieser Art nichts taugten; und wünschte oft im Geheim: „Möchten sie doch mit ihren Jahren tauschen können! dann wäre alles im glücklichsten Verhältniß." — Gleichwohl war er Hagestolz genug, dieses Verhältniß nur für ersprießlich, nicht für nothwendig zu halten; glaubte steif und fest, daß ein gänzliches Mißlingen der Ehe nur von einem Fehler des Herzens, nie bloß vom Abstand des Alters — wenigstens nicht eines solchen Alters! — herrühren könne. — „Ist nicht ohnedieß, dachte er bey sich selbst, dem Ehemann nach fünf oder sechsjährigem Besitz die äußere Form seiner Gattinn größten Theils sehr gleichgültig? Ist er nicht glücklich genug, wenn er dann noch in ihr eine würdige Freundinn, eine Vertraute in Freud und Leid besitzet? Schön war Lehnchen nie; hübsch bleibt sie wahrscheinlich noch ein zehn bis zwölf Jahr; angenehm und achtungswerth gewiß durchs ganze Leben. Jeden Mann, der ihren Werth nicht verkennt, würde sie zu beglücken vermögen. Wie vielmehr noch denjenigen, den sie sich selbst gewählt, und um

den sie sich bereits so manches frühere Verdienst erworben hat. Wenn er nur einmahl sich bestimmte, nur einmahl sich erklärte; fürs Festhalten würde sie schon zu sorgen wissen."

Mancherley Fehlschlüsse und Unrichtigkeiten schlichen sich in diese Gedankenreihe. Aber wenigstens waren seine Absichten redlich! Wenigstens täuschte er nur denjenigen, den auch die besten Menschen so oft zu täuschen pflegen — sich selbst! und Richtigkeit seiner Maßregeln vergütete gewisser Maßen, was der Richtigkeit seiner Gedanken abging. — Er hätte mit Carl im Ton — wenn auch nicht des väterlichen Befehls, doch — der väterlichen Ermahnung sprechen können. Aber er kannte seine Denkungsart, die selbst den Schein des Zwanges haßte, und achtete sie. Er hüthete sich, ihm auch nur durch ein voreiliges Wort seine Absicht merken zu lassen. Er verbarg sie sogar seiner Nichte; denn er sah ihren innern Kampf, scheute ihre Schüchternheit und glaubte ihres Geständnisses sowohl, als ihrer Vollmacht entbehren zu können. — So oft er jedoch Carl ein Geschenk machen wollte, schickte er es ihm durch Helenen; so oft er allein mit ihm sprach, mischte er Helenens Lob in seine Rede. Daß Carl jederzeit herzlich mit einstimmte, freute ihn; daß er nichts weiter sagen und thun wollte, verdroß ihn; endlich glaubte er doch die Mine genüglich vorbereitet zu haben, um sie springen zu lassen.

Einst nach dem Abendessen saßen Oheim und Neffe allein, im Cabinette des Erstern, bey einem Glase Punsch, dem Leibgetränke des Alten. Helene, heute stiller noch als gewöhnlich, hatte bereits in ihr Schlaf-

gemach sich begeben. Das Gespräch, vom Obersten unbemerkt gelenkt, kam auf das Leben in der Fremde, auf die mancherley Gefahren, die einen Ungeübten bedrohen, auf die mancherley Klippen, woran nicht selten Gutherzigkeit und Leichtsinn stranden; und der jüngere Molldorf gestand, daß er selbst schon einige Mahl nahe daran gewesen sey, durch böse Gesellschaft, und durch Betrüger, welchen er zur Unzeit getraut, verführt zu werden.

Der Oberst lächelte, — „Offenherzig gestanden, Carl! (sprach er, und faßte ihn vertraulich bey der Hand) es gab Zeiten, wo ich besorgte — nicht, daß du verführt werden würdest, sondern daß du es wärest. Im zweyten Jahr auf Akademien, als der Liebeshandel mit der Wirthstochter — die Spielschuld am Pharotische, und der Streit bey der Schlittenfahrt — zugleich in einer Woche mir zur Kundschaft kamen; da gab ich schon die Hoffnung auf, an dir Freude zu erleben! da stand ich schon im Begriff, dich auf eine Art zu bestrafen, die — ich seh es selbst nun ein, — allzurasch und allzuhart gewesen wäre; und die ich doch, ein Mahl ausgesprochen, gewiß nicht wiederrufen haben würde. Sieh, Carl! (er wankte bey diesen Worten nach seinem Schreibeschrank, zog ein Papier hervor und bot es ihm dar,) sieh, hier ist ein Testament schon unterzeichnet und besiegelt, das deine ganze Erbschaft nach meinem Tode auf tausend Thaler beschränkte, und auch diese beym kleinsten Murren dir wieder weg nahm! Sieh, hier ist ein Brief — daß er schon eingepackt war, zeigen seine Brüche! — der dir ankündigte; ein beygeschlossener Wechsel von zweyhundert Thalern sey deine letzte Unterstützung bey meinem Leben. Des andern

Tages bereits wollte ich dieſes Schreiben abſenden, und jenes Teſtament gerichtlich niederlegen; da — kannſt du errathen, weſſen Hand einen Riß in dieſe Urkunde machte, und den Brief aus ſeinem Umſchlage hervorzog?

Weſſen Hand, mein Vater, hätte dieß gedurft, wenn es die Ihrige nicht that? Oder wie! ſollte Helenens Vorwort vielleicht —

Oberſt. Ja wohl Helenens — Helenens allein! Aber nenne es nicht Vorwort bloß. Es verringert zu ſehr das, was ſie that. Noch iſt mir unbegreiflich, woher ſie erfuhr oder errieth, was ich glaubte im Stillen beſchloſſen zu haben und im Stillen auszuführen. Doch daß ſie, zu deren größten Vortheil dieſer Entſchluß gereichte — ſie, die ich zur einzigen Erbinn meiner ſämmtlichen Habe erklärte, — die das reichſte Mädchen ſechs Meilen im Umkreis dadurch zu werden vermochte, — daß ſie ſofort mit Bitten und Flehen dagegen ſich ſtemmte, mehr that, als eine Schweſter für ihren geliebteſten Bruder — ja gewiß mehr, als du damahliger Trotzkopf für dich ſelbſt gethan haben würdeſt; das war bey Gott, doch ſchön und groß gehandelt! Hier auf eben der Stelle, wo du jetzt ſitzeſt, umarmte ſie zuletzt, als ich durchaus nicht wollte, im Feuer ihrer Beredſamkeit meine Knie, und ließ nicht eher ab, bis ich ihr dieſen Riß zu machen erlaubte, und ihr Wort und Hand darauf gab, dir wenigſtens dieß Mahl zu verzeihen.

„Und davon — davon, mein Vater, ſchrieben Sie mir nie ein Wort?"

Oberſt. Weil gänzliches Stillſchweigen hierüber ein Punct mehr war, deſſen Zuſage mir das edelmü-

thige Mädchen halb abflehte, halb abzwang. Noch jetzt würde sie zürnen, wüßte sie in diesem Augenblicke, wovon wir sprechen. —

Fast mit jedem neuen Worte war Carls Erstaunen gewachsen. Daß sein Oheim vordem zuweilen auf ihn unwillig und Helenens Vorsprache ihm ersprießlich gewesen sey; Beydes wußte er zwar längst. Doch daß die Gefahr der Verstoßung schon so nahe über seinem Haupte geschwebt, daß Helene dann ihre uneigennützige Großmuth so weit getrieben habe, dieß war ihm ganz fremd; und kaum wußte er, was er mehr dabey bewundern sollte: den Edelmuth der That selbst, oder jenen zweyten, der in Verschweigung ihres Verdienstes lag? Jetzt, indem er seine Empfindungen zu lüften suchte, indem er sich fast heiser an Lobeserhebungen sprach, — jetzt kam er allmählig ganz in die Stimmung, auf welche sein Oheim gerechnet hatte. Absichtlich gab ihm Dieser Zeit sich auszubreiten, sich gleichsam an seinem eigenen Feuer zu erwärmen; und erst, als der junge Mann wohl zehn Mahl gezweifelt hatte: ob er auch jemahls Gelegenheit finden werde, Helenen die ganze Größe seines Dankgefühles zu bezeigen? — erst dann griff der Alte mit Gewandtheit wieder in seine Rede; fragte halb ernsthaft, halb lächelnd:

„Aber wie dann, lieber Carl, wenn die Gelegenheit zum Danke wirklich schon da wäre? Wenn du Helenen alles, was sie für dich that, vergelten — ihrem Gefühle nach mit Wucher vergelten könntest?

Carl (aufmerksam werdend.) Und wodurch, mein Vater, wodurch?

Oberst.

Oberſt. (den Kopf ſchüttelnd.) Erräthſt du meinen Sinn wirklich nicht? Gelang es wirklich Helenen dir zu verbergen, was ſie freylich, aus unzeitiger Scham, gern der ganzen Welt und ſich ſelbſt verbürge?

Carl (immer dringender). Was denn, mein Vater, was denn?

Oberſt. Daß ſie liebt! Dich liebt! — Carl! als ſie jene Vorbitte einlegte, ſah ſie gewiß nur den Vetter und den ſchutzbedürftigen Jüngling in dir. Doch, daß ſie jetzt mit weit andern Gefühlen dich betrachtet, daß Liebe zu dir ihr ganzes Herz füllt, ihre Geſundheit untergräbt, ihre ganze Denkungsart umſtimmt, — Carl! iſt es Blindheit oder Beſcheidenheit von dir, daß du dieß alles bisher nicht merkteſt? daß ich es dir erſt verdollmetſchen muß? —

Man ſieht, der Oberſt war jetzt da, wo er ſeyn wollte. Was er nun ſprach, erräth ſich dem Sinne nach leicht, obſchon die Worte fehlen. Auch ſprach er wohl fünf Minuten hinter einander allein. Seine Plane, ſeine Wünſche, ſeine Hoffnungen, — alles drängte er ſo ſtark und ſo genügend als möglich zuſammen. In einer Art von ſtummer Betäubung vernahm ihn der Neffe. Ganz unerwartet in jeder Rückſicht kam ihm dieſe Wendung, dieſe Entdeckung. Daß ſie ihn nicht gerade mit des Entzückens höchſter Wonne überſtrömte, würde ein ganz unbefangener Zuſchauer doch wohl aus ſeinem Schweigen und einigen unentſchloſſenen Blicken geſpürt haben. Selbſt dann blieb er noch ein Paar Augenblicke ſtumm, als der Oheim nun geendet hatte, und eine Antwort zu erwarten ſchien. Doch war der Kampf bald zu Helenens Vortheil entſchieden. — „Mein Vater!“ rief er, „über-

raſchender kam mir noch nie eine Bothſchaft. Doch wenn Ihre Muthmaßung Sie nicht täuſcht; wenn dieſes edelmüthige Mädchen wirklich mich liebt; wenn Neigung zu mir der Grund ihrer Kränklichkeit ſeyn ſollte; dann ergreife ich mit Freuden dieſe Gelegenheit zum Danke; will mit Freuden der Arzt ſeyn, durch den ſie geneſet. Wäre es nicht jetzt ſchon tiefe Nacht, in dieſer Minute noch würde ich in Helenens Zimmer eilen, würde Herz und Hand ihr anbiethen, oder Sie, mein Vater erſuchen, Freywerbers-Mühe zu übernehmen."

Am Halſe des jungen Mannes hing bey dieſen Worten der Greis voll Entzücken. Selbſt bey der Rückkehr aus der Fremde, nach jener fünfjährigen Entfernung, hatte er ihn nicht halb ſo feurig umarmt. Zehn bis zwanzig Mahl ließ er ſich die Hand darauf geben, daß Carl Wahrheit ſpreche. Immer hatte er beſorgt, ſein Herz würde ſchon verſagt ſeyn. Er begriff das Gegentheil kaum, aber er freute ſich deſſen unendlich. Bis nach zwey Uhr in der Nacht wurde noch geſchwatzt; jetzt von der künftigen häuslichen Einrichtung, jetzt von Helenens Überraſchung, jetzt vom wahren Glücke vernünftiger Ehe, und jetzt von dem Schmauſe und Feuerwerk, welches der Oberſt allen ſeinen Nachbarn geben wolle. — So redſelig war der gute Alte ſeit dem Abende nach der Schlacht bey Torgau nicht geweſen. Daß er faſt allen Punſch allein austrinke; daß er immer hundert Worte ſpreche, bevor Carl zu einem einzigen komme; dieß und noch mehreres bemerkte er nicht einmahl. Sie ſchieden mit der Abrede, daß Carl noch vor dem nächſten Mittagsmahle ſeinen Spruch anbringen ſoll. Ob ſchriftlich oder mündlich? ward Carls Willkür überlaſſen. Er nützte dieſe

kleine Freyheit, um dem Oheime einen Beweis mehr von ſeinem Eifer zu geben.

Wahrſcheinlich hatte die Freude über ſein gelungenes Werk den guten Greis noch einen großen Theil der Nacht wach erhalten; deſto müder, deſto ſanfter war er erſt gegen Tages Anbruch eingeſchlummert, und ſchlief um acht Uhr noch, als Helene, ihrer Sitte nach, eigenhändig das Frühſtück ihm brachte. Schon daran gewöhnt, ihn dann noch oft auf ſeinem Lager, doch ſtets wach zu finden, eilte ſie mit einem Papier in ihrer Hand zu ihm hin, und rief: „O mein Vater! was „haben Sie gemacht? Wer hat Ihnen mein Geheimniß, „und warum haben ſie es Carln verrathen? Dieſen „Brief — Carl hat ihn geſchrieben; aber Sie ſelbſt „haben ihm ſolchen in die Feder geſagt!“ — Aus ſeinem Schlummer fuhr der Alte empor. Wovon die Rede ſey, konnte er zwar leicht errathen; doch überraſchte ihn die Eile ſeines Neffen. Er begehrte den Brief zu ſehen, und fand ihn ganz nach ſeinem Herzen. Carl hatte darin nicht mit der erkünſtelten Gluth des Schwärmers, aber wohl mit der Wärme eines gefühlvollen Mannes geſprochen. Er bezog ſich auf die Verſicherung ſeines Oheims, daß er hoffen dürfe, Erwiederung zu finden; aber er trug ihr ſeine Hand nicht etwa als ein Geſchenk des Mitleids, ſelbſt nicht als einen Beweis des Danks, ſondern als einen längſt gehegten Wunſch innigſter Vereinigung, als die Folge derjenigen Hochachtung an, die ſelbſt mit bloßer Freundſchaft ungern ſich begnügt; und er ſchien deſto wahrhafter zu ſprechen, je mehr er Übertreibung vermied. — Zwey Mahl überlas der Oberſt den Brief; dann

erſt fragte er mit gutmüthigem Lächeln: „Nun, Lenchen, was wirſt du antworten?"

Nichts konnte einfacher ſeyn, als dieſe Frage; nichts ſchwieriger für Helenen, als ihre Beantwortung. Das arme Mädchen ſtand jetzt am bedenklichſten Scheidewege ihres ganzen Lebens. Unerwartet, neidenswerth, übereinſtimmend mit ihren geheimſten Wünſchen war der Antrag, der ihr gemacht worden. Ein ſchöneres Glück konnte ihren Gefühlen nicht winken; — eine größere Gefahr eben ſo wenig! Alle Gegengründe, womit ſie das Aufkeimen der Leidenſchaft zu bekämpfen geſucht, ſtanden auch jetzt noch vor ihren Augen, hoben und unterdrückten ſich wechſelſeitig. Daß dieß doch nicht die Sprache innigſter Liebe ſey; daß Carl bald bedauern werde, was er jetzt, aufgefordert von einem Dritten, thue; daß dann die Kälte ihres Gemahls, der Spott der Welt, die Reue ihres eigenen Herzens ſie treffen dürfte; alles dieß verſchwieg ſie ſich ſelbſt keineswegs; alles dieß trug ſie auch in die Antwort über, die ſie ihrem Oheim — ſtockend ertheilte. Nicht unerwartet kamen ihm ihre Zweifel; nur ernſtlicher, als er vermuthet hatte, wurden ſie vorgetragen. Er ließ ſie ganz ausreden, bevor er ſeine Widerlegung begann; auch war ſie dann eigentlich nur gegen einen einzigen Punct ihrer Rede gerichtet. Er bewies ihr, daß er einen Antrag dieſer Art Carln nie anbefohlen, kaum durch ſeinen Rath veranlaßt habe; und Helene glaubte es bald; denn ſie wünſchte, was ſie glaubte. Was er darauf von der Nichtigkeit ihrer Beſorgniſſe ſagte, war ſchwach genug; aber auch dieß unterſtützte ein mächtiger Vorſprecher — Helenens eigenes Herz.

Wohin die Entscheidung ausfiel, — wohl auch dann ausgefallen wäre, wenn der Oberste seine ganze Rednerkunst sich erspart hätte! — erräth man leicht. Als bald darauf Carl in's Zimmer trat, um seinem Oheim den Morgengruß zu biethen, vielleicht auch, um Helenen zu finden; als der Oberst im wahren Soldatentone ihm zurief: „Brav, junger Mann, die Festung steckt schon die weiße Fahne aus, und auch mich hast du überflügelt!" Als er sich ihr bescheiden nahte, und um Bestätigung dieser Nachricht bath; als er ihr, die erröthend verstummte, mit Wärme die Hand küßte, und auf den strafenden Ausruf des Oheims: „Höher, Sohn! drey Spannen höher! Ein Bräutigam küßt auf die Lippen!" nun Miene machte, dieser Ermunterung zu folgen; — o dann! bescheidener und wärmer zugleich ward vielleicht nie einem Liebhaber der erste Kuß gebothen! — Und die Thräne im Auge, der leise Seufzer: „Carl, Carl, wenn Sie meiner nur spöttelten!" verschönerten das holde Geschöpf so unbeschreiblich, daß Molldorf in diesem Augenblicke nicht begriff, wie er zu einem solchen Glücke erst habe ermuntert werden müssen; daß er sie gewiß mit innigster Zärtlichkeit umarmte, daß es nur eine Stimme, und sicher auch nur eine Empfindung war, mit welcher sie Beyde am Bette des Oheims niederknieeten, und ausriefen: „Ihren Segen über uns, Vater!"

Die Freude des Obersten überstieg allen Ausdruck. Hundertfältig gab er ihnen diesen begehrten Segen; hätte ihnen in dieser Minute, wenn sie es verlangt hätten, seine ganze Habe abgetreten. Allen seinen Dienern und Hausgenossen verkündigte er bald nachher selbst,

was vorgehe. Wer sich ihm diesen Morgen nahte, ward beschenkt. Binnen einer Stunde hatte diese Neuigkeit auf seinem Gute die Runde gemacht; noch vor Sonnenuntergang wußte sie die ganze hochadelige Nachbarschaft. Manche Nase rümpfte, manche Fräuleinswange entfärbte sich. Viele versicherten: diesen Plan des alten Molldorfs hätten sie schon seit zehn Jahren gemerkt. Andere erhielten von guter Hand die sichere Nachricht, daß Carl sich gewaltig gesträubt, fast fußfällig um Verschonung gebethen, und nur bey angedrohter Enterbung nachgegeben habe. Noch andere zogen aus Helenens bisher bleichen Wangen sehr liebreiche Vermuthungen. Mit bedauerndem Achselzucken, mit allwissendem Lächeln bemerkten sie, daß allzu große Nähe von Vetter und Mühmchen freylich zuweilen — ihre Folgen habe; daß in mancher Abenddämmerung ein junger Mann nicht ganz überlege, was er begehre und thue; daß aber auch nicht selten — noch bedeutender ward hier Blick und Ton — die Cur weit schlimmer als die Krankheit selbst ausfalle. — Kurz, fast überall, zumahl vor weiblichen Richterstühlen, war der Urtheilsspruch — Tadel. Aber auch fast überall schmähte man nur auf Helenen, und bedauerte Carl.

Der wahrlich Mitleid nie weniger verdient hatte, als eben jetzt! der sich so heiter und selig fühlte, als nur je ein Bräutigam! Keine Reue, keine Besorgniß nahte sich seiner Seele. Unpassend dürften dieß Manche finden; ein Paar Nebenumstände werden es glaublicher machen. — „Bräute," sagt eine allgemeine Bemerkung, „kränkeln gern." Bey Helenen wandte der Fall sich um. Zufriedenheit und Freude kehrten jetzt in ihrer Seele ein; fast unglaublich, wie schnell Gesundheit

und merklich erhöhter Liebreiz ihnen folgten! Röther und voller ward Helenens Wange, feuriger ihr Blick; heitere Hoffnung ſchien jeden ihrer Schritte zu beleben. Keinem aus dem Zirkel ihres Umgangs entſchlüpfte dieſe Bemerkung. „Sie iſt wirklich zehn Jahre jünger geworden!“ flüſterten ſich nicht ſelten ihre Bekannten mit Neide zu. Wem das Verdienſt dieſer Änderung gehöre, war keine Frage; daß männlicher Stolz ſich dadurch geſchmeichelt fühlte, unterlag keinem Zweifel. — Aber noch mehr! Carl, dieſer ſchöne, junge, mit dem Tone der größern Welt nicht fremde Mann, durch vielfache Gaben des Körpers und Geiſtes von der Natur ſelbſt zum Genuſſe des Lebens ausgeſteuert, und dieſem Genuſſe keines Wegs unhold, ſtieß doch jetzt zum erſten Mahle auf eine Neigung, wie er ſie ſchon oft gewünſcht, und noch nie gefunden hatte. Zwar, daß er längſt wiſſe, was Liebe ſey; längſt ihre feinern Freuden, und auch ihre — ſinnlichern kenne, das verläugnete er ſelbſt ſeinem Oheime nicht. Aber jene Zärtlichkeit, die unendlich mehr wieder gibt, als ſie empfängt; jene Gegenliebe, die nur in dem Liebenden und Geliebten lebt und webt; dieſe kannte er — aus Büchern wohl; doch noch nicht aus Erfahrung. Zwey Mahl ſogar ſchon hatte ſein Zutrauen ihn gewaltig getäuſcht. Zwey Mahl war er erböthig geweſen, Leib und Leben für Mädchen aufzuopfern, die mit Erwiederung ihm ſchmeichelten, und am Ende ihn betrogen. Ein reicher reiſender Britte und ein gräflicher Geck hatten ihm ſchmerzhaft die Augen geöffnet. Anfangs hatte er ſein Schickſal verflucht, ſpäter nachher es geprieſen. Nahe ſtand er daran, ächte weibliche Liebe ganz zu läugnen, ſie nur für weibliche Wolluſt oder Laune zu halten.

Helene, ganz Liebe für ihn, und doch von echter, eigener Tugend bewacht, überführte ihn eines andern. Daß er ihr dieß von ganzer Seele dankte; daß er einen Kuß ihres Mundes entzückender, als ehemahls durchschwelgte Nächte fand; — unglücklich sind diejenigen, die dieses nicht glauben, und für unwahrscheinlich halten!

Wenn Braut und Bräutigam verliebt, ihre Obern damit einig, und ihre Glücksumstände der Ehe nicht hinderlich sind, so gibt es gewöhnlich bald eine Trauung. Alles dieß war der Fall bey Carl und Helenen; und ihre Verbindung ward daher auch in vier Wochen schon anberaumt; würde es nach früher geworden seyn, hätten den Oheim nicht die vielen Anstalten verspätet, die er zum Hochzeitsmahle für nöthig erachtete. Er nahm sich vor, ein Fest der ganzen Nachbarschaft zu geben, wie es seit zwanzig Jahren nicht gesehen worden sey. Alle Vorstellungen seiner Pflegekinder, die ihre Ungeduld im Mantel der Bescheidenheit hüllten, verwarf er. „Ich will nun einmahl" sprach er oft, „in diesem Puncte meinen Willen haben!" und — hatte ihn nicht. Der letzte Tag der dritten Woche erschien; viele Gäste waren schon geladen. Am Schlusse der Mittagstafel überrechnete scherzend der ältere Molldorf so eben, daß ihm heute über's Jahr ein Enkel schon anlächeln, über zwey Jahre schon anreden könne, als er plötzlich verstummte, wankte, bewußtlos vom Sessel sank. Erschrocken eilte man ihm zu Hülfe, hob ihn auf, trug ihn auf's Lager, rieb, strich, badete ihn gleichsam in stärkenden Wässern. Man brachte ihn zwar in's Leben, — doch nicht ganz zurück. Ein Schlagfluß hatte seine linke Seite getroffen; Fuß und Arm waren

gelähmt. Als der auf's schleunigste herbey gehohlte Arzt erschien, schüttelte er bedenklich den Kopf. „Es sey schon ein seltener Fall," meinte er, „daß ein Schlagfluß in diesem Alter und auf dieser Seite nicht sogleich ende. Baldige Wiederhohlung wäre muthmaßlich, daß er dann tödtlich seyn werde, gewiß."

Mit großer Gelassenheit vernahm der Oberst diese Ankündigung. — „Ich schmeichelte mir freylich," sprach er, „mit noch einigen Freuden hienieden. Doch die größte von allen, die gewisse Aussicht, daß meine Kinder glücklich und vereint durch's Leben gehen werden, erhielt ich schon. Oder wolltest du, Helene, vielleicht selbst diese Hoffnung noch gewisser machen? Wolltest du vor meinem Bette hier die Trauung vollziehen lassen, zu deren Feyer ich so eitle Pläne entwarf?" Es ward ihm nicht ganz leicht, dieß heraus zu stammeln; es ward Helenen noch schwerer, ihm darauf zu antworten. „Ihren Befehlen folgen," rief sie, „war immer mein größtes Glück. Auch liebe ich Carln, wie man seine Seele liebt. Mit Entzücken wäre ich gestern noch seine Gattinn in jedem Augenblicke geworden. Doch jetzt — an Ihrem Sterbebette — in Ihrer Sterbestunde vielleicht, mein Vater! — ich thue, was Sie wollen; aber mein Herz ist zerrissen, — kann jetzt nicht fühlen, was es bey diesem großen Schritte fühlen soll."

Der Oberst drang nicht weiter in sie. Er schien zu befürchten, daß auch ihn diese Handlung zu sehr angreifen, vielleicht sein Ende beschleunigen könne, und er war nun karg geworden mit den Augenblicken, die er noch sein nennen konnte. Ein Rechtsgelehrter ward gerufen. Fast zwey Stunden blieb er mit ihm allein.

Dann verlangte er nach seinem Neffen; Carl kam — „Bist du überzeugt," fragte er, „daß Helene dich innigst liebe?" — „Innigst! Unaussprechlich sogar würde ich sagen, wenn dieß nicht ruhmredig klänge!" — „Und vergiltst du ihr dieß herzlich und gern?" — „Von ganzer Seele!" — „Wird sie also gewiß deine Frau?" — „Mein Vater, diese Besorgniß —" „Ist überflüssig vielleicht; doch verzeihe dem Alter einiges Mißtrauen selbst auf dem Todbette! Dieser mein letzter Wille — belohnt den redlichen Sohn und den Mann von Wort; nur den Wankelhaften und Undankbaren würde er ein wenig beschränken." — „Gott, wenn ich dieß jemahls seyn, jemahls werden könnte —!"

Carl wollte mehr sprechen; ein schmerzhaftes Gefühl hemmte seine Worte; auch der Oheim winkte ihm zu schweigen, und reichte die Hand hin. Carl küßte sie, und eine brennend-heiße Thräne fiel darauf. Der Kranke lächelte schmerzlich sanft. — „Ich würde sie," sprach er, „auch dann nicht abtrocknen, wenn ich meiner Linken mächtig wäre. Es glüht wahrhaftes Gefühl in derselben. Rufe nun Helenen! Laß überhaupt jeden meiner Leute herein, der mich noch sprechen will!" — Es geschah; das Testament ward unterzeichnet, mit allen Förmlichkeiten, die das Gesetz gebiethet. Er tröstete von den Umstehenden jeden, der ihn beklagte, oder zu beklagen schien. Trotz seiner Gelassenheit mochte es ihn doch heftig genug angreifen. Wenige Stunden nachher ging des Arztes Wort in Erfüllung. Mitten im Sprechen traf den Obersten ein neuer Schlagfluß. In zwey Minuten war er todt. Die Betrübniß aller derer, die einen guten Vater oder guten Herrn in ihm verloren, bedarf keiner Erwähnung. Des andern Mor-

gens öffnete man seinen letzten Willen; der Inhalt war folgender:

„Meine ganze Habe, wie sie liegt und steht, „erbe mein Neffe, Carl Molldorf, unter diesen Be„dingungen. Er eheliche meine Nichte, seine selbster„wählte Braut, Helene Drewitz, wenigstens binnen „vier Monathen! Er überliefere ihr von den landschaft„lichen Papieren, die er in meiner Casse finden wird, „acht tausend Thaler, als ein Nadelgeld, worüber sie „allein schalte und walte! Er vertheile noch zwey tau„send Thaler unter meine Dienerschaft, nach Maßstab „ihrer Dienstjahre!"

„Wandelbar ist des Menschen Wille bis zum To„de. Sollte mein Neffe davon auch ein Beyspiel ge„ben; sollte er seine jetzt beschlossene Verbindung mit „Helenen bereuen, trennen, oder daß sie getrennt „werde veranlassen, so sey mein, auf sechzig tausend „Thaler geschätztes Rittergut, halb sein, halb Hele„nen. Ob sie es zusammen verwalten, oder ob er es „allein annehmen will, stehe bey ihm. Ob er ihr die „Hälfte dann verzinse, oder allmählig bezahle, wähle „sie! Daß sie diese Freyheit nie zu seinem Untergange „mißbrauchen wird, dafür bürgt ihre Denkart. Alles „übrige bare Vermögen unterliegt gleicher Theilung. „Nur jene acht tausend Thaler bleiben Helenens Vor„erbe, und vergüten Carls Erziehung und Reisekosten."

„Sollte mein Neffe Helenen zwar ehelichen, doch „bald oder spät ein Zwiespalt entstehen, der eine Schei„dung nöthig machte, so trete sie ganz ins vorige Recht, „in den Besitz der Hälfte zurück!"

Vielfaches Geschwätz entstand in der Gegend rund umher, als dieses Testament ruchbar ward. — „Nun

ſieht man doch, hieß es, daß der junge Mann zur Heirath gezwungen wird; daß der Oberſte nur ſein Schooßkind bedenkt!" — „Wodurch ſie ſeine Gu iſt wohl ſo vorzüglich gewonnen haben mag? fügten ein Paar Bethſchweſtern hinzu: Der Alte war freylich noch vor drey oder vier Jahren ein rüſtiger Kumpan!" — „An Carls Stelle, liſpelte manches mannbare Fräulein, wüßte ich wohl, was ich thäte! Es gibt Fälle, wo die Hälfte mehr taugt, als das Ganze. Eine hübſchere, jüngere Frau wäre mir lieber, als eine alternde, mit allem ihren Gelde." — „Nein, nein! ſchüttelten die Väter dabey haushälteriſch den Kopf; ein ſo verſchuldetes Gut wäre freylich ein mißliches Erbtheil; und ein ſo reich ausgeſteuertes Mädchen iſt ſelten! Der Oberſte war ſchlau; Carl kann den Schatz nicht heben, wenn er die ſchwarze Katze nicht mitnimmt!" *). — Wer bey Allem dieſen am gleichgültigſten ſich betrug, wer die Maßregeln des Oberſten unverbeſſerlich fand, war — Carl und Helene.

Für warme, ächte Liebe iſt ohnedieß jenes gewaltige Mein und Dein, der Quell unſäglicher Zwiſte und Kriege, eine ſehr geringe Kleinigkeit. Was hier oft Königen ſelbſt — die doch allbekannt für die großmüthigſten Menſchen gelten! — eine Zentner-Sorge dünkt, wiegt auf der Liebe höchſt empfindlicher Wage, kaum einen Gran von Eiferſucht auf. Doch

*) Daß der Aberglaube in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands die Bewachung verzauberter Schätze einer ſchwarzen Katze — mit Feueraugen, Tellergroß! — anvertraut, iſt wohl bekannt genug und auch ſprichwörtlich.

auch genau betrachtet, was hatte beyder Verlobten Mein und Dein beym Teſtament des Oheims verloren? Er hatte ja den unbeſchränkten, ruhigen Beſitz nur an die Innigkeit und Dauer ihrer Liebe gebunden. Carl, der einzig dabey Gefährdete, war deren ſicher, Helene der ihrigen nicht minder. Sie betrübten ſich daher Anfangs nur über den Verluſt ihres Wohlthäters, und bald darauf — über den verdrießlichen Aufſchub ihrer Ehe. Den Sitten ihrer Zeit und ihres Landes nach, mußten ſie drey Monathe — wie man es nannte — tief trauern; durften ſo lange an keine Hochzeit denken; durften überhaupt, dem Wohlſtande nach, nicht allein beyſammen wohnen. Eine Geſellſchafterinn, die Helene zu ſich nahm, half freylich dieſer Schwierigkeit ab; befriedigte den Schein, und beläſtigte in der Wirklichkeit wenig. Doch ob Helene — wenn Carl oft, neben ihr ſitzend, mit kaufmänniſcher Genauigkeit die Wochen und Tage zählte, wo dieſer Zwang ende; wenn er ihr plötzlich mit verbindlichem Ungeſtüm vorwarf: nur ein Übermaß ihrer Empfindlichkeit habe ſein Glück verzögert; wenn ſie ihm dann ſchnell den Mund durch ihre Hand oder durch einen Kuß verſchloß, und hinterdrein mit tauſend Gründen ihr Betragen rechtfertigte; ob ſie dann nicht ſelbſt wenigſtens eben ſo viel bey dieſem Verzuge litt; nicht eben ſo oft es bereute, jene Trauung am Todbette ausgeſchlagen zu haben; das iſt eine andere Frage, die nur — ein Mädchen entſcheiden kann.

Bey allen dem eine glückliche Zwiſchenzeit! Erſt ſpäter erkannten es beyde. Nicht Beſitz beglückt den Menſchen; und noch minder allzu eifriges Streben. Aber jene nahe Hoffnung, nicht allzu umſchränkt,

damit sie nicht in Besorgniß übergehe; nicht ganz ohne Schwierigkeit, damit sie nicht im Voraus sich sättige; — dieses Mittelding von Genuß und Erwartung, dieß oder nichts beseligt den so schwer zu beglückenden Sterblichen. Aber auch dieses dauert nur selten lange; und verfloß hier bald ebenfalls in andere Gefühle. — Nie ward wohl eine Erbschaft, die größte wie die kleinste, die frohéste wie die mißlichste, ganz ohne Verdruß angetreten. Immer gibt es dann Menschen, die dem neuen Besitzer sein Erbtheil verkürzen oder verkümmern wollen; die ungültige Ansprüche an ihn zu machen, oder seine gültigen von sich abzuweisen suchen. Auch Molldorf erfuhr dieß. Sein Oheim hatte einem seiner Kriegsgefährten in großer Verlegenheit eine ansehnliche Summe vorgestreckt; hatte sie nachher, als jener zu höherem Rang und Vermögen kam, wieder begehrt; und statt des Geldes, Undank und einen Prozeß erhalten. Capital, Zinsen und Unkosten liefen schon nahe an zehn tausend Thaler. Eben war der Urtheilsspruch für den Obersten ausgefallen, als er starb. Sein unwürdiger Schuldner suchte nun neuen Aufschub; und da gerade die Unwürdigen oft mächtige Freunde an Höfen und Gerichtsstellen haben, schien es ihm auch gelingen zu wollen. Molldorf ward jetzt ermahnt, persönlich nach der Hauptstadt zu gehen. Eine kurze Anwesenheit, sagte man, könne dann einer langen Verdrießlichkeit abhelfen. Er hatte keine Lust zur Reise, denn sie trennte ihn von Helenen. Doch Helene selbst rieth ihm dazu. Er bath um ihre Begleitung; der liebe Wohlstand verwehrte dieß abermahls. Endlich reiste er ab; nachdem er ausgerechnet hatte, daß

er in neun Tagen aufs ſpäteſte wiederkommen wolle. Es wurden reichliche neun Wochen daraus.

Molldorf war unſchuldig — ganz unſchuldig an dieſem Rechnungsverſtoß. Man ſpielte das gewöhnliche Spiel der Reſidenzſtädte mit ihm; ſchickte ihn immer vom Herodes zu Pilatus; verſprach viel und hielt nichts. „Nur noch zwey Tage Geduld! Nur noch zu jenem Hofrath, zu jener Exzellenz noch gefahren!“ ſo hieß es immer; ſo verlief eine Woche nach der andern. Carl hätte verzweifeln mögen. Sein Herz zog ihn heim nach Helenen. Sein Stolz wollte nicht unverrichteter Sache weichen. Umſtändlich meldeten ſeine Briefe zwar alles der Geliebten; doch in den erſten drey Wochen glaubte ſie ihm jede Sylbe; in den nächſten dreyen kaum die Hälfte; im letztern Drittheil kein Wörtchen mehr. Auch dieß ging ſehr natürlich zu; auch an dieſem Mißtrauen hatte eigene Liebe zwar großen, doch fremde Boßheit noch weit größeren Antheil.

Helene hatte ſich, wie ſchon erwähnt worden, eine Geſellſchafterinn zugelegt. Es war eine junge Witwe, eine Perſon von der freundlichſten, gefälligſten Außenſeite; nur Schade, das Herz taugte, Trotz jener phyſiognomiſchen Empfehlung, verzweifelt wenig. Ein unheilbarer Hang zur Klatſcherey herrſchte in demſelben; alle mit dieſem Hauptlaſter verſchwiſterte Fehler, — unbeſchränkte Neugier, Sucht zu verleumden, heimliche Schadenfreude, und ſo weiter — ſchloßen ſich an. Aus einem Funken ein Feuer anzublaſen, aus einer Mücke einen Elephanten zu machen, verſtand ſie faſt ſo gut, wie der ausgelernteſte Höfling. Wer viel mit ihr umging, deſſen Vertrauen erwarb ſie leicht, und entzweyte ihn dann zum Danke mit der ganzen

übrigen Welt. — Ob sie in ihrem nachherigen Betragen gegen Helenen, außer ihrer gewöhnlichen Denkungsart, noch ein besonderer Grund leitete; ob sie mit einem Dritten im Bunde stand, der nach dem reich gewordenen Mädchen haschte; oder ob sie gar ein günstiges Auge auf Molldorfs eigene Person gerichtet hatte, und dachte: Nur erst sie beyde entzweyt! im Trüben läßt sich dann fischen! das wäre nun schwer zu entscheiden. — Kurz, kaum merkte Madame Tellmann, (so hieß sie,) daß Helene über Carls Ausbleiben unruhig zu werden beginne, so fehlte es ihr nicht an Mitteln, diese Unruhe zu nähren. — Briefe von glaubwürdigen Menschen hatten ihr versichert, daß Molldorf in den besten Häusern Zutritt habe; daß ihn die Männer etwas stolz, aber verschiedene Frauen von feinstem Tone höchst artig fänden; und daß er seine Zeit dort äußerst angenehm hinbringe. — Helene hörte zu, lächelte und — schwieg. Dieses Schweigen genügte; Madame Tellmann bekam bald wieder Briefe. „Molldorf, versicherte sie, wäre von seinem Gegner ein vortheilhafter Vergleich angebothen worden; nur an hundert Thaler noch habe es sich gestoßen; auch diese habe er lieber ausfechten wollen. Schreibt er Ihnen denn davon nichts? fügte sie mit verwunderungsvollem Tone hinzu. Eine sehr ernste Miene und ein kurzes Nein war Helenens Antwort. Am nächsten Mittag schmeckte ihr kein Bissen. — Die Erzählerinn kam abermahls. Molldorf hatte auf einem Ball mit dem schönsten Mädchen in ganz B — viel getanzt; hatte sie zwey Tage darauf bey einer Spazierfahrt begleitet; man sprach schon in der halben Stadt von einem Plane, der sich freylich nach dem Fuße, auf welchem er

mit

mit Helenen stehe, gar nicht denken lasse. — Madame Tellmann lachte hier laut über das mährchenhafte Geplauder der Welt. Daß ihrer Freundinn eine Thräne ins Auge trat, bemerkte sie nicht.

Kann man zweifeln, daß Nachrichten dieser Art, jede unschuldig auf einer, schuldvoll auf der andern Seite, tief auf Helenen wirken mußten? Doch wirkten sie nicht ganz so, wie die Erzählerinn wünschte! Sie sollten Helenen erbittern, und sie betrübten dieselbe nur. Daß Carl sie hintergehe; daß sein Verweilen in der Hauptstadt willkürlich sey; daß er sie nicht mehr so liebe, wie er solle und wie er vorgebe; alles dieß glaubte sie. Aber sie suchte den Grund davon nicht in Carls Charakter, sondern im Charakter der Männer, zumahl der jungen Männer überhaupt, und — in sich selbst. Alles, was sie sonst schon über Ungleichheit ihres Alters und ihrer Gemüther gedacht und gefühlt, was aber ein einziger Kuß des Bräutigams weggetilgt hatte, das entstand jetzt von Neuem. Sie glaubte sich wieder über den Zeitpunct heraus, wo sie Liebe, dauerhafte Liebe erzeugen könne. Sie gab ihrer eigenen Thorheit die ganze Schuld des jetzigen Kummers; ward eine edelmüthige Selbstquälerinn. — Denn, was ihren Charakter ehrt, so sehr Madame Tellmann sich auch bemühte ihr Herz ganz zu lenken, so widerstand Helene doch. Sie traute nur den Nachrichten ihrer falschen Freundinn; ihre versteckten Rathschläge, die auf Wiedervergeltung abzweckten, verwarf sie. Im Stillen, nach manchem Kampfe, faßte sie ihren Entschluß; und die Person, an welche sie sich zuerst wandte, war — Carl selbst.

Sie schrieb ihm alles, was sie von ihm gehört hatte. Nicht der kleinste Vorwurf, nur ein Paar verwundernde Worte: daß er nicht selbst es ihr gemeldet habe, entfielen ihr dabey. Selbst diese Paar Worte versöhnte die Folge. Denn sie ging nun auf ihre gegenseitige Lage über. Alles was Carl, wenn er wirklich wankte, für sich zu sagen vermocht hatte, legte sie mit edler Beredsamkeit ihm in den Mund. Noch mehr! sie billigte seine Gründe. Sie schwur, in ihren Augen sey er gerechtfertigt. — „Wohlan dann, Carl, (schloß sie dieses sonderbare Sendschreiben) „lassen Sie uns Freunde seyn, Freunde bleiben, als „Freunde handeln! Jedes von uns strebe nach des Andern Achtung, und — warum sollte ich dieses Wort „nicht in seinem edlern Sinne brauchen? — nach des „Andern Liebe! Um dieß zu bewirken, wollen wir uns „scheiden, bevor wir noch verbunden sind. Was Sie „abhielt, dieses Wort zuerst zu sprechen, war unzeitige Scham; ich ersparte Ihnen dieselbe. Noch ein „anderes, gewiß viel kleineres Hinderniß will ich ebenfalls, und zwar viel leichter heben.

„Das Testament meines Oheims bindet Ihre „Hände. Es ist allerdings sehr gütig gegen mich abgefaßt. Doch allzu große Güte verzog schon manches „Kind. Ich muß eilen, damit ich es nicht auch werde. „Auf jeden Fall dachte mein Oheim; einen einzigen „vergaß er doch. Den, daß ich selbst, — ich zuerst, — unbeleidigt von Ihnen, — aus einer Regung die Lösung unseres Versprechens begehrte. Dieser Fall ist da. Hier kann das Testament „nicht richten, nicht Sie strafen. Ein Vergleich kann „es mitteln. Ich biethe Ihnen denselben hiermit an!

„Entlaſſen Sie mich meines Worts! Ich trete „Ihnen mit Freuden dafür die Anſprüche auf die an„dere Hälfte der Erbſchaft ab. Jene achttauſend Tha„ler auf jeden Fall mir beſtimmt, und eine Leibrente „von fünfhundert Thalern ſind alles, was ich begehre. „Heirathen werde ich nie. Wohnen will ich, wo Sie „es gut finden. Nach meinem Tode ſind Sie, oder „Ihr älteſter Sohn, mein Erbe!"

Mit größter Ungeduld hatte gerade dieſem Briefe Molldorf entgegen geſehen. Den Poſttag vorher waren ihm, was noch nie geſchehen — was er durchaus nicht begriff, und jeder Leſer deſto leichter begreifen wird! — alle Nachrichten von Helenen ausgeblieben. Er rieth angſtvoll auf eine Unpäßlichkeit von ihr, aufs Verlorengehen ihres Schreibens, auch auf einigen Unwillen ſeines Verzugs halber. Er griff deſto raſcher jetzt nach dem Briefe — las — ſtutzte. Staunen und Unwillen wechſelten. Das erſtere überwog den letztern bald weit. Sein erſter Entſchluß war, alles ſogleich hier abzubrechen, hinzueilen, ſich zu rechtfertigen, gewiſſer Maßen ſie zu beſchämen. „Nur mündliche Antwort, rief er, gebührt ſich hierauf! Nur der Augenſchein widerlegt ganz!" — Er ließ ſogleich Poſtpferde beſtellen, ließ dem Anwald ſeine Abreiſe melden; half ſelbſt ſeinen Bedienten packen. Eben war er fertig, als ein neuer Gedanke durch ſeinen Kopf fuhr. Er glich auf einige Augenblicke einem Menſchen, der vom Traume ſich aufrafft. Er überlegte, verwarf, überlegte wieder. In dieſem Augenblick kam ſein Anwald, und bath ihn: nur noch einen Tag zu verweilen. Er glaubte, dieſer Tag werde vergehen, wie die neun bisherigen Wochen; doch ſtellte er ſich, als ob dieſes ihn be-

stimme; die Postpferde wurden abbestellt; an Helenen erging folgendes Billet:

„Vortreffliches Mädchen!

„Alles was man Ihnen von meinem hiesigen Be„tragen erzählte, ist verfälscht, vergrößert, zum Theil „ganz erdichtet; kurz — es ist unrichtig. Aber tiefge„dacht und vortrefflich sind die Betrachtungen, die Sie „hinzufügen; edelmüthig das Erbiethen, womit Sie „schließen."

„Ich nehme dieses Letztere an. Meine Liebe zu „Ihnen war von jeher rein und echt; sie ist noch jetzt, „was sie war. Mein bester Wille strebte stets dahin, „Sie glücklich zu machen, doch nie Sie zu überlisten. „Dahin, wo Sie Gram und Reue zu finden vermu„then, mag ich weder mit schmeichelnder, noch ernster „Zuredung Sie hinführen. Noch ein Mahl also, ich „nehme Ihren Vorschlag an! — Aber eine Bitte fü„ge ich hinzu. Lassen Sie jenen Vergleich uns so förm„lich und sobald als möglich treffen! — Binnen drey „Tagen aufs späteste reise ich hier ab. Der Rechtsge„lehrte, der das Testament unsers Oheims entwarf, „ist Ihnen nahe; lassen Sie ihn rufen! geben Sie „ihm Vollmacht ein Instrument aufzusetzen. Machen „Sie die Bedingungen nach Gefallen. Alles, was „Sie in Vorschlag bringen, unterschreibe ich un„gelesen."

Gewiß war es Helenen Ernst mit ihrem Erbiethen gewesen; gewiß würde sie auch mit Ernst darauf bestanden haben; doch war ihr eine so rasche Annahme, ganz ohne Gegenrede, ohne Entschuldigung, kurz — ohne das, was man im gemeinen Leben doch einige Umstände machen nennt, etwas unerwartet. —

„Hätte ich mich denn vielleicht ganz in ihm geirrt!“ rief sie mit einem Gemische von Wehmuth und Unwillen, als sie zuerst sein Schreiben gelesen hatte. Mit überwiegender Fassung fügte sie stracks hinzu: „Doch „nein! nein, er hat Recht! Gewisse Dinge müssen „schleunig betrieben werden, wenn nicht unzeitige Reue „das Gute in ihnen hindern soll!“ — Der Anwald ward gerufen: Keine Abrathung von seiner Seite, keine Vorstellung von Madame Tellmann, die aus einigen entfallenen Worten errieth, was vorging, und gerade diese Wendung unter diesen Maßregeln nicht billigte, fruchteten. Als Carl am Abend des dritten Tages wirklich ankam, fehlte zur Gültigkeit der schon aufgesetzten Acte nichts als die Unterschrift von ihm und einigen Zeugen.

Molldorfs Betragen gegen Helenen beym Empfange war anständig, doch etwas gezwungen. Überall verrieth sich Hochachtung, doch Liebe blickte nirgends hervor. Er küßte mir wieder ihre Hand, nicht mehr den Mund. Er freute sich sie sowohl zu sehen, und fragte erst gleich darauf hastig: ob sie es auch wirklich wäre? Er berichtete ihr sogleich, daß er noch den Tag vor seiner Abreise mit seinem Schuldner ein Abkommen getroffen habe; schien damit sehr zufrieden, und gestand doch gleich darauf, daß er ein beträchtliches dabey — verloren hätte. Er erzählte ihr noch hundert Neuigkeiten aus der Hauptstadt; Helene mochte wohl neun und neunzig davon überhören; aber er merkte es nicht, oder wollte es nicht merken. Sie meldete ihm mit wenigen Worten: daß in der bewußtem Sache alles fertig sey. Er erwiederte: „er sey ohnedieß Willens, übermorgen eine kleine Gesellschaft von Freun-

den einzuladen. Gewisse Dinge, die zweyerley Auslegungen litten, könne man nicht leicht offen genug vornehmen. Ein Vergleich, in der Gegenwart von Mehreren unterzeichnet, beweise stärker, in wie fern er freundschaftlich geschlossen worden sey oder nicht." — Indem Helene noch auf eine Antwort, vielleicht auch auf eine Einwendung, sich zu besinnen schien, stand er rasch auf und entfernte sich in sein Zimmer. Den nächsten ganzen Tag verbrachte er mit häuslichen Geschäften, die freylich in seiner Abwesenheit sich angehäuft hatten. Helenen sah er nur beym Kaffehtisch und an der Tafel. Jede Rede, an sie gewandt, war verbindlich; nur mit ihrer Gesellschafterinn schnitt er das Gespräche merklich ab.

Des andern Mittags erschienen die geladenen Gäste; fünf oder sechs von Molldorfs besten — man kann freylich nicht sagen, Freunden, denn diese hat man selten in solcher Anzahl! aber doch — Bekannten. Sie freuten sich seiner Rückkehr, und hofften sich nun auch bald über seine Heirath freuen zu können. Helene entfärbte sich bey dieser Rede, und nahm einen Vorwand sich zu entfernen. Molldorf eröffnete jetzt seinen Gästen so kurz und doch so genügend als möglich: welche Abänderung in seinem Lebensplane sich finde; und welchen Vertrag Helene ihm vorgeschlagen habe. Alle verwunderten sich über die Sache selbst, und bewunderten Helenen. Ein Paar thaten es mit einer Miene, die Molldorfen Glück wünschte; ihren Worten wußte er durch einen Blick zur rechten Zeit vorzubeugen. Helene kam bald darauf wieder. Es schien, als habe ihr Auge indessen, wiewohl nun wieder trocken und klar, ein Paar Thränen fallen lassen. Carl sagte

ihr: daß seine Freunde bereits von ihrem Entschlusse wüßten, und ihre uneigennützige Denkungsart bewunderten; eine schweigende Verbeugung war ihre Antwort. Die Tafel selbst war eben nicht die munterste. Zwar trank man, erzählte, scherzte, jagte sogar nach Witz. Doch jene Heiterkeit, die nur ungesucht sich finden läßt, blieb aus. Carls Blick haftete zuweilen mit einem Mittelding von Forschungsgeist und Bedauern auf Helenens Antlitz; sie mochte es spüren, und vermied dann aufzuschauen.

Nach Tische hohlte der Anwald die Urkunde des Vergleichs. Sie ward unterfertigt. Mit heiterer Miene und fester Hand schrieb Helene ihren Nahmen nieder; Carl und die Zeugen folgten. Alles war nun, wie man zu sagen pflegt, in Ordnung. Von zwey gleichlautenden Exemplaren wollte der Rechtsgelehrte eines ihm, das andere ihr überreichen. Molldorf schob es zurück. „Nein, Herr, rief er, aus Helenens eigener Hand muß ich dieses wichtige Papier, meinen Abschied, empfangen! Und wenn wirklich zu diesem Schritte nicht eine schnellgefaßte, mir unbegreifliche Feindschaft gegen mich, oder eine unwürdige That von mir selbst sie drängte; wenn sie wirklich bleiben will, was sie zu bleiben versprach — meine Freundinn! — so wird sie mit einem Kusse mir es reichen."

Hel. Das will ich! Sollte es auch der letzte in diesem Leben seyn!

Carl. Der letzte? Da sey Gott vor, Mühmchen! (Er umarmt sie, und wendet sich dann schnell gegen seine Gesellschaft). Meine Freunde! Sie glaubten bis jetzt: nur als Zeugen dieses Vergleichs wären Sie geladen; und wunderten sich vielleicht, daß ich so Viele mir er-

hath, wo schon Zwey zur Gültigkeit genügten. Doch nein, vor ihrer Aller Ohren muß ich noch einige Worte mit diesem seltenen Mädchen sprechen. Richten Sie dann zwischen mir und ihr! — Helene, von dem Tage an, wo unser Oheim unsere Hände zusammen fügte, war oft im Stillen meine einzige kleine Sorge: Wird diese Verbindung nicht Manchen nur ein Schritt des Eigennutzes scheinen? Wirklich drang auch schon manches Geschwätze dieser Art in mein Ohr; drang dann noch unendlich stärker, als unser Vater gestorben war! Doch war es in meinen Gedanken nur Kleinigkeit, denn ich sprach zu mir: Helene selbst kennt dich anders! und nie gab es ein großes Gut ohne ein geringes Übel! — Erst dann, als ich Ihren Brief erhielt, erst dann sah ich mit Schrecken: daß dieser Argwohn auch Sie ergreife! hoffte zwar jetzt noch ihn verscheuchen zu können; aber besorgte auch seine Rückkehr für künftig; sah in ihm den Störer unsers ehelichen Friedens, ihren Quälgeist in mancher einsamen Stunde; und deßhalb — deßhalb nur verzeihen Sie mir, was ich heute that und annahm!

Hel. (etwas schmerzhaft lächelnd). Und warum sollte ich Ihnen verzeihen. —

Carl (einfallend). Noch nicht, liebes Mühmchen, noch nicht! — Jetzt, — meine Herrn, nicht wahr? jetzt wäre ich Besitzer von meines Oheims ganzem Vermögen? Besitzer desselben bis auf einen kleinen Theil, der im Vergleich des übrigen unmöglich in Anschlag, wenigstens nicht in hohen Anschlag kommen kann! Jetzt bin ich ganz Herr über meines künftigen Lebens Plan! Und nun wende ich mich noch einmahl, und frage: theuerste, liebste Helene! wollen Sie mei-

ne Hand annehmen? Meine Hand und mein Herz! Wollen Sie es, mit der vollen Überzeugung: daß ich ohne Eigennutz Sie liebe! daß ich mich stets bestreben werde, Sie so glücklich zu machen, als es in meinen, allerdings nur mäßigen Kräften steht?

Hel. (betreten). Wie, Carl, diese erneute überraschende Frage — trennten wir uns nicht mit beyderseitigem Willen? — Sind meine Gründe, meine Besorgnisse, bloß von diesem geringfügigen Gelde hergenommen? — Räth mir nicht eine andere Ungleichheit weit stärker noch auf meinem Sinne zu bleiben?

Carl. Nun so bleiben Sie auch im Besitz ihres Vermögens, (indem er schnell die Urkunde zerreißt) im Besitz jenes Erbtheils, um welches kein Vergleich Sie bringen soll und darf! Beym Geist unsers Vaters schwöre ich! nie kam in meine Seele der Gedanke, Ihre Habe nur um einen Pfennig zu verkürzen; nur überführen wollte ich Sie, daß Ihre Person, — daß Sie selbst es wären, um die ich warb; — um die ich jetzt noch werbe, im Beyseyn meiner Freunde. — Ja, ja! ich gestehe es frey: nur Hochachtung, nur Dankbegier leitete mich, als ich das erste Mahl meine Hand Ihnen antrug. Doch Liebe, innige Liebe folgte dieser Hochachtung bald. Jene lange Abwesenheit minderte sie nicht, und war nicht meine Schuld. Nie verging ich mich, selbst in Gedanken nicht, an der Treue, die ich Ihnen schwur. Mit unsäglichem Zwang nahm ich die Larve von gestern und vorgestern an; rechnete dabey stets auf Ihr Herz; und fühle mich arm, — bettelarm, wenn diese Rechnung mich täuschte.

Zeit und Raum genug hatte Molldorf gehabt, die ganze Summe seiner Empfindungen auszugießen.

Niemand unterbrach ihn. Alle hatte seine Wendung, seine Bitte, das Feuer seiner Rede überrascht. Erst, als er nun eine Minute lang schwieg, dann der unentschlossen scheinenden Helene sich nahte, und ihr die Hand bot, um noch einmahl einzuschlagen, da unterstützte ihn jeder von den Anwesenden mit seinem Beyfall, seinem Vorworte. „O Fräulein, Fräulein! wie können Sie sich noch sträuben?" Dieß oder eine ähnliche Formel war der chormäßige Zuruf von allen. — Wohl möglich, daß ihn Helene nicht einmahl hörte! denn schon hing sie an Carls Halse; verbarg an ihm ihr Angesicht und stammelte: „Carl, du machst „mit mir, was dir gut däucht! Du hast mit edler „Grausamkeit mich abermahls überwunden!"

Hier eine Pause, in welcher er mit stummer Inbrunst das holde Geschöpf umarmte, und dann die Glückwünsche der Anwesenden hinnahm, die allerdings diesen Auftritt rührend, seine That schön, seine Belohnung — wenigstens jetzt noch, — neidenswerth fanden! Nicht lange genoß er dieser Wonne; jetzt müßig zu seyn schien ihm thöricht; er wandte sich abermahls zu Helenen. „Warum sollte ich, sprach er, meine Eitelkeit verschweigen? Warum mit der kleinen Bitte zögern, da mir die größere gewährt worden? Daß ich auf Ihr Herz rechnete, theures Mädchen, sagte ich vorhin schon; daß ich Erhörung hoffte, gestehe ich. Daß ich aber nun auch wünschte im Hafen zu seyn, wo es nicht mehr stürmt; wer kann mir dieses verargen? — Helene! hier ist eine Erlaubniß uns zu ehelichen, wann, wie und wo wir wollen. Die Zeit der Trauer ist vorüber. Hier sind Freunde; ganz in der Nähe wartet ein Priester nur auf den ersten Ruf.

Lassen Sie uns nach ihm senden! — Eine Überraschung glückte schon; lassen Sie die zweyte nicht mißlingen! Lassen Sie auf einen so schön gewordenen Tag auch einen fröhlichen Abend folgen!"

Helenens abermahlige Bestürzung ähnelte jener erstern; glich ihr jedoch nicht ganz. Vergebens widersetzte sie sich ernstlich, und verlangte nur zwey oder drey Tage Aufschub. Carl fand wieder Vorsprecher genug. Man übertäubte Helenen. Indem sie zwar nicht einwilligte, doch schon schwieg, ging die Thüre auf, und der Priester trat herein. Wie er seiner Pflicht ein Genüge that; wie gleichsam im Traume noch Helene mit demjenigen verbunden ward, von dem sie sich — vor einer Stunde noch — als geschieden auf ewig betrachtete; dieß bedarf nun keiner Ausführung, ja keiner Erwähnung weiter. Als die Gäste heimkamen, und in ihren Zirkeln die Geschichte dieses Tages erzählten, gab es freylich wieder eine Novelle, die vermehrt und verschönert fast in der ganzen Provinz ihren Kreislauf hielt. Doch ward wenig darüber gespottet: höchstens ein wenig gespöttelt. Vorzüglich half hierbey Madame Tellmann, die am dritten Morgen nach der Hochzeit ein ansehnliches Geschenk, nebst ihrer Entlassung erhielt; und die zum Danke sich öffentlich erboth, ihren Kopf zu verwetten, daß das eheliche Glück des neuverbundenen Paares nicht länger als vier Wochen dauern werde.

Sie hätte ihn verloren, — diesen nichtswürdigen Kopf! denn eilf Jahre lebte Molldorf mit Helenen in einer Ehe, die so friedlich, so traulich, und eben dadurch auch so glücklich war, als man es nur von einer menschlichen Verbindung zu fordern wagen

darf. Zwar, daß diejenige, die vordem als Nichte den alternden Oheim so unablässig, so ganz ohne eigenen Willen pflegte, als Frau noch inniger, noch unbeschränkter in den Sinn ihres Gatten sich schmiegen würde, — das ließ sich im Voraus vermuthen. Aber daß auch Molldorf nicht einen Augenblick vergessen sollte, was er versprochen hatte; daß er ohne Anspruch auf jedes andere Gefallen nur ganz für seine Gattinn und für sein Hauswesen leben würde; daß er seine eheliche Treue nicht nur unbefleckt, sondern auch unverdächtig erhalten werde; — das hatte man nicht gehofft! das machte ihm als einem Mann von Ehre, und als einem Gatten von echter Beständigkeit zweyfache Ehre; und war eine Tugend, in welcher er zwar nicht ganz ohne Genossen, doch gewiß ohne großes Gedränge von Nebenbuhlern da stand.

Das ansehnliche Vermögen, das sie Beyde besaßen, der weise Gebrauch, den Molldorf davon machte, und eine gewisse ihm angeborne Neigung zu geselliger Freude, machten sein Schloß nun oft zum Sammelplatz der Nachbarn rund umher; auch gegenseitig legten sie manchen Besuch ab; genoßen in Gemeinschaft von Mehreren alle Ergötzungen, die das Landleben nach Maßstab und Abwechslung der Jahrszeiten darbiethet. Doch wohin auch Molldorf fuhr oder ging, that er es nur in Helenens Begleitung; für sie hatte er in jeder Gesellschaft vorzüglich nur Auge und Ohr. Den anfänglichen Spott seiner Bekannten hierüber beantwortete er mit einem Ernste, der von fernern Einfällen abschreckte. Den oft listigen Nachstellungen anderer Frauen setzte er unerschütterlichen Gleichmuth entgegen; jeder ihm gefährlich dünkenden

Schönheit wich er von Weitem aus; war höflich gegen alle, Liebhaber von keiner Einzigen. Dadurch, daß er sich gewöhnte, keinen seiner Gedanken vor Helenen zu verschließen; sie in jedem Geschäfte um Rath und Meinung zu befragen; vor ihr auszuschütten alles, was ihn freute oder bekümmerte — dadurch gewann ihre Freundschaft eine solche Festigkeit, daß schon sie allein mehr als zehn eheliche Lieben vom — gewöhnlichen Schlage vermochte. Ein einziger Kummer störte zuweilen ihren häuslichen Himmel. Helene erzog keine Erben. Zwey Mahl Mutter, hatte sie doch nie die grenzenlose Wollust gehabt von einem eigenen Kinde sich angelächelt, sich geschmeichelt zu erblicken. Ein Sohn starb in der Geburt; eine Tochter lebte nur wenige Tage. Die Aussicht zu mehreren verschwand nachher bald. Oft weinte Helene hierüber im Stillen. Oft betrachtete Carl die zwey rüstigen Knaben seines Verwalters, wenn sie des Abends auf den Ackerrossen aus Muthwillen heimgeritten kamen, mit einem Blicke, der sich — zwar schnell in Lächeln verwandelte, wenn ihn Helenens Auge traf; der aber ihr deutlich genug sagte: „Die Hälfte meines Vermögens gäbe ich für solch' einen Knaben!" — Gefühle dieser Art waren freylich Gewitter-Wölkchen an einem Frühlings-Tage. Aber sie hielten auch nie allzu dauernd an, und wechselseitige Liebe machte den Himmel bald wieder heiter.

In der Mitte des eilften Jahres wuchs Molldorfs Haushaltung plötzlich um eine Hauptperson mehr an. Helene nahm ihre Stiefschwester zu sich. — Wenn diese Schwester vielleicht den meisten Lesern gleichsam vom Himmel herabfällt, so sey es zu ihrem Troste gesagt: daß es Helenen selbst damit nicht viel anders

ging. — Zwar, daß ſie von ihrem dreyzehnten bis in ihr ſiebzehntes Jahr unter einer Stief-Mutter geſtanden habe, deſſen entſann ſich Helene noch gar wohl. Denn oft genug hatte ſie damahls die harte Hand derſelben empfunden; hatte durch ſolche gewiſſer Maßen ihren Vater eingebüßt, der, nie übermäßig reich und von etwas ſchwächlicher Geſundheit, den kurzen Beſitz eines ſchönen, eiteln Weibes mit ſeinem Vermögen und Leben bezahlte. Doch kaum war er todt, ſo kümmerte ſich ſeine Witwe keinen Augenblick mehr um ein Mädchen, das freylich durch ſie verarmt und verwaiſt, aber auch dafür mit der unſchätzbaren Gabe der Geduld ausgerüſtet worden war. Helene mußte eine geraume Zeit das Gnadenbrot bey entfernten Verwandten ſuchen, bevor ſie an ihrem Oheim einen zweyten Vater fand. Frau von Drewiz, noch jung und reizend, warf indeß ihr Netz abermahls aus, und zog einen Baron, der an der N—k anderm Ende anſehnliche Güter beſaß. Auch in dieſer Ehe trieb ſie ihr Weſen, oder ihr Unweſen vielmehr, wie in der erſtern. Durch Putz, Spiel und Verſchwendung ſchmolz die Habe ihres zweyten Gemahls zwar etwas langſamer, doch nicht minder. Als er, größten Theils aus Kummer, ſtarb, hinterließ er einen halberwachſenen Sohn, eine ſehr junge Tochter, und kaum noch einige Trümmer ſeines großen Vermögens. Das verſchwenderiſche Weib war nicht ohne Stolz; zu einem dritten Fiſchzuge fehlte es ihr nun an dem Köder von Jugend und Schönheit; da zu betteln oder zu darben, wo ſie bisher geglänzt und geſchwelgt hatte, war ihr unerträglich. Sie verkaufte daher ſogleich, was ſie hatte; zog damit in einen Winkel von Weſtphalen; lebte nun

man nun endlich hinzu: daß Molldorf gerade jetzt erst in seines Lebens Mitte stand, ein Mann von fester, geschonter Gesundheit war, Herr über ein ansehnliches Vermögen, gern gesehen, wohin er nur in Gesellschaft kam, und wahrscheinlich für Manche in der Gesellschaft noch lieber, wenn er allein, als wenn er mit andern eintrat; so wird man muthmaßlich finden: Molldorf hatte jetzt noch weniger Grund, mißmuthig mit seiner Lage zu seyn, als vormahls.

Dennoch begann er es bald zu werden! Molldorfs empfindsame Seele hätte gern alle seine Freunde rings um sich glücklich gemacht; und daß seine älteste, bewährteste Freundinn, wenn nicht unglücklich sey, doch sich unglücklich fühle, das sah er nur allzu deutlich; konnte sich des Gedankens nicht entschlagen: daß sie es, Trotz seiner Unschuld, seinetwegen sey; glaubte, daß er doch ehemahls statt edel zu handeln, unbesonnen gehandelt habe, und machte sich deßfalls Vorwürfe. Nur höchst selten erlaubte er sich den Genuß fremder gesellschaftlicher Freuden, dachte dann immer zurück: ob wohl Helene jetzt leidet? und litt dadurch selbst. —

Auch dabey blieb es nicht lange. Was der Arzt vorher gesagt und Molldorf vorher gesehen hatte, geschah. Die eingezogene Lebensart, wozu Helene sich selbst verurtheilte, und wahrscheinlich noch mehr die Stimmung ihrer Seele wirkten jetzt eben so ungünstig auf den Körper zurück, als körperlicher Verfall vorher auf die Seele gewirkt hatte. Helene ward, so wie der Winter eintrat, zwar nicht tödtlich krank, aber äußerst kränklich. Ein unaufhörliches Hüsteln und Frösteln stellte sich ein. Größere Unannehmlichkeiten folgten. Bisher hatte sie oft aus Eigensinn das Zimmer gehü-

kaum den Nahmen einer Stiefschwester verdiente; sie wollte sogar hier noch mit einer Art von Würde sprechen, und fiel dann plötzlich wieder, was ihr auch besser zierte, in eine demüthige Klage, in ein aufrichtiges Geständniß ihrer Fehler herab. — Schwer ward ihr gewiß dieser Schritt. Wenige Tage vor ihrem Tode sandte sie den Brief ab. Er kam an dem Ort seiner Bestimmung erst an, als die Schreiberinn schon ausgelitten hatte. — Helenens Verwunderung war groß; sie wußte wirklich kaum vom Daseyn dieser Stiefschwester. Aber ihr Mitleid war noch größer. Sie eilte mit diesem Briefe zu ihrem Gemahl. —" Was ist zu thun?" fragte sie ihn nach Lesung desselben. — „Zu retten, was noch zu retten ist. An Euphrosinen zu thun, was der Oheim an meiner Kindheit that!" — „O Carl, Carl! du sprichst, wie immer, aus meiner Seele."

Molldorf reiste wirklich des andern Tages schon nach Westphalen, und hohlte Euphrosinen. Es war ein Mädchen, — oder noch ein Kind vielmehr — von der Natur mild bedacht; von angenehmer Gestalt, von einem sanften, willigen Herzen, und auch von dem, was man Mutterwitz nennt, nicht entblößt; aber noch ganz ungebildet, — ja ungesittet beynahe. In ein Paar leichtern weiblichen Arbeiten, im Nähen, Stricken u. s. w. bestanden ihre ganzen Kenntnisse; von Lesen und Schreiben wußte sie nicht viel mehr, als die Anfangs-Gründe. Als sie Helenens Hand zuerst mit kindischer Wärme küßte; als sie ihr ausrichtete, was die sterbende Mutter noch am letzten Tage ihr aufgetragen hatte, schwur jene, von nun an ihr mehr als Mutter zu werden, und auch

ihren

ihren Unterricht, ihre Bildung selbst zu übernehmen. Sogleich legte sie Hand ans Werk, — und nicht unwirksam. Der rohe Diamant war des Schleifens werth. Euphrosine fügte sich willig nach jeder Lehre, jedem Unterricht. Helene fand in dieser neuen Arbeit neues Vergnügen. Ihr häusliches, etwas einförmiges Leben gewann eine Abwechslung mehr. Sie glaubte gerade jetzt noch nicht an demjenigen Zeitpuncte zu stehen, wo es mit ihrem Glück bergabwärts gehen sollte.

Das Altern ist eine Veränderung des menschlichen Körpers, die fast jedem, den sie betrifft, noch viel zu frühzeitig kommt. Man ehrt das gealterte Gesicht zuweilen bey andern, an sich selbst würde man es — aus bloßer Bescheidenheit! — gern entbehren. Vorzüglich soll dieses der Fall bey den Frauen seyn; und gleichwohl trifft wieder sie dieses Altern am sichtlichsten und am eilfertigsten. Doch auch diese Eile hat ihre Grade und ihre Launen. Schon manche Mutter stand neben ihrer mannbaren Tochter, wie eine jüngere Schwester. — Helene schien zu dieser kleinen begünstigten Anzahl zu gehören. Sie war nun schon einige Jahre über den fürchterlichen Zeitpunct hinaus, den die Dame gutwillig nie einräumte; das heißt, sie war fast vier und vierzig; wer sie zum ersten Mahl sah, hätte nicht auf so viel dreyßig gerathen. Ihr häuslicher Friede und ihres Geistes sanfte Stimmung schienen ihr diese fortdauernde Jugend noch auf lange zu verbürgen. Sie war sogar etwas rothwangig, etwas stärker geworden, als im eheloſen Leben. Da erkrankte sie plötzlich an einer Ruhr, die in der Gegend umher ging, und die sie sich selbst durch einen gutmüthigen Besuch am Bette einer ihrer Kammerfrauen geholt

haben machte. Nach einer Todesgefahr von vierzehn Tagen genaß sie zwar wieder; war aber, dem Anschein nach, um so viel Jahre älter geworden. Die Farbe ihrer Wangen, das Fleisch ihres Gesichts und ihrer Hände war weg, und kam nicht wieder. Als sie das erste Mahl vor ihren Spiegel schlich, glaubte sie ein fremdes Antlitz in demselben zu erblicken. Sichtlich und stark war ihre Bestürzung. „Habe ich denn schon im Grabe gelegen? Oder lieg' ich noch in demselben? seufzte sie halblaut. Der Trost ihres Arztes und ihres Gemahls, daß sie sich bald wieder erhohlen werde, fand bey ihr wenig Glauben, und ging vielleicht eben deßwegen auch um so weniger in Erfüllung.

Aber nicht in Helenens Gestalt allein, auch in ihrem ganzen Betragen, — in ihrer Denkart sogar ergab sich von nun an ein merklicher Abstand gegen ehemahls. Verschwunden war jene gefällige Heiterkeit, welche ihren Umgang so angenehm gemacht hatte. Ein gewisses stilles Mißtrauen, ein sichtliches Zurückziehen herrschte in allem, was sie sprach und that; herrschte gerade am sichtlichsten gegen ihren Gemahl selbst. Jede kleine Liebkosung von ihm, jeden verbindlichen Ausdruck in seiner Rede nahm sie nicht mehr mit froher Erwiederung, sondern mit einer Miene hin, als besorge sie seinen — Spott. Immer sprach sie nun, daß diese oder jene Freuden für sie sich — nicht mehr ziemten; daß diese oder jene Farben für ihr Alter nun — nicht mehr paßten. Jedem gesellschaftlichen Vergnügen außerhalb ihres Hauses starb sie ab; war verlegen, wenn irgendwo zwey Menschen leise zusammen sprachen, oder irgend ein Blick sie länger als zwey Secunden ansah. Bey der Abendtafel eines ihrer Nachbarn

wollte sie gehört haben, daß zwey Fremde sich zugeflüstert: Ein sonderbarer Einfall, seine Großmutter zu heirathen! Daß dieß auf sie gegangen sey, davon war sie überzeugter, als ein eifriger Katholik von der Unfehlbarkeit der Kirche. Seitdem brachte Molldorf sie zu keinem Gastmahl weiter, kaum zu einer Spazierfahrt an seiner Seite. „Ich mache dir jetzt doch nur Schande!" war ihre ewige Antwort, gesprochen mit einem Tone, der sich zwang scherzen zu wollen, und dadurch desto ernstlicher ward.

Molldorf befremdete diese Änderung gewaltig. So viel weibliche Eitelkeit — denn dafür hielt er es Anfangs — hatte er nicht bey diesem sonst anspruchlosen Weibe vermuthet. Er wußte sich schuldlos, sie durch keine Unvorsichtigkeit in seinem Betragen gereizt zu haben. Er that alles Mögliche, sie zu beruhigen; — vergebens! — „Nein, Carl, nein! rief sie oft, wenn „er sie schmeichelnd zu widerlegen suchte: unmöglich „kannst du diesen Körper noch lieben. Aber gönne „mir den einzigen Trost, daß unsere Seelen noch „Freunde bleiben! den einzigen Stolz, freywillig zu „entsagen, eh' ich verstoßen werde!" Sogar die Hoffnung, daß es eine rückständige Krankheits-Grille sey, die von selbst sich zerstreuen werde, verschwand. Helenens Entsagung wuchs, statt sich zu mindern. Bald ward der Garten am Schloß ihr einziger Spaziergang; Gäste, die sie zu besuchen kamen, empfing sie mit Höflichkeit, aber mit einem so bange bescheidenen Wesen, daß nur wenige sich wieder einstellten. Sogar, wenn Molldorf ihr nur im Beyseyn eines Dritten beym Eintritt oder Abschied einen freundschaftlichen Kuß both, zauderte sie sichtlich, und zischelte ihm oft ins Ohr:

„Wir machen uns lächerlich, Carl! Laß das!“ — Er mußte auch hierin endlich ihrer Grille nachgeben.

Wäre Molldorf ein Mann vom neuesten, feinsten Tone gewesen, wie leicht hätte er sich in alles dieses, und wohl noch in mehr geschickt! Eine Frau und doch auch keine zu haben, ist ja in gewissen Zirkeln das alltäglichste Ding unter der Sonne! Meiner Gemahlinn, mit der man nun schon eilf Jahre lang lebt, — die nie bildschön war, und nun fast häßlich geworden; die uns an Alter stets voraus ging, und nun selbst gesteht, daß sie diese Unschicklichkeit fühle — sich mit dieser auf einen so genannten bloß anständigen Fuß zu setzen, ist ja eher wünschenswerth als unangenehm zu nennen. Noch mehr! Wiewohl Hesene für sich selbst ein fast klösterliches Leben erwählte, war sie doch nicht so unbillig zu fordern, daß Molldorf den Einsiedler mitmache. Immer erinnerte sie ihn selbst bald an die Jagd, und bald an den Spazierritt; bald an den Besuch bey einem nachbarlichen Freunde, und bald an eine kleine Reise in die umliegenden Städte oder auch nach der Hauptstadt. Daß er ja nichts versäumen solle, was Wohlstand und Gesundheit heische, was ihm Vergnügen oder Zerstreuung bringe, das war ihre alltägliche Bitte. Kam er dann von einem kleinen Ausfluge zurück, so erwartete ihn die gefällige Hausfrau gewiß mit dem freundlichsten Gesichte, mit seinen Leibgerichten, mit allen dem, was seine Bequemlichkeit oder seine Laune nur fordern konnte; dankte ihm herzlich, wenn er ihr erzählte, was er gehört und gesehen habe; rieth ihm auch immer am Schluß, bald wieder eine ähnliche Reise zu machen, mit dem einzigen Bedinge, daß — sie daheim bleibe. Setzt

man nun endlich hinzu: daß Molldorf gerade jetzt erst in seines Lebens Mitte stand, ein Mann von fester, geschonter Gesundheit war, Herr über ein ansehnliches Vermögen, gern gesehen, wohin er nur in Gesellschaft kam, und wahrscheinlich für Manche in der Gesellschaft noch lieber, wenn er allein, als wenn er mit andern eintrat; so wird man muthmaßlich finden: Molldorf hatte jetzt noch weniger Grund, mißmuthig mit seiner Lage zu seyn, als vormahls.

Dennoch begann er es bald zu werden! Molldorfs empfindsame Seele hätte gern alle seine Freunde rings um sich glücklich gemacht; und daß seine älteste, bewährteste Freundinn, wenn nicht unglücklich sey, doch sich unglücklich fühle, das sah er nur allzu deutlich; konnte sich des Gedankens nicht entschlagen: daß sie es, Trotz seiner Unschuld, seinetwegen sey; glaubte, daß er doch ehemahls statt edel zu handeln, unbesonnen gehandelt habe, und machte sich deßfalls Vorwürfe. Nur höchst selten erlaubte er sich den Genuß fremder gesellschaftlicher Freuden, dachte dann immer zurück: ob wohl Helene jetzt leidet? und litt dadurch selbst. —

Auch dabey blieb es nicht lange. Was der Arzt vorher gesagt und Molldorf vorher gesehen hatte, geschah. Die eingezogene Lebensart, wozu Helene sich selbst verurtheilte, und wahrscheinlich noch mehr die Stimmung ihrer Seele wirkten jetzt eben so ungünstig auf den Körper zurück, als körperlicher Verfall vorher auf die Seele gewirkt hatte. Helene ward, so wie der Winter eintrat, zwar nicht tödtlich krank, aber äußerst kränklich. Ein unaufhörliches Hüsteln und Frösteln stellte sich ein. Größere Unannehmlichkeiten folgten. Bisher hatte sie oft aus Eigensinn das Zimmer gehü-

thet, nunmehr mußte sie es aus Nothwendigkeit thun. Auch beym rückkehrenden Frühling blieb sie stets. Jeder Witterungs-Wechsel hatte in ihrem Körper sein Wetterglas. Fast in jedem Monathe war sie wenigstens eine Woche bettlägerig.

Drey Jahre verflossen auf diese Art. Sie drängen sich freylich auf dem Papiere in einen sehr kleinen Umfang zusammen; sie mochten einen desto größern in der Wirklichkeit selbst für den armen Molldorf einnehmen. Er suchte zwar sein Loos auf jede anständige Art zu erleichtern. Er setzte es durch, daß Helene wieder, so bald etwas gesündere Zwischenräume kamen, Gesellschaft bey sich sah. Die Bekannten aus der Nachbarschaft wurden wieder fleißig eingeladen; selbst kleine Hausbälle wurden zuweilen gegeben. Doch waren Erholungsfristen dieser Art immer nur kurz und abwechselnd. Wenn neue Krankheitsanfälle bey Helenen sich einstellten, entfernte sich Carl oft Monathe lang nicht fünf hundert Schritte weit vom Schlosse. Keine noch so gelinde Klage hierüber entschlüpfte seinem Munde; selbst jede ernste trübe Miene suchte er — wenigstens vor ihr — zu verbergen.

Doch indeß Helene so allmählich hinwelkte, und Molldorf so treulich Gesellschafter in ihrem Krankenzimmer war, wuchs in der Nähe — ja, fast möchte man sagen, in der Mitte von Beyden, Euphrosine zu einem der reizendsten Mädchen im ganzen Lande empor; und auch um diese hatte Molldorf sich in jenem Zwischenraume manches Verdienst von höchster Wichtigkeit erworben. Nicht blaß, weil er ihr alles, was Nothdurft und Wohlstand erforderten, so reichlich als möglich, anwies, sondern weil er auch an ihr that,

was Geld nie, und selbst der wärmste Dank nur halb bezahlt, weil er — ihren Geist bilden half.

Von Neuem befand sich dieses liebenswürdige Geschöpf in Gefahr, auch hier aufzuwachsen, wie einst unter mütterlichen Augen; das heißt, halb verwildert, sich selbst überlassen. Zwar war sie seit dem ersten Augenblick ihrer Ankunft Helenens Günstling, ihre fast stäte Gesellschafterinn am Tage, ihre Schlafgenossinn des Nachts geworden; zwar hegte Helene den ersten Vorsatz, sie selbst in allem zu unterrichten, was ein Mädchen empfiehlt und vervollkommt; zwar machte sie schon, wie wir oben erwähnten, einen Anfang, der viel versprach; doch ihn auszuführen vermochte die Kränkelnde nicht. Körperliche Schwäche und verhehlter Mißmuth untersagten ihr bald alles, was einige Anstrengung erforderte. Fremden Miethlingen die Schwester anzuvertrauen, trug sie Bedenken. Immer wollte sie selbst wieder Hand ans Werk legen, und immer mißlang es. Von Mitleid bewogen, von seiner Gemahlinn ersucht, von eigener langen Weile aufgemuntert, schlug sich endlich Molldorf ins Mittel. Von ihm empfing Euphrosine Unterweisung in einigen neuern Sprachen, in Musik, in leichter, faßlicher Geschichte, Naturkunde, und andern ähnlichen, beyden Geschlechtern nützlichen Kenntnissen. Daß er seinen Unterricht nicht nach pädagogischer Kunstform, nicht als eigentlicher Gelehrter, sondern nur als ein Liebhaber von Künsten und Wissenschaften einrichtete, versteht sich von selbst. Aber wirklich besaß er durch Privatfleiß in manchem Fach nicht alltägliche Kenntniß; und unglaublich war es beynahe, wie glücklich und rasch Euphrosine seine Anleitung zu nützen vermochte.

Bald ſprach ſie franzöſiſch, italieniſch und engliſch, wenigſtens ſo gut, als ihr Lehrmeiſter ſelbſt; ſang mit Seele zum Flügel; las mit Nutzen die geiſtreichſten Schriften der Neuern; begriff, ganz entfernt vom Zirkel der großen Welt, die ſchwere Kunſt, liebenswürdig ohne Anſpruch, kenntnißreich ohne Pedanterey zu ſeyn. Wenn ſich zuweilen auf Molldorfs Schloß der nachbarliche Adel verſammelte, zeichnete ſich unter den übrigen Fräuleins, — ſelbſt unter denen, an welche weither verſchriebene Erzieher und Erzieherinnen geſchnitzt und gekünſtelt hatten! — Euphroſine ſo vortheilhaft aus, daß faſt jede Mutter eine ſolche Tochter, faſt jeder Jüngling eine ſolche Braut ſich wünſchte.

Wohl mochte es Molldorf freuen, zu ſehen, welche reichliche Zinſen ſeine aufgewandte Mühe trugen! Wohl mag es überhaupt zu der Menſchheit ſüßeſten Gefühlen gehören, beym Blick auf ein gebildetes reizendes Mädchen zu ſich ſelbſt ſagen zu können: „An dieſem Reiz haſt auch Du Theil! Natur gab nur Stoff „und Körper; Du gabſt ihr Form und Seele.“ Doch daß dieſes Gefühl nicht Anmuth allein, ſondern auch Gefahr bey ſich führt, iſt eben ſo unbezweifelt. Der Abälards, die ihre Schülerinnen lieb gewannen, gab es ſchon unzählige; der Heloiſen, die es mit Gegenliebe vergalten, nicht viel minder. Männliche Freundſchaft gegen ein ſchönes Mädchen geht oft pfeilſchnell in Liebe, warmer Dank des Mädchens nicht viel langſamer in Zärtlichkeit über. — Wahr genug ſind dieſe Sätze ſchon im Allgemeinen; noch anwendbarer wurden ſie hier im Beſondern! Man denke ſich Molldorf zwiſchen einer gealterten, unausgeſetzt kränkelnden, von ihm aus eigener Willkür abgetrennten Gattinn,

und einem aufblühenden, ſich täglich verſchönernden und an ihn anſchmiegenden Mädchen! Man denke ſich Euphroſinen, wie ſie oft Wochen und Monathe lang faſt keinen andern Mann ihres Standes, als Molldorf erblickt; wie ſie ihn als ihren Wohlthäter, Erhalter, Freund und Lehrer betrachtet, wie ſie alltäglich ſein Lob aus Helenens Munde vernimmt; wie ſie Stoff genug findet, mit eigenen Augen ſeine häusliche Tugend zu bewundern; wie er im kleinen Zirkel ihrer Bekannten zwar von Manchem an Jugend und Liebreiz, doch von keinem an Verſtand und männlicher Wohlgeſtalt übertroffen wird. Man denke ſich die gefährliche einſame Nähe, die unbefangene Unſchuld erſt aufblühender Reize, die traurige lange Weile, die oft Beyde drückte, die Nothwendigkeit bey Ihr und Ihm, ſich doch an einen Gegenſtand anzuſchließen, der das Herz beſchäftiget; und man wird es ſehr begreiflich, oder vielmehr ſehr natürlich finden: daß, als Euphroſine jetzt ihr achtzehntes Jahr antrat (ein Zeitpunct, wo Molldorf gerade ſein ſieben und dreyßigſtes ſchloß!) Er in ihr mehr als nur ſeiner Frau Schweſter, — Sie in ihm mehr, als nur ihrer Schweſter Mann erblickte; daß zärtliche Neigung hier und dort gleichſam im Hinterhalte lauſchte, bereit, auf den erſten Winkvollen Beſitz von Beyder Herzen zu nehmen.

Unter funfzig Leſern dürften ſich neun und vierzig nun auf verliebte Abenteuer vorbereiten, auf Liebesgeſtändniſſe, auf Gewiſſensbiſſe, die — bald beſänftiget werden, auf Spaziergänge im Mondenſchein, auf Tugend, die — ſtrauchelt und vielleicht gar ſinkt; auf eine Überraſchung, wo Helene plötzlich das Zimmer öffnet, oder unerwartet in die Laube

Welt, und Arm in Arm die Sorglosen findet. Doch alle diese Vermuthungen werden — sich irren. So leicht auch den aufmerksamsten Mann eine zärtliche Leidenschaft zu überschleichen, sobald sie ihn auch zu überraschen vermag; ganz überwinden kann sie doch nur denjenigen, der nie auf sich selbst hört. Molldorf wenigstens warnte eine Kleinigkeit, vielleicht in den letzten Minuten, wo Warnung noch Raum fand. Als er, der eine geraume Frist hindurch keinen größeren Wohllaut gekannt, als ein Lob, das man Euphrosinen beylegte; dem nichts süßer geschmeichelt hatte, als ein Beyfall, den sie erhielt, — als er plötzlich bemerkte, daß er doch minder gern aus männlichem als weiblichem Munde sie rühmen hörte; als ihn die Rose, die Euphrosinen einst Baron Wells, ein junger Geck aus der Hauptstadt, darboth, und die sie gedankenlos an den Busen steckte, um die Heiterkeit bey der Tafel, und ein deutscher Tanz, den sie mit Ebendemselben tanzte, um zwey oder drey Stunden Schlaf in der nächsten Nacht brachte; als er am andern Morgen mit etwas bitterm Blute an diesen Vorfall denken und darüber lächeln wollte, da warf er rasch einen aufmerksamern Blick in sein Innerstes und stutzte; dachte genauer nach und begriff kaum: warum er nicht eher alles das gesehen habe, was er jetzt sah. — Jene Duetts am Flügel, wo er sich so gern und so vertraulich über ihren Nacken bog; wo sich so oft schon ihre Seelen in sanften Melodien zu begegnen schienen; — jene Unterrichts-Stunden, wo schon einige Mahl ein Sonnet von Petrarca, eine Scene aus Shakspeares Romeo oder aus Racine's Berenice sie zu ästhetischer Zergliederung der feineren Gefühle gelockt hatte; jene kurzen abge-

brochenen Gespräche, wenn Helene Mittagsschlummer hielt, wo sie schon oft gegenseitige gelinde Beschwerden über den Eigensinn der Kränkelnden ausgewechselt und durch einen Händedruck sich mehr noch als durch Worte gesagt hatten; jene halbkindliche Freude, mit welcher Euphrosine ihn zu umarmen pflegte, wenn sie für irgend ein Geschenk, für irgend eine Güte ihm danken wollte; selbst die Bemerkung, daß sie seit Kurzem oft Gelegenheit zum Dank erhalten habe! — alles, alles dieses, so unbesorgsam bis jetzt in seinen Augen, bekam nunmehr plötzlich eine ganz andere Beleuchtung. Es schien ihm, als stehe er auf einem gefährlichen Scheidewege, wo ein einziger Schritt weiter alle Umkehr unmöglich mache. Der Entschluß, den er faßte, war Entschluß eines edlen Mannes.

Mit Recht dünkte ein plötzlicher Abbruch ihm bedenklich. Er würde dadurch eine Unschuldige gekränkt, den Verdacht der Hausgenossen geweckt, vielleicht der Gattinn selbst das Geheimniß seines Busens verrathen haben. Auf ähnliche Art entdeckte vordem der Oberst ihre eigene Liebe; warum sollte Helene nicht auch so scharfsichtig seyn, wie er? — Gleichwohl hielt Molldorf auch jedes längere Zaudern für gefährlich. Aufschub beschließt immer nur derjenige, dem es mit seiner ganzen Besserung kein Ernst ist. Molldorfs Absicht war daher allmähliger Rückzug — aber von Stund an. Manche Schwierigkeit sah er dabey voraus, noch mehrere fand er.

Denn nicht genug, daß sein eigenes Herz jeden Schritt ihm erschwerte! Euphrosinens Betragen that es noch stärker. Was seine Bescheidenheit gern — wenn nicht ganz, doch größten Theils sich abgeläugnet hätte,

ward ihm bald unbezweifelt. Das holde Mädchen liebte nicht nur wieder, sondern sogar vielleicht inniger noch, als sie geliebt ward. Sehr natürlich auch! denn es war ihre erste Liebe. — So unmerklich daher Molldorf die Stunden des Unterrichtes, oder vielmehr des gemeinschaftlichen Lesens abzukürzen suchte; so sorgfältig er den Vorwand wählte, warum er minder als sonst zu ihrem Gesang den Flügel spielte; so dringend die Geschäfte waren, die ihn auf sein Zimmer riefen, wann Helene ruhen wollte; — Euphrosine spürte diese Veränderung, und das Absichtliche in derselben, gar bald! Daß Molldorf ungehalten seyn müsse, war ihre erste Vermuthung. Worüber? ihre angelegentlichste Untersuchung. Was sie seit einigen Tagen, Wochen, Monden sogar, gesagt, gethan, gedacht nur habe, alles durchlief sie bey sich selbst mit ängstlicher Eile. Nichts, was ihr Gewissen beschwören könne, fand die Schuldlose. Um aber auch unbewußte Schuld wieder auszusöhnen, verdoppelte sie ihre Freundlichkeit, ihre Liebkosungen, ihre besten Künste. Daß sie eben dadurch Molldorfs Verlegenheit, den Kampf seines Herzens, das Bängliche seiner Lage vermehre, kam ihr freylich nicht in den Sinn. Sie war unschuldig genug, bey Helenen selbst sich über diese Veränderung zu beklagen; sich bey ihr zu erkundigen: ob sie nicht wisse, warum Molldorf zürne? — „Und warum fragst du ihn, erwiederte diese, nicht selbst?“ — „Ich that es! Wohl zwey oder drey Mahl schon. Immer hat er eine Ausrede in Bereitschaft. Gestern, indem er sich abermahls losmachte, hätte ich schwören wollen, es stände ihm eine Thräne im Auge.“

Helene ſchien hier ſelbſt ein wenig befremdet; forſchte genauer: Wie? und ſeit wann? ward ein Paar Augenblicke nachdenkend, und verſicherte dann Euphroſinen lächelnd: Molldorf zürne gewiß nicht. Eine Laune dieſer Art ſey Männern gewöhnlich, doch ſelten dauernd. — Noch dieſen Abend eröffnete ſie ihrem Gemahl die ſchweſterliche Beſchwerde. Etwas unerwartet kam ſie ihm in dieſem Munde. Helenens freundlicher und doch dabey feſter Blick mehrte ſeine Verlegenheit. Dennoch faßte er ſich bald. Was er antwortete, war nicht die vollſte, alleinige Wahrheit; aber noch minder ganz erdichtet. — „Er halte es," ſagte er, „für überflüſſig, vielleicht auch für unſchicklich, „bey einer ſchon ſo erwachſenen, ſchon ſo gebildeten „Perſon den Unterricht noch fortzuſetzen, der freylich „vor Jahr und Tag noch Statt gefunden habe. Er „glaube bey einigen ſeiner Bekannten ſchon Verwunderung über dieſen Punct verſpürt zu haben. Er ſcheue „die Auslegungsſucht, die ſo gern aus Nichts Etwas, „und dann wieder Viel aus dieſem Etwas mache. Er „ſcheue" — — — Stockender ward hier ſeine Rede; Helene ſelbſt unterbrach ihn. „Carl," ſprach ſie, indem ſie mit Wärme ſeine Hand ergriff, — „Carl, bedurfte „es dieſes Beweiſes erſt, daß in dir das Herz eines „Biedermannes ſchlägt? Wohlan! ich will Euphroſi„nen zu beruhigen ſuchen. Verſuche das Gleiche mit dir „ſelbſt!" — Plötzlich entfernte ſie ſich bey dieſen Worten in ihr Cabinett. Ihr zu folgen — ſie jetzt, oder ſpäter um den genauern Sinn ihrer Rede zu befragen, hatte Molldorf nicht Muth genug. Was ſie nachher mit Euphroſinen geſprochen, erfuhr er eben ſo wenig. Doch war die Miene des holden Mädchens am nächſten

Morgen ernster als gewöhnlich, beynahe traurig. In ihren Blicken zeigte sich etwas Übernächtiges, in ihrem ganzen Betragen Zurückhaltung. Jene jugendliche Heiterkeit, mit welcher sie an Molldorfs kleiner Mittagstafel oft selbst der kränkelnden Schwester ein Lächeln abgezwungen hatte, war verschwunden, und — kam auch nicht wieder.

Wer nur einiger Maßen auf das menschliche Herz und auf die Riesenkräfte der Leidenschaft sich versteht, wird bekennen müssen, das Opfer, das jetzt Molldorf brachte, war ein großes Opfer! Doch auch der trefflichste Mann ist nur ein Mensch, und unterdrückte Liebe ist deßhalb noch nicht vertilgt. Einem Feuer gleich, das in Kohlenschachten brennt, kann dem Ausbruche in freyer Luft zwar vorgebugt werden, doch seinem Fortglimmen in der Tiefe fast nimmer. Dieß auch Molldorfs Fall! Er war durch Nachdenken und Anstrengung Herr über seine Handlungen geworden, doch keineswegs über seine Gefühle. Daß die Entsagung, die er sich selbst auflegte, den letzten Überrest seines Glücks zertrümmerte; daß es Augenblicke gab, wo er einem Rückfalle — ja wohl mehr als Rückfall noch! — mit gewaltigen Schritten sich nahte; Augenblicke, wo eine lockende Stimme ihm zuzurufen schien: „Thor, warum quälst du dich mehr, als tausend Andere an deiner Stelle thun würden!" Augenblicke, wo Fantasie und Gefühl der Pflicht mit sehr ungleichen Kräften zusammen rangen; Augenblicke endlich, wo am Siechbette seiner Gattinn eine täuschende Hoffnung ihm Möglichkeiten vorspiegelte, die er schnell verwarf, und noch schneller wieder haschte, — o dieß alles konnte in Molldorfs Lage nicht zum Vorwurfe, sondern vielmehr

zum größern Verdienste seiner Selbstbezwingung ihm angerechnet werden! Wenn zuweilen bey kleinen Festgelagen ein ganzer Kreis von adeligen Jünglingen um das holde, jetzt noch durch einen gelinden Anstrich von Schwermuth verschönerte Mädchen sich drängte; wenn schale oder auch feine Schmeicheleyen von jeder Seite her sie bestürmten; wenn Euphrosine zwar allen eine höfliche, doch keinem Einzigen eine günstige Antwort ertheilte; und dann mitten durch diesen Bienen- oder Wespenschwarm ein halber Blick von ihr auf Molldorf fiel, dann stockte ihm oft, — wie er nachmahls gern gestand! — mitten im Gespräche der Athem; dann war ihm, als müßte er hin zu ihr, und ausrufen: „Auch ich habe einen Anspruch auf dieß reizende Geschöpf!" — Gewöhnlich entfernte er sich dann ein Weilchen ganz aus der Gesellschaft, und erzwang sich durch manchen Gang auf und ab in seinem einsamen Zimmer, wenn auch nicht Ruhe, doch Anschein der Ruhe wieder. Fast unbegreiflich dünkte es ihm in Minuten dieser Art, daß keiner seiner Freunde und Bekannten den Sturm seiner Seele merkte; unbegreiflicher noch, daß ihm nie ein beobachtender Blick von Helenen begegnete; am unbegreiflichsten endlich, wo er Kräfte für die Zukunft hernehmen sollte, da mit jedem Tage das Gewicht seiner Lasten wachse.

Wohl zehn Mahl schon stand er im Begriffe, sich einen Vertrauten seines Kummers zu wählen; und dieser sollte — Helene selbst seyn. Ihr, ihr allein wollte er gestehen; nicht zwar, daß er Euphrosinen schon wirklich liebe; aber wohl, daß er das Gefährliche dieser Nähe spüre, und Mißtrauen in sich selbst setze; wollte sie bitten, ein Mittel auszusinnen, wie man

unter schicklichem Vorwande dieses reizende Mädchen wenigstens eine Zeit lang entferne. In wachen Mitternächten hatte er schon oft deßhalb seine Rede bis zum letzten Wörtchen durchdacht und geordnet; immer schob er seinen Vorsatz am nächsten Morgen für — heute noch auf; that es, (wie er sich selbst überredete) nicht seinetwegen, sondern Helenens halber. Daß es sie doch kränken würde, wenn sie seine Neigung für eine andere spüre; daß ihr heimlicher Kummer wachsen, ihr Argwohn wieder alles schwarz sehen dürfe; daß es ihr schwer fallen müsse, sich von einer Freundinn, einer Schwester — ihrer einzigen Verwandtinn sogar, zu trennen; daß es auf jeden Fall Aufsehen machen werde; — dieß alles überlegte er von Neuem, und beschloß, noch ferner seinen Gram allein zu tragen, seinen Kampf allein zu kämpfen! Ob er in diesem letztern doch nicht endlich die Waffen gestreckt, und — wenigstens ohne Sieg sich zurück gezogen haben dürfte, ist schwer zu bestimmen; denn ein unvermutheter Umstand änderte plötzlich alles.

Schon drey Jahre hatte — wie früher erwähnt worden, — Helene gesiecht. Am kränklichsten war ihr dritter Winter verflossen. Es gab Wochen darin, wo man glaubte und glauben mußte, binnen ein Paar Tagen verlösche sie! Und doch gerade mit Anbruch des vierten Frühlings schien eine heilende Kraft in ihren Körper zurück zu kehren. Sie wagte sich wieder zu halben Tagen in die freye Luft, versuchte Spaziergänge ein auch zwey Stunden weit; hüstelte nicht mehr bey jedem Windhauche, und gewann in ihrem ganzen Leben und Weben ein etwas froheres Ansehen wieder. Doch nicht etwa dem Frühlinge selbst, bloß der Verän-

änderung ihres Arztes schrieb Helene diese Besserung zu. Sie hatte einen alten, bedächtigen, von ihrem Oheime noch geerbten Praktiker, der fast alles nur mit Krebsaugen und Tamarinden heilen wollte, mit einem jungen, entschlossenen Anfänger vertauscht, der, was an Erfahrung ihm abging, durch unternehmenden Eifer ersetzte, oder vielmehr zu ersetzen suchte; der zwar hier und da dem Todtengräber schon einen unverhofften Gewinn zugewandt haben mochte, aber auch durch einige glückliche Curen bereits aufgegebener Kranken Ruhm zu erwerben begann. Er hatte sofort die ganze Litaney von Brustthee, Kräutersäften und Pulvern bey Helenen abgeändert; und das Zutrauen, womit die Kranke seine Arzneyen genoß, mochte die Wirksamkeit derselben allerdings kräftig stärken. Auch sonst im Gespräche war D. Wendler ein artiger Mann, mit welchem man sich gut unterhalten konnte. In tausend derley Dingen, die den eigentlichen Arzt nichts kümmerten, fragte ihn Helene zuweilen um seine Meinung. Molldorf pflegte ihn oft im Scherze ihren Gewissensrath zu nennen.

Gleichwohl folgte sie auch seinen Worten nicht ganz ohne Beschränkung. So oft Wendler sie besuchte, so oft sie ihn versicherte, daß sie wieder um ein Beträchtliches sich gebessert fühle, und mit dankbarer Seele das ganze Verdienst davon seinen Arzneyen zuschrieb, so oft gestand er mit rühmlicher Bescheidenheit: daß immer noch seine Cur ein bloßes Einstweilen sey; daß ein Paar kalte Herbsttage alles wieder verderben könnten. Um dem vorzubeugen, um der anfangenden Besserung auch Dauer zu geben, halte er kein Mittel für so zweckmäßig, als — Gebrauch der Bäder zu

Pisa. Diese allein, zu gehöriger Zeit, und mit Anhaltung von einigen Monathen besucht, könnten mehr als tausend Chinatränke bewirken; könnten ihr Leben und Gesundheit auf zwölf, funfzehn und mehrere Jahre noch sichern.

Zwölf, funfzehn und mehrere Jahre noch! Welcher Ehemann könnte es Molldorf verdenken, wenn er einen gewaltigen Mißton in diesem Versprechen gefunden hätte? Und doch war es gerade wieder Molldorf zuerst, der Wendlers Vorschlag gut hieß. Nicht nur, weil auch hier seine Freundschaft, seine Sorgfalt für Helenen aller übrigen Rücksicht zuvor ging; sondern weil er auch, des ewigen Nistens auf seinem Landgute müde, von einer solchen Reise Zerstreuung, Aufmunterung, Richtung seiner Gedanken auf andere Gegenstände hoffte. Ernstlich und freundlich zugleich drang er daher sogleich in seine Gemahlinn. Binnen drey oder vier Wochen sollte seiner Seits alles zu einer halbjährigen Entfernung bereit seyn. Mit möglichster Bequemlichkeit sollte gereist werden; zu jedem schicklichen und anständigen Aufwand war er willfährig, und dennoch blieb Helene unentschlossen. Ohne ein bestimmtes Nein zu sagen, wandte sie bald die Weite des Weges, bald ihre Ungewohntheit zu reisen, bald ihre geringe Kenntniß der welschen Sprache — kurz immer solche Bedenken ein, die, genau betrachtet, wenig bedeuteten, und bey welchen doch, nach dem Tone ihrer Stimme, nach der Miene ihres Gesichtes zu schließen, eine größere Ursache im Hintergrunde obwaltete.

Einst, als Wendler wieder seinen Rath erneuerte, und mit einigem Nachdrucke erinnert hatte: daß bey fortrückender Jahrszeit, was man thun wolle, bald

zu thun ſey; als Molldorf, nach Wendlers Entfernung, auch ſein Anerbiethen und ſeine Vorſtellung wiederhohlte, ſchien Helene erſt einige Minuten einen Kampf mit ſich ſelbſt zu unterdrücken, und brach dann ſchnell in die Worte aus:

„Nun ja, mein Gemahl! Ich ſelbſt glaube es, daß mein Arzt Recht hat, daß die Bäder zu Piſa nach dem, was ich von ihnen hörte und las, mir viel nützen würden. Ich danke dir zugleich für eine Bereitwilligkeit, für einen Eifer, der gerade hier doppelt ſchön, doppelt verdienſtlich iſt. Aber wenn du wirklich ſo beſorgt für das Leben einer Perſon biſt, die nach der Dinge gewöhnlichem Laufe dir nur zur Laſt fallen ſollte, ſo mußt du zu der mannigfachen Nachſicht, die du ſchon hegteſt, noch eine fügen; mußt noch etwas mir verſprechen."

Und was? Wozu die Eingänge erſt? Rede, fordere doch!

„Daß ich — allein — oder wenigſtens ohne dich nach Piſa reiſen darf!"

An mancherley Launen war Molldorf ſchon gewöhnt; dieſe Forderung überraſchte ihn doch. — „Wie, Helene," rief er, „iſt es dahin gekommen, daß meine Geſellſchaft ſogar — —"

Hel. (einfallend). O ſie war ſeit funfzehn Jahren mein höchſter Troſt, mein ſchönſtes Glück! Sie däucht mir in dieſer Minute noch ſo neidenswerth, als damahls, da ich zuerſt am Lager unſers Oheims in deine Arme ſank! Aber was ſo oft ſchon in der Heimath meinen Kummer weckte, würde zweyfach ſtärker noch in der Fremde mich kränken. — Nein, Carl, ich kenne ihn nur allzu gut — dieſen gewaltigen Abſtand zwi-

schen deiner und meiner Gestalt, kenne mein Alter, deine noch fortdauernde männliche Schönheit. Ich weiß nur zu gut, wie viel Ueberredung mich es kosten, hier, im kleinen Zirkel lange daran gewöhnter Bekannten, neben dir sichtbar zu seyn; und fühle es nur allzu stark, in welche peinliche Verlegenheit jeder einzelne, zum ersten Mahl eintretende Gast mich versetzt! Und nun — nun sollte ich auch auswärts mich an deiner Seite zeigen? Nimmermehr! Wie oft würde ich dann die Frage beantworten müssen: ob du mein ältester Sohn vielleicht wärest? Wie manches bedeutende Lächeln, wie manches höhnische Flüstern würde mich beym ersten Eintritte in jeder etwas zahlreichen Gesellschaft empfangen? In wie manchem Gehirne und Gehirnchen würde vielleicht der ernste Gedanke aufsteigen, daß es doch grausam sey, ein Todtengerippe an lebende Körper zu binden! Und ich, wenn ich dann dieß alles sähe, hörte, muthmaßte nur, — Molldorf, soll ich dir erst sagen, was ich dann empfinden würde? Die wirksamste Arzney würde mir dann zum Gifte, das heilsamste Bad zur Lebensverkürzung werden! — Nein, nein, Carl! soll mir Pisa nützen, so muß ich es ohne dich besuchen.

Molld. Aber, Helene, wäre es wohlanständig, — wäre es möglich sogar, daß du eine so weite Reise, ohne männliche Begleitung, ohne Begleitung eines schützenden Freundes unternähmest?

Hel. Auch will ich das nicht! — Vielleicht, — oder mehr als vielleicht, wahrscheinlich ließe Wendler sich durch ein anständiges Geschenk bewegen, mein Führer zu werden. Unschicklich wäre seine Ge-

ſellſchaft auf keinen Fall; nützlich könnte ſie für mich in mancher Rückſicht werden.

Molld. Aber Euphroſine — iſt ihr Mitreiſen dann rathſam? ihr Daheimbleiben geziemend?

Hel. Keines von Beyden! Aber Euphroſine könnte indeſſen — wenn es dir gefällt, einige Monathe in der Hauptſtadt, bey unſerer Freundinn, der Baroninn W* zubringen. So mannigfache Kenntniſſe ſie auch bereits deinem Unterrichte verdankt, ſo gewiß ſie Tauſend und abermahl Tauſende ihres Standes an Bildung beſchämt, ſo erſprießlich kann es ihr doch ſeyn, nun bekannter mit ſtädtiſcher Sitte zu werden, den großen Abſtand unſers Landlebens vom Tone einer Reſidenz kennen zu lernen.

Molld. (etwas beleidigt). Vortrefflich! und ich — ich ſoll indeß ganz allein — gleichſam verwaiſt haushalten, und abwarten, bis ihr zurückkehrt?

Hel. Nicht doch, lieber Carl; wer begehrt dieß? Auch dir ſteht ja indeß die ganze weite Welt offen! auch deine Geſundheit erfordert eine Abwechslung, eine Veränderung von Ort und Lebensart. So lange ſchon hing dein Herz an dem Wunſche, wieder einmahl London zu ſehen; reiſe dort-, reiſe anders wohin! Nur nicht mit mir!

Molld. Aber das Aufſehen, das es unter allen unſern Bekannten machen würde, wenn ich nach Norden ſteuerte, und du nach Süden? Die mannigfachen Auslegungen, der falſche Argwohn —

Hel. (raſch). Beſter Gemahl, den nehm' ich auf mich! Zwar wird er wahrſcheinlich nie uns treffen. In der ganzen Provinz gilt unſere Ehe für muſterhaft, giltſt du für einen Biedermann von ſeltener Art. Wenn man ſieht, wie

freulich wie bis zum letzten Augenblick zusammen leben; mit welcher Wärme wir uns trennen, wer könnte darin auf einen Zwiespalt argwohnen? Aber spüre ich nur die kleinste mißtrauische Miene, dann sollen aus meinem Munde alle unsere Bekannten erfahren, daß du Raub einer Grille von mir nachgabst; daß du ernstlich zu meiner Begleitung dich erbothen, lang auf ihr beharrtest, und nun — kurz, Lieber, dann sollst du entschuldigt werden, besser, als je ein Mann; besser sogar, als es nöthig wäre!

Molld. Besser, als nöthig!

Hel. Allerdings! denn was darf eigentlich ein Mann von deinem Werthe um ein leeres Geschwätz sich bekümmern, so bald sein eigenes Herz ihn losspricht, und der innige Dank seiner Gattinn ihm lohnt? Willst du mich lieber in stäter Unruhe wissen, lieber die letzte Hoffnung der Genesung mir vereiteln, als einem Gerüchte trotzen, das nach wenigen Wochen sich selbst widerlegt? Wolltest du wohl — —

Doch unnütz wäre es, länger dieses Gespräch wörtlich zu verfolgen! Schon ergibt sich der Gang des Übrigen von selbst. Immer kam Helene auf die Behauptung zurück: In Carls Nähe werde sie auswärts ein Gegenstand der Verspottung werden! Immer beharrte sie fest auf der Erklärung: ohne ihn nach Pisa zu reisen, oder gar nicht! Molldorf mußte sich endlich bequemen nachzugeben. Zwar that er es unter der Bedingung: wenn er erst mit Wendlern gesprochen habe, und Helene auch nach acht Tagen noch nicht eines Bessern sich besinnen sollte. Doch Beydes war unnütz. Helene blieb auf ihrem Sinne; Wendler, ganz zum Vertrauten gemacht, billigte zwar ihre Grille nicht; doch

zuckte er gegen Molldorf bedeutend die Achſel, und erklärte: ein ruhiges Herz ſey freylich das erſte unumgänglichſte Erforderniß zu einer Badecur! — Ja, Molldorf ſelbſt, je länger er im Stillen es überdachte, je mehr fand er, — wiewohl in anderer Rückſicht — daß Helenens Vorſchlag doch beſſer ſey, als er anfangs geglaubt habe. Eine Reiſe in Euphroſinens Geſellſchaft ſey noch ein ſehr zweifelhaftes Heilungsmittel; eine faſt halbjährige Entfernung dürfte ausgibiger ſeyn. Für die Entbehrung von Italiens Anblick könne er ein anders Mahl und anderswo ſich ſchadlos halten; und der Verwunderung ſeiner Bekannten laſſe ſich durch eine kleine, ſchuldloſe Nothlüge vorbeugen. — Leicht war dieſe letztere gefunden. Daß Molldorf Verwandte im Holſteiniſchen und einen alten, reichen, kinderloſen Vetter in Copenhagen habe, wußten viele ſeiner Bekannten; daß dieſer ihn oft zu ſich geladen, ſich oft zu einem vortheilhaften Teſtamente erbothen, war ungezweifelt. Wenn er ihn jetzt abermahls und zwar dringend ſchreiben ließ; wenn Helene ſich zwar nicht über's Meer getraute, doch gerade, Molldorfs Entfernung halber, ſich eher noch zu dem ihr oft empfohlenen Piſa entſchloß; wer konnte jenes unwahrſcheinlich, und dieſes tadelnswerth finden?

Mit möglichſter Eile betrieb Helene nun die Anſtalten zur Abreiſe. Es ward feſtgeſetzt, daß ſie und Molldorf dieſe an einem Morgen antreten, in einer Stunde ſie (ſeinem Ausdruck nach) ſüdlich, er nordwärts ſteuern wolle. Zwar trug er ſich an, Euphroſinen und ſie wenigſtens bis nach Berlin zu begleiten; doch feſten Sinnes weigerte ſich Helene es anzunehmen. „Begleitungen dieſer Art, ſagte ſie, vervielfachen den

Abſchied. Man fühlt minder, was ſchnell geſchieht!" — Überhaupt ſchien es, als bewährten die Bäder zu Piſa ihre Heilungskraft im Voraus ſchon; ſo heiter war wieder ihr Geiſt, ſo zutrauungsvoll alles, was ſie ſprach und that, geworden. Nur erſt am Tage vor ihrer Abfahrt entſchlüpften ihr einige Spuren ſchwermüthiger Ahndung. Sie beſuchte mit merklicher Rührung noch einmahl alle ihre Lieblings-Plätzchen in der Gegend umher; ſie bediente ſich gegen einige ihrer Hausgenoſſen des Ausdrucks: wenn wir uns auch für immer trennten! ſie theilte an einige ihrer Dienerſchaft beträchtliche Geſchenke, als — ein Andenken aus; und beym Abendeſſen, wo verſchiedene ihrer beſten Bekannten ſich ungeladen eingeſtellt hatten, als am Ende der Tafel die Geſundheit ausgebracht wurde: Glückliche Rückkehr und völlige Geneſung! — both ſie, ſtatt der Antwort, ihrem Gemahl ſchief übern Tiſch die Hond, und ſprach: Wenigſtens, lieber Carl, vergiß unſerer Freundſchaft nie! — Eine ſonderbare Wirkung folgte ſo einfachen Worten. Helene ſah, als ſie rund umher ſchaute, Aller Augen feucht; auch Carl blieb wohl zwey Minuten ſtumm; ſeine Hand hebte in der ihrigen. Sie ſelbſt war die Erſte und Einzige, die ſogleich wieder zu lächeln vermochte. Leicht und ſchnell genug wandte ſie das Geſpräch auf einen frohern Stoff, und entfernte ſich bald darauf unbemerkt in ihr Schlafgemach, um allem förmlichen Abſchiednehmen vorzubeugen. Der Arzt verſicherte: es ſey auf ſeinen Rath geſchehen.

Noch mehr Faſſung bewies ſie am andern Morgen. Sie ſprach beym Frühſtück von zwanzigerley gleichgültigen Dingen, bis man ihr meldete, es ſey

angespannt. Am Arme ihres Gemahls stieg sie dann die Treppe hinab, und keiner ihrer Schritte wankte. — Wir wollen uns die Trennung nicht erschweren!" sagte sie schon dicht am Wagen: „Mein Herz verkün„det mir, wir sehen uns wieder, und sind dann froher „als jetzt." — Ein Druck der Hand, eine Umarmung, „und noch ein Lebewohl war ihr ganzer Abschied. „Auch diese umarme! auch diese vergiß indessen nicht!" fügte sie hinzu, und zeigte auf Euphrosinen, deren Augen weit sichtlicher thränten. Molldorf gehorchte mit einem Erröthen, mit einem Ungestüm, das, wie er sich schmeichelte, gleichwohl nur er und die Umarmte bemerkten. — Eine Minute später, und der Wagen flog fort; noch zehn Minuten, und auch Molldorf saß in seiner Halb-Chaise eingepackt. Ein unbeschreibliches Gewirre von Empfindungen füllten sein Herz. Ihm war, er wußte selbst nicht, wie?

Wirklich erkannte Molldorf jetzt erst ganz, wie mächtig schon die Leidenschaft in seiner Brust, wie unentbehrlich zu seinem Glücke Euphrosine geworden sey. Emsig suchte er nun in der Fremde jene Zerstreuung, worauf er so zuversichtlich gehofft hatte; aber er fand sie nur halb, und die entflohene Ruhe der Seele nirgends. Bekanntschaften in Menge erwarb er sich zwar; manche davon war reitzend; doch wenn er sie mit dem Bilde verglich, das seinem Gedächtniß und seiner Einbildungskraft vorschwebte, dann verlor stets die Gegenwart, und die Entfernung gewann. Oft wähnte er, es wären die häuslichen Freuden, die er vermisse, oder war Selbstheuchler genug, sich zu überreden: er verlange nach Helenen; wenn er es genauer untersuchte, war es — nach Helenens Schwester. Von ihr

träumte er im Schlaf; ſie ſah er ſelbſt im Wachen überall und auch nirgends.

Alles dieß hinderte ihn nicht, auch an ſeine Gemahlinn oft und nie ohne Theilnahme zu denken. Sorgfältig hatte man die Abrede getroffen, ſich fleißig zu ſchreiben. Jedes Wohin war beſtimmt, jedes Wann und Wie ſo genau als möglich berechnet worden. Bey jedem erhaltenen Schreiben freute ſich Molldorf, wenn er las: daß es ihr wohl gehe; und ſieben oder acht Briefe hindurch war dieß unausgeſetzt ihre Nachricht. Sie konnte kaum Worte genug finden, ihre Zufriedenheit mit Piſa's Brunnen nach Würden zu ſchildern; ſelbſt in ſcherzenden Ton ging ſie oft über. „Wenn es ſo fortgeht, ſchrieb ſie einſt, ſo komme ich „wenigſtens um zehn Jahre jünger zurück. Dieſe Bäder „ſcheinen mir Medeens Keſſel zu gleichen, der den „Äſon neu belebte. Nur ſorge nicht, mein Gemahl, „daß ich mich für allzu jung halten dürfte! Du bleibſt „mein erſter Freund: mehr zu fordern wäre un„gerechte Begehrlichkeit.“ — Auch Wendlers Sorgfalt erwähnte ſie faſt in jedem Briefe mit großem Lobe.

Reichliche zwey Monathe war ſie nun in Piſa; in ein Paar Wochen gedachte ſie ihre Cur zu beſchließen. Molldorf, der indeß Schleswig und Holſtein durchſtreift, eine Zeit lang in Copenhagen gelebt, und faſt eben ſo lange in Hamburg verweilt hatte, dachte gleichfalls auf Rückkehr, als plötzlich Helenens Briefe ausblieben, und bald darauf ein Schreiben von Wendler eintraf, himmelweit im Inhalt von allen bisherigen unterſchieden. „Ein heftiges, gefährliches „Fieber, durch Erkältung veranlaßt, ſchrieb er, habe „Frau von Molldorf mitten auf dem ſchönſten, anſchei-

„nendſten Wege zur Geneſung überraſcht. Ihm „ſey, freygeſtanden, für ihr Leben bange. In zwey „Mahl vier und zwanzig Stunden nach Abgang des „Briefes müſſe ſich alles entſcheiden. Noch habe die „Kranke bisher ihre Umſtände nicht für gefährlich ge„halten; habe durch ausdrückliches Verboth alle frühere „Meldung verhindert; doch heute ſey ſie geſonnen, „Vorbereitung auf jeden Fall zu treffen. Der Nahme „ihres Gemahls und ihrer Schweſter wären Worte, „die faſt immer auf ihrer Zunge ſchwebten."

Mancher Bräutigam mag minder beym plötzlichen Verluſt der geliebten Braut erſchrecken, als Molldorf bey dieſer Nachricht. Zwar hatte er ſich oft genug in dieſen letzten drey Jahren die Möglichkeit von Helenens Tode, und (aufrichtig geſprochen) auch mit Faſſung gedacht. Doch nie minder, als gerade jetzt! Daß ſeine eheliche, treueſte, geprüfteſte Freundinn gerade in einem fremden Lande, fern von Glaubensgenoſſen und Verwandten, vielleicht ohne lindernde Wartung, ohne tröſtende Theilnahme, leiden, ſchmachten, langſam erſterben ſolle — zur wahren Folter werd ihm dieſer Gedanke. Tauſend Vorwürfe, ſie allein fortgelaſſen zu haben, ſtiegen jetzt empor. Mit höchſter menſchlicher Raſchheit wäre er ſo gern zu ihr hingeeilt. Nur die augenſcheinlichſte Unmöglichkeit, nur die ſichere Überzeugung: daß in dieſen Augenblicken ihr Schickſal ſchon entſchieden ſeyn müſſe, hielt ihn von ſchneller Hinreiſe zurück. Deſto bänglicher, deſto ungeduldiger ſah er der nächſten Briefpoſt entgegen. Sie kam, und brachte — was er vermuthet hatte — Nachricht von Helenens Tode.

Auch [illegible] er Br[illegible] [illegible]endler [illegible]
— „Frau von [illegible] [illegible]ldete er, sey schon des an-
dern Morgens [illegible] [illegible]mart als verschieden.
Wenige Stun[illegible] [illegible] T[illegible]e habe sie ihm noch
inliegende Zeilen an i[illegible] [illegible]hl, und ein ähnliches
Briefchen an i[illegible] e. [illegible] [illegible]ster in die Feder gesagt; habe
beyde mit s[illegible] n zittern[illegible] Hand unterzeichnet, und
dann an nichts [illegible] [illegible]edacht. Viel Schwie-
rigkeiten [illegible] ihm das [illegible] [illegible]iß in einem katholi-
schen Lande; doch ein redlicher Priester, der einige
Mahl die Kranke besucht, und ohne Rücksicht auf Dog-
ma und Glaubensspaltung ihr Trost zugesprochen, habe
ihr endlich die Erlaubniß einer anständigen Beerdigung
im so genannten ge[illegible]ihten Bo[illegible]en ausgewirkt. Mor-
gen geschehe diese; d[illegible] [illegible]er sich sogleich wieder auf
den Weg machen, [illegible]d [illegible]lich Manches nachtragen,
was jetzt zu schreib[illegible] [illegible]ey." — Helenens Ab-
schied war dieser:

„Ich sterbe, mein Gemahl, fern von Dir; freu-
lich mit dem Wunsche, Dich nur noch ein Mahl zu se-
hen, doch ohne Murren. Deine Liebe erheiterte mein
Leben; Deine Gegenwart würde vielleicht meine To-
desstunde mir erschweren; der Nahme des Ewigen sey
gelobt! Auch sterbe ich ja nicht unerwartet. Seit meh-
reren Jahren wünschte ich mir oft im Stillen das Ende
meiner Wallfahrt; nicht weil sie mir bitter war, son-
dern weil ich die deinige zu verbittern sorgte. Habe
Dank dafür, daß Du nie mir dieses merken ließest!
Längst ist mein letzter Wille fertig; suche ihn in meinem
Pulte! Er ist ohne gesetzliche Förmlichkeiten; diese
wären Beleidigung für Freunde, wie wir waren. —
Lebe noch lange! Lebe glücklich! und mache, wenn es

Dein Herz erlaubt, auch Euphroſinen glücklich. Kein ſchöneres Vermächtniß kann ich der Schweſter hinterlaſſen, und keinen redlichern Wunſch dem Gatten."

Nicht ein- oder zwey Mahl nur — unzählige Mahl las und wieder las Molldorf dieſen Abſchied. Häufig und rein floßen ſeine Thränen. Noch dieſen Abend verließ er Hamburg, und nahm ſeinen Weg gerade nach Berlin. Nicht Liebe, nur der Wunſch, in Euphroſinens Geſellſchaft Helenens Verluſt zu beklagen, und die Schweſter zu tröſten, führte ihn jetzt hin. Er traf ſie, wie er vermuthet hatte, in tiefſter Trauer. Auch ihr war dieſe Nachricht höchſt überraſchend gekommen; ſie hatte ſogar Helenens Tod früher noch als ihre Krankheit erfahren. Denn ein Zufall hatte Wendlers erſten Brief verſpätet; und ein anderer Zufall hatte gewollt, daß ſie unter zwey zugleich erhaltenen Schreiben dasjenige zuerſt entſiegelte, in welchem Helenens Scheidegruß ſich befand. Ohnmächtig war ſie nach Leſung der erſten Paar Zeilen hingeſunken; noch jetzt am ſechsten Tage, ſeit jener empfangenen Nachricht, mußte ſie unpäßlich das Zimmer hüthen. Aber eben dieſe Unpäßlichkeit, dieſe Trauer und der Zwiſchenraum einiger Monathe — wie mächtig erhöhte dieß alles zuſammen ihren Reiz! Kaum vermochte Molldorf, nach dem erſten wechſelſeitigen Erguß ihrer Schmerzen, ſein Auge nur eine Secunde lang von dieſer — Tröſterinn wieder abzuwenden: und als ſie zumahl ſein Anſtarren mit einiger Verlegenheit bemerkte: als ſie ihren Blick halb ſchamhaft, halb thränend zur Erde ſenkte; als ſie ihn bath, er möchte nicht aufhören, auch fortan für ſie — väterlich zu ſorgen; da fehlte nicht viel: Molldorf hätte alles vergeſſen,

Zeit, Ort, Anstand und Versetz; hätte jetzt ihm alles, was er bisher so sorgsam verschwieg, vor ihr ausgeschüttet. Nur ein Blick auf die Dame, in deren Hause sich jetzt Euphrosine befand, gab ihm die Besinnung wieder; und er stotterte, statt der Antwort, ein Paar Sylben her, die er selbst kaum verstand.

Höchstens zwey oder drey Tage hatte Molldorf anfangs in Berlin bleiben wollen; es wurden zwey Wochen daraus: denn er fand es am schicklichsten — Wendlers Ankunft hier abzuwarten. Wo er seine ganze Zeit zubrachte, ergibt sich eben so leicht: denn es war ja seine Pflicht — Euphrosinen zu trösten. Als endlich Wendler wirklich kam, ihm noch verschiedene Papiere der Verstorbenen, die Schlüssel ihres Pultes, und eine genaue Nachricht von ihrer letzten Krankheit überbrachte; da fand Molldorf selbst, daß es nun unschicklich sey, länger hier zu verweilen; fand, daß jenes Testament, wovon ihm Helene geschrieben, Eröffnung, und sein Hauswesen verschiedene Einrichtung bedürfe. Er reiste daher ab, doch mit dem ausdrücklichen Versprechen, den größten Theil des nächsten Winters in Berlin zuzubringen. Euphrosinens funkelndes Auge dankte ihm für diese Zusage.

Sein erstes Geschäft bey der Heimkunft war, einige gültige Zeugen laden zu lassen, in deren Gegenwart er Helenens Pult eröffnete. Noch kurz vor ihrem Tode hatte sie das Fach, in welchem ihr letzter Wille befindlich sey, Wendlern so deutlich bezeichnet, daß es keines Nachsuchens bedurfte. Man fand in demselben ein Quartblatt, folgenden Inhalts:

„Mein gütiger Gemahl überlieferte mir am Hochzeittage acht tausend Thaler in landschaftlichen Papieren

zum unbeschränktesten Gebrauch; und fragte seit diesem Augenblicke auch mit keinem Worte weiter nach Zinsen, oder Verwendung derselben. — Nun, so wird er hoffentlich auch, wofern ja der Tod mich überraschen sollte, sich nicht wundern, wenn er hier nur noch vier Tausend davon wieder findet; wird nicht ängstlich nachforschen, zu welchen mildthätigen, gewiß guten Endzwecken ich nach und nach die Halbscheid davon verwandte; wird endlich nicht zürnen, wenn ich diesen Überrest meiner Schwester zum Heirathsgut vermache; doch nur unter der Bedingung: Wenn diese Verheirathung meines Gemahls Beyfall erhält! — Heirathet sie ohne seine Beystimmung, wohl gar gegen seinen Rath, so falle die ganze Summe an ihn zurück! — Möchte sie doch so glücklich seyn, daß er selbst — — Doch nein! Diesen Wunsch wage ich nicht niederzuschreiben. Er, der so oft meine kleinsten Gedanken unausgesprochen in meinen Mienen las, wird mich auch hier verstehen; wird am besten wissen, was er thun oder lassen soll. — Alle meine übrige Habe, mein Schmuck, mein ganzes bewegliches Vermögen, und gewiß auch mein Andenken jenseits, ist sein."

Unverbindlicher war, seiner Form nach, wohl noch kein Testament; gegen jegliches Erforderniß der Landesgesetze war gefehlt. Genau genug wußte dieß Molldorf: doch bedachte er sich keinen Augenblick, es anzunehmen. Schon des andern Morgens schickte er Euphrosinen eine gerichtliche Abschrift. Nicht eben reich an Worten, doch desto reicher an Sach-Inhalt war der Brief, den er hinzufügte. Jener Einschränkung entsagte er förmlichst. — „Sie sey, erklärte er, über

„dieſes Erbtheil eben ſo unbeſchränkte Gebieterinn, „als über ihr Herz. Aber wenn dieſes Herz den Wunſch „einer zärtlichen Schweſter nicht ungern vernähme; „wenn eine längſt im Verborgenen glimmende, nur „durchs Gefühl der Pflicht unterdrückte Neigung; wenn eigene Empfindung —" Seine Feder ſchien hier zu ſtocken, ſeine Hand gezittert zu haben; unvollendet war dieſe Periode geblieben. Selbſt dem Anſpruch auf ſchriftliche Antwort entſagte er in einer Nachſchrift. „In wenigen Tagen, fügte er hinzu, komme er, um ſie mündlich zu hohlen. Einſam an einem Ort zu leben, wo jedes Bäumchen im Garten, jedes Hausgeräthe im Schloß, ihn jetzt an Helenens Verluſt, jetzt an Euphroſinens Entfernung erinnere, — dieß werde ihm ſelbſt für den Monath unmöglich, den er höchſtens vorgeſchrieben habe."

Was Euphroſine empfand, als ſie dieſen Brief erhielt; wie ſie dieſen neuen Beweis von Moldorfs Edelmuth und das Geſtändniß eines Mannes aufnahm, der ihrem Herzen lange genug ſchon theuer war; was ſie ihm antwortete, als er perſönlich erſchien; wie gern ſie Liebe mit Gegenliebe vergalt; — dieß alles weitläuftig zu erzählen, wäre Überfluß. Binnen kurzer Zeit machte die Trauer ganz einer fröhlichen Ausſicht Platz. Sobald es Wohlſtand und Gebrauch erlaubten, reichte ſie Moldorf am Altar die Hand. Mit Anbruch des Frühlings kehrte er dann an der Seite ſeiner jungen Gemahlinn auf ſein Schloß zurück, wo ihn ſeine Unterthanen mit Sehnſucht erwarteten; wo ihn manche ſeiner Freunde mit Glückwunſch beſuchten; wo er in den geſellſchaftlichen Zirkeln der Gegend wieder ganz den ehemahligen geachteten Platz einnahm, und

wo

wo seinem Glücke nichts zu fehlen schien, was nur ein weiser Sterblicher vom Geschick begehren kann. Ein Sohn und eine Tochter wurden ihm binnen zwey Jahren geboren. Seine Gattinn stand aus ihren Wochenbetten mit unverminderten Reizen auf. Sein eigener Körper schien mit der Gesundheit, ihr beyderseitiger Geist mit der Heiterkeit ein festes Bündniß errichtet zu haben. Durch Wohlthätigkeit machten sie sich bey ihren Unterthanen, durch Geselligkeit bey ihres Gleichen beliebt. Auch fand es Molldorf allerdings leichter, einen schönen Körper und eine schöne Seele zugleich, als bloß diese letztere mit bewährter Treue zu lieben.

Gleichwohl, selbst im Schooße der Ruhe und des Glücks, blieb Helene ihnen beyden unvergeßlich. Immer dachte Euphrosine an dieselbe, als an eine liebevolle Schwester, und Molldorf, als an eine würdige Gattinn. Wenn sie sich oft ihrer vorigen Lage erinnerten; wenn sie wechselseitig manche einzelne Worte der Verstorbenen sich ins Gedächtniß zurückriefen; dann war es ihnen sonnenklar: die Redliche hatte ihre heimliche Neigung gemuthmaßt. Daß sie, so sanften Geistes, stille geschwiegen, daß sie auf ihrem Sterbelager noch an Beförderung dieses Wunsches gedacht hatte, verdiente billig Dank. Oft, wenn Molldorf ihr Bild, das immer noch über seinem Schreibepulte hing, betrachtete, rief er aus: „Wahrlich eine edle Frau, die wohl verdient hätte, nie zu altern und nie zu sterben!" — Auch Wendler trug viel dazu bey, ihr Andenken nie verlöschen zu lassen. Er war Molldorfs Haus-Arzt geblieben; er hatte um Euphrosinen sich bey ihrer zweyfachen Niederkunft durch Eifer und Sorgfalt einiges Verdienst erworben; er stattete, auch ungerufen,

wenigstens jeden Monath seinen ab: aber er kam nie aufs Schloß, blieb nie einen Mittag zur Tafel, daß nicht Molldorf oder seine junge Gemahlinn sich jenes Abschieds erinnert haben sollten. Gewiß zwanzig Mahl schon hatte er die Schilderung von Helenens letztem Krankenbette entworfen: immer noch blieb etwas ihnen zu fragen übrig.

Einer von den guten Vorsätzen, mit welchen Molldorf seinen zweyten Ehestand begonnen hatte, war: nicht mehr, wie sonst, das ganze Jahr auf seinem Schloße still zu sitzen, oder nur ein oder zwey Meilen in der Runde sich herum zu treiben. Alle Winter wollte er ein Paar Monathe in der Hauptstadt zubringen, alle Sommer ein acht oder zehn Wochen auf eine kleine Reise verwenden. Das erste Jahr hatte er pünctlich Wort gehalten: im zweyten konnte er den Sommer-Ausflug nicht durchsetzen; seine Gemahlinn befand sich eben damahls in Umständen, die einer heftigen Bewegung widersprachen. Mit Anbeginn des dritten Frühlings hoffte er es einzubringen. Längst hing ihm sein Herz an der Schweiz. Meiners unterhaltende Briefe über dieses merkwürdige Land, die er im letzten Winter gelesen, hatten sein Verlangen gemehrt und neu entzündet. Daß doch Zeiten einbrechen dürften, wo seine körperlichen Kräfte sich mindern, seine Füße nicht rüstig genug seyn würden, die Gletscher und den Gotthard zu besteigen, besorgte er heimlich, und wollte daher bald genießen, was ihm noch genießbar sey. Weit schwerer ward es Euphrosinen, sich von ihrem kleinen, erst eben entwöhnten Sohn einige Monathe lang zu trennen. Doch auch sie hatte die Beschreibungen des Rheinfalls, des Genferseees, der Ten

felsbrücke, und der tausend andern Naturschönheiten entzückt; ihren Gemahl allein reisen zu lassen, kam ihr nicht einmahl schlafend in den Sinn. Alles ging von statten, wie Molldorf wünschte. Was er dort sah, erfuhr, empfand, gehört nicht hierher Kurz, nie war ihm ein Sommer so schnell verschwunden. Er mußte zu der anfangs bestimmten Zeit noch ansehnlich zulegen. Erst in der Mitte des Herbstes befand er sich auf dem Rückwege, und dieser ging über — Basel.

Noch war Basel nicht der Ort, wohin die Augen von halb Europa mit banger Erwartung und mit dem Wunsche: ach, gib uns den Frieden! blickten; noch lockte kein glänzendes Gefolge von fremden Bothschaftern und kein Gewühl von eiteln, selbst im Unglück unverbesserlichen Cidevant's die Neugierigen hierher. Doch hatte sich Molldorf absichtlich diese Stadt bis zu guter Letzt aufgespart. Er kannte sie schon aus Büchern und Erzählung als eine zwar ansehnliche, schön gelegene, doch etwas stille und menschenleere Stadt. Er glaubte, daß sie eben daher sich doppelt gut zu einem Abschiedsort schickte. Er wollte hier zwey, höchstens drey Tage verweilen, wollte hier feyerlich der freyen, (oder wenigstens sich freydünkenden) Schweiz und seinem lieben Rheine an einer Stelle, in einer Minute Lebewohl sagen, und dann quer durch Schwaben ohne Aufenthalt, ja wo möglich ohne Rückblick, seiner Heimath zueilen. Etwas Schwärmerey mischte sich freylich in diesen Plan. Doch welcher empfindsame Mann schwärmte nicht, wenigstens dann und wann, wenn er aus den Alpen und Gletschern zurück kam! — Molldorf, als er jetzt zu Basel im Gasthof der drey Könige einkehrte; als er aus seinen

Fenstern den ersten Blick wieder auf jenen herrlichen Strom warf, der hier in stolzester Größe unübersehbar herabrollt, und mit majestätischem Ernste die Grenze von drey großen Ländern und von fast zahllosen kleinern Staaten bildet — Molldorf, war jetzt seiner Gefühle kaum mächtig. Indem er Euphrosinen rasch mit ans Fenster zog, sie fest an seine Seite drückte, rief er aus: Sieh, liebes Weibchen, dort ist Deutschland wieder! Doch noch stehen wir auf helvetischem Boden! Oft werden wir wahrscheinlich im nächsten Winter an diesen Anblick und diesen Tag mit einer Mischung von Freude und Sehnsucht denken! — Wie viel ahndende Wahrheit in diesen Worten lag, erkannte er erst später.

Sie waren kurz vor der Mittagszeit in Basel angelangt, und bald darauf erging daher der Ruf zur Wirthstafel. Molldorf fand in jenem, schon so oft gerühmten, halboffenen, über dem Strome schwebenden Speisesaale eine zahlreiche, mannigfache, zum Theil muntere Gesellschaft. Seine eigene Seele war dieses Letztere doch nicht ganz. Eben diese große, sich hier vor seinen Augen spiegelnde Wasserfläche weckte unabläßig in ihm die Idee: nun geht es heimwärts! Mißvergnügt konnte zwar hierüber der Mann nicht werden, den so manches häusliche Glück theils begleitete, theils erwartete; doch ernsthaft, oder vielmehr gemischt war dabey seine Empfindung. Erst bey der ersten Schüssel begann er um sich herumzuschauen: mit wem er eigentlich speise? — Ihm schief, Euphrosinen gerade gegenüber, hatte der einzige Mann, von welchem Molldorf schon einige historische Kenntniß besaß, seinen Sitz genommen. Er hatte, gleich bey der An-

kunft, ihn ins Zimmer neben dem seinigen gehen sehen, und gelegentlich vom Kellner erfahren: daß es ein Geistlicher aus Graubünden, Nahmens Nitscher sey, der schon seit acht Tagen sich hier befinde, weil seine Gattinn erkrankt, nun zwar schon wieder genesen, doch noch zu empfindlich für die freye Herbstluft wäre. Die Kleidung dieses Geistlichen war höchst einfach, doch sauber; sein Gesicht ließ auf ein Alter zwischen fünfzig und sechzig Jahren schließen, und konnte — nie schön gewesen seyn: doch war es eines von denjenigen Gesichtern, die gleich beym ersten Anblick sich Zutrauen erwerben, so viel treuherzige Güte lag in jedem Zuge. Mit einer gewissen bescheidenen Aufmerksamkeit hatte er schon einige Mahl Euphrosinen betrachtet, und mit unzudringlicher Höflichkeit Molldorf durch ein Paar Fragen ins Gespräch zu bringen versucht. Als dieser endlich auch — um doch nicht für stolz oder stumm zu gelten, von Basels schöner Lage etwas ziemlich Alltägliches zu sprechen begann, wußte jener bald ungezwungen genug das Gespräch auf den großen Unterschied der schweizerischen Gegenden, in Vergleich mit den nachbarlichen Ländern, zu spielen; und sieh da! Molldorf spürte bald mit Verwunderung, daß dieser einfache Mann, in welchem er einen braven Landgeistlichen und nichts mehr zu finden vermuthet hatte, das ganze südliche und westliche Europa durchreist und mannigfache Kenntnisse eingesammelt haben müsse. Kunstlos und doch wohlgewählt war sein Ausdruck; Anmaßung befand sich in keiner einzigen Rede, und doch Scharfsinn in jeder Sylbe. Molldorfs Achtung wuchs gerade durch die geringe Meinung, die er

anfangs gehegt hatte; und noch ein Umstand mehrte die Theilnahme.

Mit Unparteylichkeit hatte ihm Nitscher zu sprechen geschienen, so lange er von Italien, dem mittäglichen Frankreich und Ober-Deutschland sprach; doch als er auch den nördlichen Theil dieses letztern Reiches berührte; als er das Urtheil fällte: daß die Natur hier oft stiefmütterlich gehandelt zu haben scheine; und auf die einförmigen Waldgegenden in Westphalen, die große Heide-Steppe zwischen Hannover und Haarburg, und die Sand-Ebene des Churkreises sowohl als der Marken sich berief; da dünkte Molldorf doch dieser Ausspruch allzu streng. Er glaubte sich seines Vaterlands annehmen zu müssen. Die Lage von Dresden und Kassel, so manche romantische Gegend in Holstein, am Harz und am Riesengebirge ward jenen Beyspielen entgegengesetzt. Von unbelebter Natur ging er dann zur belebten über. So kam es zu einem Wortwechsel, der warm war, und doch kein Streit ward. Eine reichliche Stunde verlief; Molldorf wußte nicht, wohin. Erst, als von der übrigen Tischgesellschaft schon drey Viertheile allmählig verschwunden waren, als Euphrosine ihn leise erinnerte, daß sie diesen Nachmittag noch gewaltig viel zu thun und zu sehen hätten; da brach er zwar endlich ab, doch nicht, ohne den lauten Wunsch zu äußern: eine so interessante Bekanntschaft während seines Aufenthalts in Basel fortsetzen zu können.

Mit sichtlichem Vergnügen, mit verbindlichster Gegenversicherung beantwortete Nitscher diese Höflichkeit: Euphrosine, auf jedes Wort ihres Gatten aufmerksam, brachte es in Vorschlag, ihre Theestunde ge-

meinſchaftlich zu halten. „Wir ſind ja Nachbarn! ſprach ſie. Gegen Abend kommen wir heim. Die Riegel auf beyden Seiten der Nebenthüre werden weggeſchoben; aus zwey Zimmern wird eines. Ich lerne ihre Gattinn kennen, auf die ich mich, wenn ſie Ihnen gleicht, im Voraus freue; die Herren ſetzen, wenn's beliebt, ihren Streit fort." — Man fand dieß vortrefflich, und ſchied von einander, mit der Hoffnung, ſich bald wieder zu ſehen.

Der Nachmittag ward nun mit Herumgehen und Anſchauen zugebracht. Ob Holbeins berühmter Todtentanz ihrer Erwartung ganz entſprach? Welches Gemählde ſie in der vortrefflichen Faſchiſchen Sammlung für das vortrefflichſte hielten? Wie viel oder wie wenig ſie in Mechels Kunſthandlung einkauften? Dieß zu erzählen wäre unnütz. Genug, daß Molldorf, im Kleinſten wie im Gröſsten ein Mann von Wort, wenigſtens um eine halbe Stunde früher, als er ſonſt gethan haben würde, heimkehrte; und daß dann eine ſeiner erſten Beſchäftigungen war, an die gemeinſchaftliche Thür ſeines Nachbars zu klopfen. Nitſcher ſchien gleichſam auf dieſes Zeichen gepaßt zu haben. Denn noch in der Minute ſchloß er auf, und trat hinein. Sein erſtes Wort war eine Entſchuldigung, daß er noch allein komme. Seine Gattinn, ſagte er, habe es doch gewagt, heute ſchon einen kleinen Beſuch in der Nachbarſchaft zu machen. Binnen wenigen Minuten erwarte er ſie zurück, und werde ſie dann aufführen."—

„Aber — aber, mein Herr, fuhr er fort, mit welcher neugierigen Ungeduld habe ich Ihrer Rückkunft entgegen geſehen! Als ich unten an der Tafel das

Vergnügen hatte, mit Ihnen ins Gespräch zu kommen, schloß ich aus ihrer Mundart zwar bald, daß ich mit einem Unterthanen jenes großen Königs — und aus mancher ihrer Äußerungen, daß ich mit einem Biedermann spräche; doch nach mehrerer mich zu erkundigen, Sie selbst nach Ihrem Namen zu fragen, hielt ich für unbescheiden. Erst in ihrer Gegenwesenheit erfuhr ich denselben; und seitdem —

Molkd. (etwas hastig). Und seitdem? Ich heiße Molldorf, mein Herr!

„Das weiß ich. Aber ist ihr Vornahme nicht Carl? Heißt das Rittergut, das Sie von einem Oheim ererbten, nicht D**z, unweit B—g gelegen?

Molld. Allerdings!

„Nun dann — dann haben heute zwar meine Augen zum ersten Mahle Sie kennen gelernt; doch mein Herz kannte und schätzte Sie schon seit geraumer Zeit! — Sie staunen mich an? Zehn oder zwölf Worte werden Ihnen alles erklären. Ich war vor drey Jahren in den Bädern von Pisa. Ich lernte dort eine brave, treffliche Frau kennen; Helene von Molldorf? War es nicht ihre Gemahlinn?"

Molldorf und Euphrosinen überraschte diese Frage gleich schnell. — „Sie vor drey Jahren in Pisa? Sie meine Gattinn — meine Schwester — gekannt?" riefen beyde mit Einem Munde. „O wie? wodurch? wie lange?"

Nitsch. Fast könnte ich sagen, daß ich nicht bloß sie kannte! Könnte mich rühmen, daß ich ihres Zutrauens, ihrer Freundschaft genoß; daß sechs Wochen durch fast kein Tag verging, wo ich nicht einige Stunden in ihrer Gesellschaft verlebte. — O wie

oft habe und damahls die Nahmen Carl und Euphrosine von ihren Lippen vernommen! Wie oft hat sie mir mit dem Pinsel der Liebe und der Wahrheit zugleich das Bildniß von Beyden entworfen! wie oft mir mit dem Feuer des innigsten Gefühls jenen edlen Zug erzählt, als Sie nach ihres Oheims Tode mit einer neuen Bewerbung sie überraschten, und vor mehreren Zeugen die kaum freygewordene Hand von Neuem ihr bothen!

Molld. Wie, auch dieß? Ich gestehe Ihnen, mein Erstaunen wächst. Sie mußten allerdings mehr, als Helenens Bekannter, — mußten ihr Freund seyn! Doch daß Wendler mir nie ihren Nahmen nannte —

Nitsch. (einfallend). Wundert mich selbst! denn daß ich auch ihm nicht fremd seyn konnte, mag dieses Blatt bezeugen! —

Er hielt, indem er dieß sprach, ein aufgeschlagenes Stammbuch hin. Molldorf erkannte beym ersten Blick die Handschrift Wendlers, und fast noch schneller auf dem Blatte darneben die Handschrift Helenens. Die einfachen Worte dieser Letztern: „Ich bin Freundinn von Wenigen; aber ich bin es auch über's Grab hin!" trieben ihm rasch, mit einer Kraft, die er selbst kaum begriff, eine Thräne ins Auge.

„Sie hat Wahrheit geschrieben!" rief er, und wies Euphrosinen diese Stelle. — „Sie hat solche an uns bewährt. — Ehrwürdiger Herr, Sie denken sich's kaum, welche zahllose Erinnerungen Ihre Erzählung und diese Schrift in mir wecken! Zwar sehen Sie in uns Beyden eines der glücklichsten Paare auf weiter Erde. Zwar hat selbst Helenens Tod dieses Glück ge-

wisser Maßen befördert und be[illegible]zt! [illegible]och lebt auch ihr Andenken unvertilgbar in meinem Herzen. Ja selbst dieses herrliche Weib liebe ich deßfalls noch weit stärker, weil sie Helenens Schwester ist, und sich bey jeder Gelegenheit derselben dankbar erinnert!

Euphr. Und wer wär' ich dann, wenn ich dieß jemahls unterließe! War sie mir nicht mehr, als tausend Schwestern? Meine Freundinn, Wohlthäterinn, Mutter? War mein Glück nicht ihre letzte Sorge? Mochte nicht oft ihr Blick bis ins Innerste meines Herzens dringen; sehen, was ich mir selbst verbarg, und doch —

Übermaß des Gefühls hemmte ihre Stimme. Sie verbarg ihr Gesicht, auf eine Minute nur, in der hohlen Hand. Auch Nitschers Augen thränten. — „Bey Gott, rief er, eine schönere Leichenrede ward noch nie am Grabe eines Fürsten, — ward wenigstens nie von reinern Herzen gehalten!"

Mehr wollte er wahrscheinlich noch sprechen, als plötzlich im Nebengemach die Stimme ertönte: „Nein, nein! Ich vermag es nicht länger über mich!" Der bekannte, nur allzu bekannte Ton durchbebte Molldorfen und seine Gattinn. Sie blickten starrend nach jener Gegend; die Thür des Zimmers flog auf; eine weibliche Gestalt stürzte heraus — stürzte auf sie zu. Nur einen Schritt noch von ihnen hielt sie an sich; stand vorgebeugt, mit ausgebreiteten Armen. — Es war Helene! — Mit stummem Entsetzen sprang Molldorf empor; bewußtlos sank Euphrosine hinter sich. — „Gott, warum jetzt? warum so schnell schon?" rief Nitscher.

Molldorfs erste Empfindung mochte allerdings seyn: er sähe einen Geist. Doch bald verschwand dieselbe. An seinen Hals warf sich Helene, umklammerte ihn fest. Er fühlte und mußte es fühlen, es sey ein lebendes Wesen. Doch dann auch ein neues Erstaunen — ein Zurückbeben — eine dunkle Empfindung von Wahrheit und Zweifel — ein Nichtbegreifen und doch Ahnden; — alles, alles dieß schmolz in den Zeitraum von zwey oder drey Secunden zusammen. — „Kehren, rief er endlich — kehren Todte aus ihren Gräbern zurück? Oder welcher unbegreifliche Betrug ist sonst hier vorgegangen?"

Sie ließ ihn los; sie blickte ihm mit einer Art von Wehmuth und doch auch Entschlossenheit ins Auge. — „O nenn' es keinen Betrug! erwiederte sie: Nur der Wille heiligt ja das Opfer; und bey dem Allsehenden! mein Wille war gegen dich rein und gut." — Sie wollte ihn von Neuem umarmen; schnell, als besänne sie sich eines Bessern, eilte sie zur Schwester.

Noch lag dieselbe ohnmächtig da: Nitscher bestrebte sich sie wieder zu ermuntern. Vorsichtig genug war seine erste Sorge gewesen, die Thür zu verriegeln, damit kein Zeuge von außen herein kommen, wenigstens sie nicht überraschen möge. Seine zweyte Absicht war etwas Fassung und Ordnung im Zimmer selbst herzustellen. Nicht kalt an sich selbst, doch hier der Kälteste unter allen, ermahnte er Helenen leiser zu sprechen, bath Molldorf sich zu sammeln, und suchte durch stärkende Wasser Euphrosinen ins Leben zurück zu bringen. Das Letztere gelang ihm. Sie schlug die Augen wieder auf: doch wenig fehlte, so hätte sie die-

ſelben von Neuem geſchloſſen; denn ihr erſter Blick fiel auf Helenen.

„Euphroſine! Euphroſine! rief dieſe: erwache! Es iſt kein Geſpenſt, das dich ſchreckt. Deine Schweſter lebt! Auch kommt ſie nicht, um dein Glück zu ſtören. Nur noch ein Mahl es in der Nähe betrachten, ſich deſſen freuen, — das will ſie! Vergib ihr dieſe Schwäche! Du wirſt ſie hoffentlich deſto ſtärker in anderer Rückſicht finden."

Langſam, doch anhaltend gewann jetzt Euphroſine Farbe und Bewußtſeyn wieder. Ihr Blick ſtarrte, doch ohne Furcht, auf Helenen. Sie litt die Umarmung derſelben; ſie erwiederte ſolche endlich, doch noch ſtumm. Gegen Molldorf aber, der, unweit von ihr, immer noch mehr einer Bildſäule, als einem belebten Weſen ähnlich ſtand, ſtreckte ſie die Hand aus, und ſprach: Carl! weſſen biſt du jetzt? Weſſen wirſt du von nun an ſeyn?

„Und das kannſt du erſt fragen?" antwortete raſch, ſtatt ſeiner, Helene. „Du ſein rechtmäßiges, ihm angetrautes Weib? Geliebt von ihm; Mutter zweyer Kinder! nach göttlichen und menſchlichen Geſetzen ganz ſein! Beſinne dich erſt, und dann wär es hart meiner zu ſpotten; dann wäre es grundlos, etwas für dich ſelbſt zu beſorgen!" — Sie ſank, indem ſie dieſes ſprach, auf einen nahen Stuhl, ſchwieg zwey Secunden, richtete dann ihr Auge auf Mitſchern und rief lauter als bisher: o mein Freund, jetzt fühl' ich ganz die Wahrheit Ihres Rathes! Ich durfte entweder nie von dieſem Schauplatz abtreten, oder nie auf ihn, wär' es auch auf Minuten nur, zurückkehren. Mein Anblick erregt jetzt bloß Furcht und Grauſen. Ich habe

alles — selbst meinen größten bisherigen Trost, das liebevolle Andenken meiner Freunde verloren! Wer, wer gibt mir jemahls das Gefühl der vorigen Viertelstunde wieder!

In diesem Augenblick flogen Molldorf und Euphrosine zu ihr hin. Ihre rechte Hand faßte die Schwester, ihre linke der ehemahlige Gatte, — „Meine Mutter! meine Wohlthäterinn, zürne nicht auf mich!" flehte jene, und warf sich vor ihr aufs Knie. — „Edles Weib, sey nicht ungerecht gegen dich und uns! stammelte Molldorf: Bedenke, daß uns allerdings dein Anblick überraschen, — ja noch mehr, daß er uns erschrecken mußte! Vielleicht seit Jahrtausenden befand sich kein Gatte noch in meiner jetzigen Lage! Wär' es zumahl so, wie es vor meinem Geiste dämmert; wonähm' ich Worte her, dir meine Empfindung auszudrücken? Wie könnte ich dann — o rede! erkläre uns, wie, warum und wohin du verschwandest!"

Helenens Auge ward wieder klar. Mit Liebkosung hob sie die Schwester vom Boden auf. Mit einem Blick voll Zärtlichkeit haftete sie, eine kleine stumme Pause hindurch, abwechselnd, jetzt auf Euphrosinens, jetzt auf Molldorfs Antlitz. — „Es euch erklären, warum ich verschwand! Ja, ich will es! Aber sagt mir vorher: sagt es mir einsylbig: Seyd ihr jetzt glücklich? glücklich in eurer Ehe?"

Beyde (zugleich). Ja! Ja!

Hel. Waret ihr es damahls schon, als ihr an meinem Krankenlager euch liebtet, schwieget und littet? Als ihr in der Gegenwart nur Entsagung und Zwang, in der Zukunft nur ungewisse, immer wieder schwindende Aussicht sahet?

Molld. Gute Helene, wozu —

Hel. Keine Ausflüchte! Sagt Wahrheit! Waret ihr damahls glücklich? — Ihr verstummt? Nun, so hast du auch, Carl, den Grund dir selbst angegeben, warum ich den Entschluß ergriff, mich loszureissen; warum ich nicht länger der Dorn in deinem Herzen, nicht länger die Scheidewand seyn wollte, die euer Glück und Unglück schied! — Alles war ich dir schuldig, was eilf Jahre hindurch mein Leben froh, die letzten drey wenigstens erträglich machte! Schändlicher Undank wäre es nun nach meinem Gefühle gewesen, wenn ich dich länger durch mein Daseyn gefoltert hätte, da bloß meine Abwesenheit dich beglücken konnte.

Molld. Gott, welche Übertreibung von Großmuth! Welche Selbstquälerey, wiewohl im Grunde so edel!

Hel. Nein! nenne es nicht so! Es war Gefühl meiner Pflicht, und nichts weiter. Zeitig bemerkte ich die Neigung, die für Euphrosinen in dir — für dich in Euphrosinens Herzen entbrannte. Ich selbst suchte sie zu fördern. Nun sterbe ich ruhig, sprach ich oft in Geheim, denn die zwey Menschen, die mir am theuersten sind, belohnen sich wechselseitig. — Noch glaubte ich damahls: das Öhl meines Lebens müsse bald ausgebrannt seyn. Bey jedes Monaths Anfang versah ich mir desselben Schluß nicht zu erleben. Doch als ich spürte, daß mein Kränkeln doch noch nicht Krankheit zum Tode sey; als sogar meine gesunkenen Kräfte sich wieder zu ermuntern begannen, und du doch dein Schicksal mit Selbstverläugnung ertrugst, da schwur ich mir: Nein, ich will nicht harren, bis diese Geduld ermattet! — Tausend Plane gingen vor meiner Seele vorüber. Die

Schwermüthige zu machen, und zu verſchwinden, war bereits mein Entſchluß; mehr aus Furcht, dich mit zu kränken, als aus Scheu vor Pöbelgeſchwätz und vor eigener Schmach, ſtand ich mit deſſen Ausführung noch an; da gab ein günſtiges Geſchick Wendlern den Gedanken ein, mir Piſa zu verordnen; und ich — ergriff ihn. Warum ich doch zum Scheine zögerte, bedarf wohl keiner Erklärung?

Molld. Aber weßhalb, ſeltnes Weib, weßhalb wähltest du gerade den Weg des gänzlichen Verſchwindens, und nicht das weit einfachere Mittel der Scheidung? Lebten wir nicht in einem Lande, wo weiſe Geſetze eine freundſchaftliche Trennung erlauben? Mußteſt du deßwegen dich ganz entfernen, weil du aufhören wollteſt, meine Gattinn zu heiſſen?

Hel. Ich mußte! — Hätteſt du jemahls einſtimmig mit mir dieſe Trennung begehrt? Frage dein Herz! Ich ſchmeichle mir, dasſelbe zu kennen. — Gedenke jenes letzten Willens, was er auf dieſen Fall beſtimmte! Hätteſt du in einen neuen Vergleich geſtimmt, da der ältere vernichtet worden war? — Überlege noch eines, und dann entſcheide! — Nur eure Liebe zu beglücken, war meine Abſicht. Die Schweſter deiner geſtorbenen Frau konnteſt du ehelichen, — ohne Bedenken, mit Anſtand und Ehre! auch die Schweſter deiner geſchiedenen? Ich zweifle! — Dich vollends ſcheiden zu laſſen, damit du ſie ehelichen könnteſt? Noch einmahl, Carl! ich kenne deine Denkart, deinen großmüthigen Eigenſinn. Du hätteſt eher die Ruhe deines Lebens auf immer Preis gegeben, als deine Ehre befleckt. Dein Glück, das Glück meiner Schweſter, be-

durfte ein Opfer. Konnte ich ihm ein [illegible]geres bringen, als mich ſelbſt?

Molld. Und dieſen, dieſen Entſchluß konnteſt du faſſen, ohne daß dich beym Abſchied eine Thräne, ein bedeutendes Wort nur verrieth? Konnteſt du von Vaterland, Freunden, Haus und Hof, von allem, was bisher dir werth und theuer war, freywillig, — vielleicht auf immer dich trennen, und doch im letzten Geſpräche des Troſtes mehr austheilen, als empfangen?

Hel. Ich konnte es! Denn nie trennen ſich Menſchen, wie wir ſind, auf ewig; und wozu ſoll uns je das Bewußtſeyn unſerer reinen Abſicht nützen, wenn es uns nicht muthig macht, eine kleine Prüfung — —

Molld. Aber wie — Helene, vergib, meine Augen ſehen, meine Ohren hören dich; aber meinem Geiſt iſt noch ſo Manches dunkel! — wie vermochteſt du alle diejenigen zu täuſchen, die dich umgaben? Wie konnteſt du dem Anſchein nach erkranken, ſterben, begraben werden, und doch —

Hel. (halblächelnd). Leichter, als du wohl glauben dürfteſt. Denn ich lebte an einem Orte, wo nicht dein treues, ſorgſames Auge, nicht Euphroſinens ſchweſterliche Zärtlichkeit mich bewachte; unter Menſchen, denen entweder mein Daſeyn gleichgültig, oder die bereits mit mir einverſtanden waren; in einem Lande endlich, wo alles für Gold feil iſt, der Weg zum Himmel und zur Hölle, — Ablaß der Kirche ſowohl, als der Dolch des Banditen! — Nur einer Börſe mit zwey hundert Zechinen bedurfte es, und Pater Euſebius, ein ehrwürdiges Mitglied vom Orden Dominiks, leiſtete mir unter dem Vorwand für meine ketzeriſche Seele zu ſorgen, allen

allen möglichen Beyſtand; verſchaffte uns ein eigenes kleines Haus zur Wohnung; entfernte von meinem angeblichen Sterbelager alle läſtigen Zeugen, von meinem Leichenbrete alle Unterſuchung, bewirkte meinem ledigen Sarge ein ehrbares Begräbniß, und öffnete mir indeß die Zuflucht in einem Nonnenkloſter, bis ich gemächlich mich weiter entfernen konnte. — Dieß, lieber Carl, dieß iſt zugleich der kurze Abriß meiner Flucht aus Piſa. Meine zwey männlichen Bedienten fern zu halten und zu täuſchen, war nicht ſchwer. Leonore, meine Kammerfrau und treue Wärterinn, war gewonnen, Wendler mein Arzt und — mein Freund.

Moll d. (mit etwas getränktem Tone). Dacht ich's doch! — Dacht' ich's doch, daß dieſer Heuchler —

Hel. O nein, ſchmähe nicht auf ihn! du könnteſt ſonſt Undank und Irrthum zugleich begehen. Nicht durch Geſchenke oder Verſprechen, nur durch Bitten und Gründe gewann ich ihn. Kein Wort von meiner Abſicht war ihm, als wir abreiſten, bekannt. Mächtig ſtutzte er, als ich, ſchon auf Italiens Boden, ſie ihm entdeckte. Für eine romantiſche Grille hielt er ſie anfangs; deſto ernſtlicher bekämpfte er ſie nachher. Erſt, als er mich unerſchütterlich fand, als ich mit den heiligſten Schwüren mich verpflichtete, einen freywilligen Tod zu wählen, wenn dieſer verſtellte mir nicht gelänge, da gab er endlich nach, und ward von nun allerdings meines Plans thätiger Beförderer. Er half mir mit dem Pater Euſebius unterhandeln. Er hielt durch ſeinen Rath von mancher Übereilung mich zurück. Er half mir, — was ſchon allein Verdienſt im Übermaße wäre! — zur Bekanntſchaft desjenigen Biedermannes, deſſen Freundſchaft mir fortan für einen Beweis galt,

daß dem Himmel ſelbſt mein Vorhaben nicht mißfalle, dem ſich bald mein ganzes Herz aufſchloß, und der mir edelmüthig eine Freyſtätte anboth — eine Freyſtätte, wie ſie meine Einbildungskraft zwar ſchon oft zu finden gewünſcht, aber kaum jemahls gehofft hatte.

Moll d. Und dieſer Biedermann — dieſe Freyſtätte? Wer und wo ſind ſie?

Hel. Faſt wundere ich mich, daß du noch dem Erſtern noch fragſt. Sieh ihn hier vor dir, meinen greiſen, braven Nitſcher!

Moll d. Wie? auch Sie, ehrwürdiger Herr — auch Sie konnten hülfreiche Hand zur Ausführung eines Vorhabens biethen, bey welchem ſich doch, — auf's glimpflichſte geſprochen! — noch manches Zweifelhafte fand? Ein Mann von Ihrem Stande konnte einer Gattinn rathen —

Nitſch. Ich rieth ihr nicht dazu! Ich fand, daß ich Frau von Molldorf kennen lernte, ihren Entſchluß nicht erſt im Werden, ſondern ſchon geworden und gereift. Pater Euſebius war ſchon gemiethet. Daß jede Einwendung vergeblich ſey, ſagte mir Wendler voraus, und ſpürte ich bald ſelbſt. Wie ich über Unauflöslichkeit der Ehe, Trotz meinem Stande, denke, — hört nicht für dieſen Augenblick. Aber in jedem Betrachte war ich früher Menſch als Prieſter; ſagte hier mehr, daß ein edles Weib unglücklich, als daß ein Kirchengeſetz gekränkt werden möchte; deßhalb wünſchte ich wenigſtens zu verbeſſern, was ich nicht ganz umgeſchaffen vermochte. Deßhalb ſuchte ich wenigſtens einen Auswuchs jenes Plans zu vernichten, weil es noch Zeit ſey. — Sich für den Überreſt ihres Lebens in einem

Kloſter zu begraben, war damahls ihrer Gemahlinn Abſicht.

Molld. (einfallend). Wie? auch dieß ſogar —

Mitſch. Auch dieß ſogar entſprang aus reiner Quelle, entſprang aus dem ſchönen, an ſich wahren Grundſatze: daß man ja überall den ächten, einigen Gott anzabethen vermöge! Doch wie bald dieſe ſanfte, gefühlvolle Seele in ſo öden Mauern ſich elend fühlen werde, und wie ſie es dann bleiben müſſe, ohne Linderung und Hülfe, dieß ſah ich voraus, dieß ſchilderte ich ihr, ſo kraftvoll ich konnte; und fand deſto ſtärkern Eindruck bey ihr, da ich ihren Hauptzweck zu billigen ſchien. In den ſtillen, abgelegenen Thälern meines Vaterlandes, in dem Flecken, wo ich ſelbſt lebe, trug ich ihr eine Wohnſtätte, ſey es auch nur für einſtweilen, an. Daß ſie dort als eine Blutsverwandte meiner aus Schwaben gebürtigen Gattinn leben, einer ſichern Ruhe genießen, und doch leicht, wenn es ihr mißfalle, in die geräuſchvolle Welt zurückkehren könne: dieß machte ich ihr anſchaulich, und verſprach ihr jeden Beyſtand, den Redlichkeit und — Armuth zu gewähren vermögen. Sie ergriff meinen Vorſchlag mit Freuden; ſie befolgte ihn mit mehr als männlichem Muthe. Sie lebte dieſe drey Jahre bey uns, mit mehr als — Doch nein, mein Lob ſoll ihre Beſcheidenheit nicht kränken! Doch ob auch wir ihr hielten, was wir verſprachen, das mag ſie ſelbſt bezeugen.

Hel. Ja wohl! ja wohl bezeuge ich es Ihnen! Jedes Glück, das man, entfernt von Vaterland und — Jugendfreunden zu finden vermag, fand ich dort. Friede von innen und außen, — die Seligkeit eines halbländlichen, halb einſamen Lebens, ein gutmüthi-

ges Menschengeschlecht um mich rund herum, und mir zur Seite biedere Freundschaft, die meine Schwächen trägt, meine siechen Stunden erheitert! — Zwar dein Bild, lieber Carl, ist mir auch dorthin gefolgt; allstündlich gedenke ich deiner, gute Euphrosine! Bey jeder untergehenden Sonne, in mancher stillen Mitternacht umschweben euch meine Gedanken. Doch niemahls noch hat mich der Schritt, den ich that, gereut. Das Gefühl, euch glücklich gemacht zu haben, tröstete mich bey jedem anwandelnden Gram. Die Nachrichten, die mir Wendler von eurer Verbindung, eurer sich gleichbleibenden Zärtlichkeit, euerm ehelichen Segen ertheilte, füllten mich oft mit Freuden, wie sie sanfter und stärker zugleich kaum der Beseligte in jenem Leben fühlen kann. Wenn ich zumahl las, daß ihr auch meiner noch oft mit Wärme und Liebe gedächtet; dann — ja dann erwachte freylich in meiner Seele oft die Begierde, ein, nur ein einziges Mahl euch wieder zu sehen. Eigenes Nachdenken, und meines redlichen Nitschers triftes Kopfschütteln hielten mich stets zurück, aber jetzt — jetzt, da ich euch so nahe bey mir wußte — o vergebt, vergebt, daß ich nur ein Weib bin; daß ich doch meinen innern Trieben nicht ganz zu widerstehen vermag; daß ich eure Ruhe vielleicht mit Unbesonnenheit störte! — Vergebt! Morgen kehre ich in mein Thal zurück, und wir sehen uns nur *jenseits* wieder.

„O nein! nein! das soll, das darf nicht geschehen!" riefen hier, wie mit *einem* Munde, Euphrosine und Molldorf aus. Beyde flogen wieder zu ihr hin; Beyde umarmten sie wechselweise.

„Du mußt wieder mit uns, edles — edelstes Weib!"

Ich laſſe dich nicht mehr aus meinen Augen, theuerſte Schweſter!

„Wir weichen ſo wenig, als dein Schatten von „dir. Nur der wirkliche Tod ſoll uns trennen!"

Wir bringen dich zurück, und du ſollſt unſer größter Solz, unſer höchſter Reichthum ſeyn!

So ſcholl es durch einander. Feſt ſchloß ſie Molldorf mehr als zehn Mahl an ſein Herz; hundert Küſſe drückte ihr Euphroſine auf Hand und Lippe. Helenen ſelbſt entging auf einige Minuten jede Kraft der Sprache. Auch Nitſcher nahte ſich ihr; ergriff leiſe ihre rechte Hand, und flüſterte ihr zu: „Seltne, treffliche Frau! kehren nun die Augenblicke wieder, die Sie auf ewig verloren zu haben wähnten?" Ganz fühlte ſie das Gewicht dieſer Rede. Nur mit einem Drucke der Hand, mit einem Blicke voll Seele vermochte ſie ihm zu antworten; doch ſchnell hob ſie ſich empor. In ihren ſchwächlichen Körper kam eine feſtere Haltung; in ihrem Geſichte herrſchte eine Miene von Hoheit.

„Ja, ja!" ſprach ſie, „dieſer Augenblick iſt ſüß, „und — noch mehr geſtanden! — er iſt einer von de„nen, auf welche ich rechnete; deren Ausbleiben mich „geſchmerzt haben würde. Aber, meine Lieben, wenn „ihr anders mich recht liebt, wenn ihr wirklich glaubt, „daß ich etwas der Rede Werthes für euch that; wenn „ihr wünſcht, mir zu danken, ſo gewährt mir eine „einzige Bitte!"

Molld. und Euph. Welche? Welche?

Hel. Verſprecht ſie mir an Eides Statt! Daß ich nichts Unbilliges bitten werde, könnt ihr glauben.

Beyde. O wir verſprechen — wir verſprechen es dir auf's heiligſte.

Hel. Nun, so mische sich fortan unsere Gespräche auch nicht ein Wort von — Heimkehr in's Vaterland! Alles Übrige begehrt von mir; ich gewähre es im — —

Molkd. O halt ein! Dieses Begehren ist unbillig; unser Versprechen ist ungültig.

Hel. (äußerst ernst). Es gilt! Und um es zu sichern, schwöre auch ich beym allmächtigen Gott: Nie setze ich freywillig wieder einen Fuß uber vaterländische Grenze! — Haltet dieß nicht für Starrsinn oder Übereilung. Die Letztere dürfte gar bald euch selbst zum Vorwurfe gereichen. Konntet ihr wohl, recht überlegt, bey echter Liebe von mir fordern, daß ich die Fabel meiner Mitbürger, ein Geschichtchen in der Zeitung abgäbe? Vergeßt ihr, daß meine Handlung gewisser Maßen die Ahndung der Gesetze reizt; und wenn auch diese schweigen, oder geschweigt werden sollten, gewiß dem strengern Richterstuhle der großen und kleinen Welt nicht entgehen könne? Würde mich nicht jeder Strenggläubige für eine Sünderinn, der Spötter für eine Schwärmerinn, und der große Haufen für eine Thörinn schelten? Würde man nicht muthmaßen, ich hätte dieß alles nur gethan, um die Romanenheldinn zu machen, und kehre jetzt in's Vaterland zurück, den Lohn der Anstaunung zu genießen? Würde man nicht argwohnen, ich hätte mit euch nur ein verdecktes Spiel gespielt? Würden nicht tausend Erdichtungen euern eignen guten Leumund kränken?

Molkd. Und würdest du von allem diesen, wenn es sich ja ereignete, auch eine Sylbe nur, auf deinem Landgute, im Zirkel einiger Freunde, in unserm Umgange spüren?

Hel. Ich fürchte — ich fühle: Ja! denn ich kenne meine Schwäche, und auch ihr müßt ſie kennen. Urtheil meiner Nebenmenſchen, ſelbſt wenn es Geſchwätz nur war, wirkte ſtets — nicht auf meine Handlungen, doch deſto mehr auf Stimmung meiner Seele; und dieſe Stimmung nur macht, wie ihr wißt, unſern Himmel oder unſere Hölle. Entſinnet ihr euch, wie ſehr ich ſchon bey meinem plötzlichen Altern vor dem Hohnlächeln der Geſellſchaft bebte? Soll ich abermahls euere Zirkel zerreiſſen, euere ganze Lebensart ändern? — Mäßigen Genuß der ſtädtiſchen Welt mit ländlicher Einfalt zu verbinden, durch kleine Reiſen den Geiſt zu nähren, die nachfolgende Ruhe zu würzen — dieß iſt, wie ich aus Wendlers Briefen weiß, der klügliche Plan euers Lebens. Soll ich dieſen ſtören? Ich, die euch glücklich machen wollte, ſollte nun euer Glück mindern? Selbſt, wenn ihr dieß alles mit Freuden mir opfertet, würde nicht eine innere Stimme — — Nein! nein! ich kehre übermorgen ſchon in mein Graubündnerthal zurück, wo mein redlicher Nitſcher und ſeine treffliche Gattinn ſich verpflichteten, mit meinem Siechthum, meinen Schwächen fortdauernd Geduld zu haben; wo ich unbemerkt dem Grabe zuſchleiche, und wo mein Tod einen Monath früher oder ſpäter das Wohlſeyn meiner Freunde weder mehrt noch mindert.

Euphr. (ſchmerzhaft). Helene, dieſer Gedanke nur —

Hel. (einfallend). Soll unſern heutigen Abend nicht vergiften! Laßt uns dieſe wenigen Stunden, ſo lange entbehrt, und von mir ſo ſehnlich erwartet; — laßt ſie uns weislich genießen, und um es deſto beſſer zu können, erlaubt mir jetzt auf ein Weilchen euch zu

verlaſſen. Daß dieſer Auftritt meine [illegible] Nerven angreift, iſt natürlich: daß ſie fieberhaft zittern, fühle ich. Trotz der Freude über euer Wiederſehen und eure Liebe. Eine kleine Ruhe auf meinem Lager wird mich ſtärken. Du, gute Euphroſine, begleite mich! Aber du, lieber Carl, könnteſt vielleicht indeß für den [illegible] gen Abend deinen Bedienten entfernen. Wenn ich mich ders vorhin ſeine Stimme recht unterſchied, ſo iſt es der alte Franz dein Begleiter. Daß dieſer ſeine vorige Gebietherinn weder ſehen noch hören darf, iſt augenſcheinlich. —

Sie wankte jetzt in ihr Gemach, von der Schweſter unterſtützt und begleitet. Molldorf traf die [illegible] langte Vorſicht. Auch er bedurfte einiger Friſt, ſich zu ſammeln. Einem Manne gleich, deſſen Augen in einem dunkeln Keller ſich allmählig erweitern, faßte er zwar den Umfang des Ganzen; doch mancher von den Nebenumſtänden blieb ihm dunkel. Einige derſelben erklärte ihm Nitſcher. Unter andern erfuhr er auf Befragung: daß er vor acht Wochen kaum tauſend Schritt weit beym Flecken, wo Helene wohne, vorüber gereiſet ſey; daß ſie durch Wendlern ziemlich genau gewußt, wann er eintreffen könne, ſchon damahls entſchloſſen geweſen ſey, ihn zu überraſchen, und es doch abſichtlich dort unterlaſſen habe; theils aus Furcht, ein ſolcher Auftritt möchte an einem kleinen Orte Aufſehen erregen, und zur Kundſchaft von Mehrern kommen; theils aus der zärtlichen Beſorgniß, ſeine übrige Reiſe zu kürzen oder zu ſtören. Eben deßhalb habe ſie gerade das entferntere Baſel gewählt, wo ſie nun ſchon acht Tage ſeiner harre. — Was hier ſtärkere Bewunderung verdiene; der kalte prüfende Blick, oder jenes

warme, bey jeder Gelegenheit ſeiner ſchonende Gefühl, vermochte Molldorf nicht zu entſcheiden, und empfand daher, wie billig, Beydes mit gleichem Danke.

Nach einem halben Stündchen meldete Euphroſine den Männern, daß die Schweſter ſie erwarte. Sie fanden dieſe auf ihrem Bette ſitzend, doch heiter. Molldorf ward von ihr empfangen, wie man einen Freund empfängt, deſſen Beſuch man alltäglich mit Theilnahme genießt. Doch bald ward das Geſpräch wieder wärmer. Wie ſchnell dieſen ſeltnen vier Menſchen der Abend verfloß; was ſie alles ſich zu fragen und zu erklären hatten; wie vielfältig die Empfindungen des Vergnügens mit Empfindung einer gelinden Wehmuth wechſelten; — dieß alles umſtändlich zu ſchildern, wäre doch wohl — Überfluß. Bedauerungswürdig iſt der Leſer, der nichts ſich ſelbſt hinzu denkt, und faſt noch mehr der Erzähler, der alles erzählen muß. Genug, daß man erſt ſpät um Mitternacht ſich trennte; daß mit frühem Morgen Molldorf und Euphroſine wieder in Helenens Zimmer ſich einfanden; und daß man ihren Augen wohl anſah, ihr Schlaf könne nicht lange nnd nicht anhaltend geweſen ſeyn.

Sie wichen auch dieſen Tag ſo wenig als möglich von Helenens Seite. Noch fünf oder ſechs Mahl verſuchte Molldorf, Trotz ſeines Verſprechens, den Wunſch, daß Helene mit ihnen in's Vaterland zurückkehre! geltend zu machen. Immer brach ſie dann ſo kurz, ſo ernſtlich das Geſpräch ab, daß er endlich wohl ſpürte, ihr Entſchluß ſey unwiderruflich. Nicht minder entſchieden, doch mit ſanftern Worten verwarf ſie es, als Molldorf ſo anſtändig und doch auch ſo warm als möglich in ſie drang, ein beträchtliches Jahrgeld von ihm

anzunehmen. — „Entſinnſt du dich nicht," erwiederte ſie lächelnd, „jener fehlenden vier tauſend Thaler? Begreifſt du nun, zu welchem guten Werke ich ſie verwandte? Auch erſtreckte ſich meine Vorſicht noch weiter. Meinen Schmuck zwar ließ ich dahinten. Seine Wegnahme wäre ein offenbarer Raub und Verdacht erweckend geweſen. Doch ſeit funfzehn Jahren hatte ich kein Jahr meine Zinſen ganz verwendet. Beträchtlich war mein Erſparniß. Was P. Euſebius an bedungenem Lohne, Leonore und Wendler an freywilligen Geſchenken erhielten, verzehrte kaum ein reichliches Drittheil meiner Barſchaft. In meiner Freyſtätte, unter einem ſo kleinen, freundſchaftlichen Zirkel bedarf ich nur wenig. — Wenn ich jetzt, — ja, wenn ich binnen drey oder vier Jahren erſt ſtürbe, bliebe meinen braven Wirthsleuten immer noch, zwar keine Erbſchaft, doch hoffentlich ein kleines Andenken übrig. Sollte auch dieß allmählig ſich verzehren, und doch dieſer kränkliche Körper noch nicht verwelkt ſeyn — daß ich dann, lieber Carl, zu dir meine Zuflucht nehmen darf; nicht wahr, dieſe Hoffnung, oder vielmehr dieſe Zuverſicht, iſt nicht eitel?" — Molldorfs Antwort hierauf, mit thränendem Auge und mit Umarmung verbunden, ergibt ſich wieder von ſelbſt.

Daß der dritte Morgen zur Trennung beſtimmt ſey, hatte Helene gleich anfangs erklärt. Ihre Freunde bathen nur noch um ein Paar Tage. Sie blieb auf ihrem Vorſatz; Nitſcher ſelbſt ſtand ihr dieß Mahl bey. Ihn rief ſein Amt; auch beſorgte er, daß gerade die vorſichtige Art, womit man ſich ſtets ohne Zeugen zu ſprechen ſuche, bald Verdacht erwecken, und man im Gaſthofe muthmaßen könne, es ſey nicht ſeine Gattinn,

die er — ein Geistlicher! — dafür ausgebe. In einem einzigen Puncte gab Helene nach; denn festgesetzt ward, daß man sich von nun an alljährig wieder sehen wolle. Selbst über Ort, Zeit und Art traf man im Voraus Abrede. Beym wirklichen Abschiede bewährte Helene ganz denselben Muth, den sie schon einmahl bewiesen hatte. Höchstens ein Paar einzelne Thränen stiegen in ihr Auge. Um so inniger weinte Euphrosine; um so stärker fuhlte Molldorf sein Innerstes bewegt! Auch sie verließen noch an eben dem Morgen Basel. Keine von dessen übrigen Merkwürdigkeiten — selbst das nahe Arlesheim nicht! — schien ihnen in jetziger Stimmung des Besehens würdig. Vom Rhein und von der Schweiz nahm Molldorf nun, zwar nur für ein Jahr, doch mit ganz andern Empfindungen, als er vermuthet hatte, Abschied. Ihr beyderseitiges stätes Gespräch auf der Heimreise blieb — Helene. Heilig hatten sie noch versprechen müssen: Keinem, so lange sie lebe, ohne höchste Noth diese Geschichte mitzutheilen. Schwer genug ward es ihnen, dieses Versprechen zu halten, dennoch hielten sie es. Nur gelinde, doch oft wiederhohlte Vorwürfe wurden Wendlern gemacht; sich zu entschuldigen fiel ihm nicht schwer.

Zwey Sommer hindurch sahen sie sich versprochener Weise; ein Mahl in Helenens neuer Heimath, das zweyte Mahl zu Costanz am Bodensee. An beyden Orten verweilte dann Molldorf und Euphrosine ungefähr eine Woche hindurch; wußten alle Begleitung, die etwas verrathen könne, zu entfernen, und allen übrigen Argwohn zu vermeiden. Bey der ersten Zusammenkunft fanden sie Helenen fast munterer und stärker, als jemahls. Ihre Gesundheit schien wieder

auf zehn, zwölf Jahre gegründet zu seyn. Doch merklich verändert, merklich schwächer war sie das zweyte Mahl. Ihr Athem war wieder stockend, ihre Wange hagerer geworden. Sie sprach ein Paar Mahl von ihrem, nun hoffentlich nahen Tode mit einer solchen Ergebung, mit einer solchen Mischung von Gelassenheit und doch auch freudiger Hoffnung, daß selbst der gelassene Nitscher sie bath: ihn und ihre übrigen Freunde mit dieser Rührung zu verschonen. Auch schien sie beym zweyten Abschiede sich von Euphrosinen kaum losreissen zu können. Jener sonst gelassene Kuß ward eine lange, lange, drey Mahl wiederhohlte Umarmung; und beym Lebewohl erstickte ein Schluchzen die Stimme. Die nachfolgenden Briefe — denn sie schrieben sich oft — klagten zwar eigentlich nie, doch ließen sie zuweilen einige Worte von einer Ermattung fallen, die sich fast täglich mehre.

Endlich, in der Mitte des nächsten Jänners, meldete ein Schreiben von Nitschern: „Wahrscheinlich „werde ihre gemeinschaftliche Freundinn bald — nicht „mehr leben. Zu ihrer bisherigen Kränklichkeit geselle „sich nun auch Wassersucht. Dem Urtheil eines verstän„digen, aus Chur herbeygerufenen Arztes zu Folge, „sey die längste Frist ihres Leidens noch ein Monath. „Mit eben der Gelassenheit, womit sie gelebt, sehe „sie nun auch ihrem Ende entgegen; wisse nichts von „dieser Meldung, und habe sie sogar ausdrücklich un„tersagt; doch scheine es ihm Pflicht, ihr hierin „nicht zu gehorchen. Was Molldorf noch thun wolle, „überlasse er seinem eigenen Ermessen." — Es war eben, wie schon der Monath anzeigt, in der Mitte des Winters, zu einer Zeit, wo Niemand gern —

ſelbſt der das Reiſen, die Schweiz und das Seltſame in Handlungen ſo ſehr liebende Britte nicht! — nach Graubünden zu reiſen pflegt. Noch mehr, die zum dritten Mahl ſchwangere Euphroſine verſah ſich binnen wenigen Wochen ihrer Niederkunft; dennoch bedachte ſich Molldorf keinen Augenblick. Er reiſte des nächſten Morgens ab. Gern hätte Euphroſine ihn begleitet. Ihre Umſtände verbothen es; aber ſie drang ſelbſt in ihn, ſie zu verlaſſen, und wenigſtens ihren Scheidegruß noch zu überbringen. Keine Witterung ſtörte, kein rauher Weg ſchreckte ihn; Tag und Nacht eilte er fort; und ein gewiſſer Maßen günſtiges Geſchick begleitete ihn. Denn als er in **, dem Flecken, wo Nitſcher Pfarrer war, ankam, hatte Helene nur noch — ſechs und dreyßig Stunden zu leben.

Sie ſtaunte nicht wenig, als ſie ihn vor ihr Bett treten ſah. Eine kurze Röthe flog über ihre ſchon vom nahen Tode gebleichten Wangen. Mit wenigen, dankenden Worten both ſie ihm die abgezehrte Hand. „Ich hoffe, ſprach ſie unter anderm, du kommſt nicht um meinen letzten Auftritt durch weibiſche Thränen zu trüben, ſondern vielmehr durch ein kleines Beyfallszeichen zu verherrlichen; und dann ſey mir willkommen!“ — Sie ſchalt ihn zwar bald darauf, indem ſie ſich beſann, in welcher bedenklichen Lage er die Schweſter zurückgelaſſen haben müſſe; aber ſie geſtand doch eben ſo ſchnell, daß ſie ſeinen Anblick als ihre letzte irdiſche Freude betrachte; und in ſeinen Armen verſchied ſie in der nächſten Nacht; verſchied, als gerade der Morgen — das ſchönſte treffendſte Sinnbild vom Tode eines Tugendhaften! — anzubrechen begann. Daß ſie Trotz ihres Verbothe beweint wurde, kann

man ſich denken. Ein einfacher Stein [illegible]er einfachen Aufſchrift: Eine edle Frau, die We[illegible] kannten! bezeichnete ihren Grabhügel.

In ihrer Verlaſſenſchaft befanden ſich noch ungefähr tauſend Thaler bar. Dieſe, wie auch alle ihre übrige Habe hatte ſie Nitſchern vermacht. Molldorf fügte hierzu noch anſehnliche Geſchenke. Auf wiederhohltes Bitten dieſes biedern Geiſtlichen verſchwieg er zwar an dem Orte, wo Helene geſtorben war, ſorgfältigſt ihren wahren Nahmen, ihren Stand, und die nahe Verbindung, die einſt zwiſchen ihnen obgewaltet hatte. Doch mindern Zwang legte er ſich dann auf, als er ins Vaterland nach fünf oder ſechs Wochen zurückkam. Hier, wo ſeine Gemahlinn indeß wieder eines Sohnes geneſen war; wo man ſeine Abweſenheit während dieſer Zeit kaum begriff, und von ſeiner ſchnellen winterlichen Reiſe, von den Thränen, die Euphroſine nicht immer verbergen konnte, und von der ernſthaften Miene, als er zurückkehrte, die abenteuerlichſten Vermuthungen ausheckte, — hier glaubte er gegen einige ſeiner beſten Freunde den Geheimnißvollen nicht länger ſpielen zu dürfen. Er entdeckte ihnen Helenens erſt jetzt erfolgten Tod. Sie glaubten ein Mährchen zu hören, und ſchätzten, nach Verſchiedenheit eigener Denkungsart, auch Helenens That an Verdienſtlichkeit ſehr abweichend. Doch daß die Aufopferung groß geweſen ſey, geſtanden ſie Alle. Das Siegel der Verſchwiegenheit ging bald verloren. — Molldorf ſchrieb unter Helenens Bild jene Worte, die ſie ſelbſt in Nitſchers Stammbuch geſchrieben hatte: Sie war Freundinn von uns, auch über's Grab hin!

Montesquieu und der junge Schriftsteller.

Wahre Anecdote.

Montesquieu, — der ehrwürdige Verfasser jenes berühmten, um die Gesetzgebung und Gesetzkunde aller Folgezeiten so verdienten Werkes — gehörte zu dem kleinen, wenigstens nicht überzähligen, Häuflein von Gelehrten, die auch im Umgange ihren Schriften gleichen. Seine sanfte, edle, prunklose Seele liebte zwar die anscheinende Ruhe eines einsamen Nachdenkens, doch auch nicht minder die Freuden weiser Geselligkeit. Sein Haus stand Jedem offen, der ihn kennen zu lernen wünschte. Munterkeit und Menschenkenntniß übertrug er in jedes seiner Gespräche. Andern Schriftstellern ging er mit Rath und That an die Hand. Niemanden drang er unverlangt seine Meinung auf; aber auch Keinem, der ihn darum befragte, verschwieg er dieselbe. Neid oder Besorgniß durch fremden Ruhm verdunkelt zu werden, kannte er nicht; aber jedes aufkeimende Genie bemerkte er mit Freude und mit dem innigsten Wunsche, dessen Wachsthum wo möglich zu befördern. So war er in der Blüthe seines Lebens; so blieb er auch im höhern Alter.

Einst kam zu ihm ein junger Mann, den er vorzüglich liebte, und der auch allerdings diese vorzügliche Liebe durch manche Eigenschaft des Geistes und Herzens verdiente. Kaum zwey und zwanzig Jahre mochte jetzt D** seyn, und schon hatte er die Bühne seines Vaterlandes mit einigen Schauspielen bereichert, die — wenigstens in einzelnen Scenen — mit Racine's zauberischer Anmuth und Crebillons hinreissender Darstellungsgabe zu wetteifern vermochten. Zu noch größern Werken in der Zukunft machte die Wärme seiner Phantasie und der rastlose Eifer seines Geistes gegründete Hoffnung. Nur einen einzigen Fehler (der nicht selten der Fehler guter Dichter zu seyn pflegt), konnte er sich nicht abgewöhnen; und dieser bestand — in etwas Vorliebe gegen die Kinder seines Kopfes. Freundschaftliche Erinnerungen, unter vier Augen ihm ertheilt, nahm er zwar, zumahl wenn es Erinnerungen eines Montesquieu waren, mit aufrichtigem Dank an; doch jede öffentliche Kritik hielt er für den Ausspruch eines unbefugten Richters, und jedes etwas strenge Urtheil drang ihm durch das Herz.

Heute, als er so ernsthaft, wie die Muse des Trauerspieles selbst, in Montesquieu's Zimmer eintrat, errieth dieser sogleich: daß ein litterarischer Kummer ihn drücke; und D** selbst machte aus der Ursache seines Verdrusses kein Geheimniß. Sein letztes, und wie er glaubte, bestes Schauspiel war in Frerons neuestem kritischen Hefte nicht angezeiget, nicht beurtheilt, sondern zerfetzt und gemißhandelt worden. Aus kleinen Übereilungs-Fehlern hatte man Ungeheuer gemacht, Schönheiten in Flecken verwandelt; manche Stellen absichtlich verdreht, mit auffallendster Bitterkeit

keit nichts gebilliget, und alles verworfen. Dieß — dieß alles belegte D** mit mannigfachen Beweisen; und in seinem Munde ward diese, nur zu gewöhnliche, kritische Sünde ein Beyspiel ohne gleichen. Der ältere, an den Lauf der Dinge schon gewöhnte Montesquieu hatte freylich bey diesem elegischen Tone dann und wann Lust ein wenig zu lächeln; aber er schonte seines jungen Freundes, und fragte, am Schluß seines Vortrages ihn vielmehr mit bedauernder Theilnahme: Was er zu thun gesonnen sey?

D. Mich zu verantworten! Das glaube ich, versteht sich von selbst. Auch habe ich bereits meine Rechtfertigung aufgesetzt. Doch weil ich fühle, daß ich mich nicht ganz ohne Leidenschaft vertheidiget haben dürfte, so hätte ich erst an Sie noch, würdiger Mann, eine Bitte.

„Und die wäre?"

D. Meinen Aufsatz in der Handschrift durchzulesen! Mir zu sagen; ob und wo ich Blößen gab? Zu bestimmen, worin ich der Sache allzuviel, oder vielleicht auch, wo ich deren noch zu wenig that.

„Wenn ich es thun kann, von Herzen gern! Lassen Sie mir Ihre Handschrift bis Morgen da! Etwas Abkühlung und Ausraſtung dürfte ja wohl auf keinen Fall Ihnen schaden."

D** ließ ihm die Schrift. Als er des Tags darauf zur bestimmten Stunde pünctlich wiederkam, fing Montesquieu selbst davon zu sprechen an, und ertheilte ihm das Zeugniß, seine Sache mit Einsicht und Billigkeit zugleich geführt zu haben.

„Und glauben Sie also — fragte D** mit sichtlicher Freude: — daß ich meinen Kritiker widerlegt habe?"

Mont. Vollkommen!

„Daß er sich schämen müsse?"

Mont. (mit der Achsel zuckend.) Wenn er dessen noch fähig ist!

„Daß ich es drucken lassen soll?"

Mont. (lächelnd) Vielleicht! — Vielleicht auch nicht! — Daß es Ihnen Schaden thun sollte, besorge ich allerdings kaum.

„Wie? nur keinen Schaden? — Sollte ich denn nicht auch auf Nutzen rechnen können, wenn ich anders — — "

Montesquieu stand hier auf; liebreichen Blicks ergriff er die Hand seines Gesellschafters; mit noch liebreicherm Ton sprach er: „Kommen Sie — kommen Sie, mein junger, theurer Freund, mit mir in meinen Büchersaal! Dort hoffe ich mich Ihnen deutlicher zu machen, als hier. — Sie gingen. — Sehen Sie dort jene drey obern Fächer meines Bücherschranks, gedrungen voll Bücher?

„Nun ja! Ich sehe sie."

Mont. Und wissen auch bereits, was dieselben enthalten?

„Wie könnte ich das?"

Mont. Lauter Widerlegungen, Kritiken — zum Theil auch Schmähungen meines Werks über den Geist der Gesetze. Sollten Sie solche gar nicht kennen?

„Vielleicht zwey oder drey; und auch diese nur dem Nahmen nach."

Mont. Hätten Sie aber nicht Lust, sie noch jetzt durchzulesen?

„Nein wahrhaftig nicht! Und wenn ein Preis

von zwanzig tausend Livres auf dieser Belesenheit stände!"

Mont. Aber mein Buch selbst? Lasen Sie jemahls dasselbe?

„Ob ich es las? Welche kränkende Frage! Drey oder vier Mahl wenigstens, und noch gewiß nicht zum letzten Mahle."

Mont. (mit Wärme.) Junger Mann, erkennen Sie hier an Ihrem eigenen Gefühle das gewöhnliche Loos, das Bücher und Schriften betrifft, die nicht sowohl über eine Materie selbst, als wieder über ein Buch, und zumahl gegen dasselbe geschrieben worden sind! Erkennen Sie das Schicksal, das über allen Werken schwebt, welche gallsüchtige, oder bloß spitzfindige Kunstrichterey, Tadelsucht und Streitbegierde verfaßt hat. Sie finden allerdings zuweilen im ersten Monathe, im ersten Jahre ihrer Erscheinung mannigfache Leser; aber sie verlieren sie bald in den nachfolgenden Jahren. Ist vollends das Werk, gegen welches sie zu Felde ziehen, wirklich gut, und wohl gar vortrefflich: haben die Aristarchen eine Ilias, die Akademiker einen Cid bekrittelt, dann gleichen ihre Bemühungen dem Schaum, mit welchem sich die Meeres-Welle an einem Felsen bricht. Der Schaum vergeht bald, aber der Fels bleibt stehen! — Nur ein Mittel, das Andenken jener Angriffe zu verlängern, gewisser Maßen wohl gar es zu verewigen, kenne ich; und dieses ist: wenn der gelästerte Schriftsteller sich selbst mit der Rechtfertigung gegen seine Lästerer abgibt; wenn er seine Feinde der Widerlegung oder der Satyre würdig achtet. Denn, dann kennt man solche wenigstens so lange, als man ihn selbst kennt.

„Vortrefflich, vortrefflich auf einer [illegible]ite, und doch deſto ſchlimmer auf der andern!"

Mont. Warum das?

„Dieſen Grundſätzen zur Folge befände man ſich alſo in der traurigen Nothwendigkeit zu dulden — ſtumm erdulden zu müſſen, was jeder Klügling oder Schelſüchtige, jeder Halbwiſſer oder Boßhafte gegen uns auszuſprudeln für gut findet? Für manche halb ſchlafloſe Nacht, für manche mühevolle Stunde müßte man es gelaſſen leiden, daß ein Schwall von Troßbuben uns mit Geſpötte verfolgte? Man müßte es ganz ungeracht ertragen, daß feiner, boßhafter Witz wenigſtens die Meinung unſerer Zeitgenoſſen ſpaltet; und uns da Schmach zubereiten will, wo wir Ruhm verdienten?

Mont. Ungeracht? Ich zweifle doch! — Auch ſchon der ſtille, gleichgültige Blick iſt oft Rache genug an jenem Zoilus, der — ſich wohl bewußt, was er verdiene! — in dieſer Gleichgültigkeit auch ſo fort Verachtung zu finden wähnt. Gegenwehr würde ihn ehren; ſchweigender Gleichmuth kränkt. Und endlich bleibt ja dem geſchmähten Schriftſteller auch — zumahl in Ihren Jahren, bey Ihren Geiſteskräften: — noch eine, und vielleicht die einzige löbliche Rache übrig.

„Welche?"

Mont. Ein neues, beſſeres, oder wenigſtens eben ſo gutes Werk, als das Erſtere war, zu ſchreiben; ſolches vielleicht in eben den Stunden zu ſchreiben, die er mit Vertheidigung des Erſtern nur verſchwenden haben würde. —

Ein ungemeldet eintretender Beſuch hinderte Montesquieu weiter zu ſprechen; auch hatte er wahr-

scheinlich gerade jetzt ausgesprochen. Indem er den Neuangekommenen begrüßte, trat D** zum Bücherschrank hin; zog aus jenen drey erwähnten Fächern, halb gedankenlos, eines und das andere Buch hervor; durchblätterte sie; schob sie wieder hinein; und wandte sich dann schnell wieder zu Montesquieu.

„Mich rufen, sprach er, und drückte mit stummem Danke die Hand des Greises, — mich rufen jetzt Geschäfte. Dürfte ich Sie aber wohl bitten, jene Blätter, die auf Ihrem Tische liegen blieben, und von welchen wir vorhin sprachen, selbst in den Kamin zu werfen? Es ist ehrenvoll genug für dieselben, wenigstens durch eine solche Hand zu sterben!"

Ehe Montesquieu noch antworten konnte, war D** schon zur Thür hinaus. Als er nach einigen Tagen wieder kam, gedachte er der ganzen Sache nicht weiter. Aber jenen Rath befolgte er treulich. Freron ward keines Buchstabens gewürdigt; und noch jetzt nennt Frankreich dankbar D**s Gedicht unter den ersten Gedichten dieses Jahrhunderts, indeß die Schriften seiner Kunstrichter nur in sehr vollständigen Bibliotheken — ungelesen bestäuben.

Warnung zur rechten Zeit.

Daß Zufälle, die ſich nicht vorher ſehen laſſen, oft noch laſterfreye Seelen allmählig ins Verderben verwickeln können, davon zeugten ſo manche vorhergehende Fälle; doch zu zweifeln, daß auch ſchier eben ſo oft ein Zufall günſtiger Art den angehenden Verbrecher zurückſchrecken, — auf dem Marſch des Laſters gerade da zurückſchrecken kann, wo beym nächſten Schritt ein tieferer Fall nothwendig, und Rückkehr unmöglich geweſen wäre — daran zu zweifeln, wäre einer Gotteslästerung ähnlich; und auch hier biethet ſich dem Geſchichtſchreiber, dem Dichter und dem Menſchenkenner ein weites, noch ziemlich ungenütztes Feld an. Eine kleine Anecdote, die ein berühmter, nun verſtorbener Schauſpieler — wir wollen ſeinen Nahmen mit St* bezeichnen, — ſeinen Freunden dann zu erzählen pflegte, wenn er bey guter, und ich will hoffen, auch bey wahrhafter Laune ſich befand, ſcheint mir darauf zu paſſen.

St* jugendliche Aufführung war nicht die beſte. Nur allzu oft bewies er Ungehorſam gegen älterliche Vermahnung, Trotz gegen den Ernſt ſeiner Lehrer, und einen Hang zu wilden Ausſchweifungen in ſeinen Ergetzlichkeiten; auch dann und wann eine Kleinigkeit zu

entwenden machte er sich kein Gewissen, so scharf ihn beym Entdeckungsfall sein Vater zu züchtigen pflegte. Er war ungefähr funfzehn Jahr alt, als dieser Vater starb. Mütterliche Zucht dünkte ihm nun eben so streng, und noch um ein gutes Theil schimpflicher. Er hatte mehrmahls von einem Onkel reden gehört, der in einer Entfernung von nicht weniger als dreyßig Meilen wohne; dorthin sich zu flüchten, beschloß er; freylich war es ein unsinniger Einfall; doch auf unsinnigen Einfällen beharrt die Jugend ja gerade am liebsten. Schon am zweyten Morgen entlief unser Jüngling wirklich; daß sein ganzes Vermögen nur ein Paar Gulden, und sein ganzes Fortkommen in seinen Füßen bestehe, das dünkte ihm eine Kleinigkeit zu seyn; am dritten Abend, als er ohne einen Pfennig in der Tasche, ohne einen Bissen Brot für den Mund, sich auf des Weges Hälfte sah, begriff er die Wichtigkeit gar wohl. Zwar sah er ein Dorf und eine feine Schenke vor sich; doch auch da einzukehren wagte er nicht, weil der Schlafgroschen ihm gebrach. In dieser Verlegenheit sah er an der Thür einer Mühle den Müller stehen, grüßte ihn, und erhielt einen so freundlichen Gegengruß, daß er plötzlich Herz und Zutrauen faßte, hinging, mit ein Paar Worten seine Lage, freylich unter etwas verschönerten Umständen, entdeckte, und zum Beschluß um ein Nachtquartier ihn ansprach.

Der Müller, der in seiner Miene einen leutseligen Mann nicht nur versprach, sondern in seinem Betragen auch hielt, besah sich einige Augenblicke den Jüngling, und mußte doch mit dessen Äußerlichem zufrieden seyn, denn er antwortete lächelnd: „Meinetwegen! seyd mir, Herr Abenteurer, zum Abendbrot

und zum Frühstück obendrein [illegible] ich an ein Paar Federbetten solls ni[illegible] f[illegible] m; doch müßt Ihr mit der Ofenbank vorlieb [illegible] an einer Bettstelle für Gäste gebricht mirs gerade.' — Ein solcher Vorschlag ward mit Dank angenommen. Die Abendmahlzeit war reichlich; nach gesättigtem Hunger nahm St* von seiner Ofenbank Besitz.

Es war ein geraumes Zimmer, die Nacht mondhell, unser Jüngling befand sich ganz allein im Unter-Stockwerke. Das Getöse der nahen Mühlgänge war ihm etwas Ungewohntes; sein Geist hatte der Sorgen, der Pläne, der Hoffnung, der Furcht, vielleicht auch schon der Reue so äußerst viel. Sehr natürlich, daß er wenig oder gar nichts schlief. Indem er so lag, und was er gethan, und was er noch zu thun habe, überdachte, vernahm er, Trotz dem Lärmen der Mühlräder, noch ein kleines, ihm weit näheres Geräusch. Bald erkannte er dasselbe für das Picken einer Taschen-Uhr; richtete sich auf, sah genauer um sich herum, und erblickte sie an einen Schränkchen hängend. Noch waren Uhren damahls nicht so allgemein und so wohlfeil, wie jetzt. Der Handwerksmänner, zumahl auf dem Lande, gab es äußerst wenig, die zehn bis zwölf Dukaten auf einen solchen Hausrath verwandten. Unser Jüngling wunderte sich daher allerdings hier eine zu erblicken; seine Neugier trieb ihn zu ihr hin; seine Unwissenheit schätzte ihren Werth zweyfach hoch; und seine Bedrängniß spann sogleich einen weitläuftigen Faden von Gedanken an. Er sah sich unbemerkt, unbewacht; in der Nacht war es schon spät und alles todt; die Fenster des Zimmers gingen in den Garten; den Garten umgab

eine kleine, leicht übersteigbare Mauer; die Mauer lag an der Landstraße. Er selbst war ohne Geld, ohne Hoffnung. Wenn er dieser Uhr sich bemächtigte; sich damit entfernte; sie im nächsten Städtchen verkaufte oder versetzte — würde er dann nicht reichliche Wegzehrung haben? Wer würde wohl hier ihn kennen? Wer ihm nachsetzen? — O es war unbeschreiblich, wie nützlich und wie leicht ein solcher Schritt ihm dünkte!

Doch wieder die Einwendungen seines Gewissens! Dieser Fremde hatte so liebreich ihn aufgenommen, so gütig ihn bewirthet; ihm ganz allein sein Zimmer anvertraut, selbst diese Uhr nicht weggenommen. Welche Menschlichkeit und welch eine Zuversicht! Es war nicht Diebstahl allein, es war Verletzung der Gastfreyheit, es war der strafbarste Undank, wenn er sie raubte! — Freylich bloß ein Schritt der Bedrängniß, aber doch in den Augen der Welt eine schändliche That! Nur Menschen, bey denen schon auf ähnliche Art Noth und Pflicht, Laster und Redlichkeit kämpften, können die Lage fassen, in der St* sich jetzt befand. Zwanzig Mahl streckte er seine Hand darnach aus; zwanzig Mahl zog er sie zurück. Jetzt auf einen Ruck, möchte man sagen, wird sein guter Geist überwinden; daß in der Flucht allein noch Rettung von seinen Begierden sey, das empfand der Jüngling, und beschloß daher eben so schnell, wirklich zu fliehen; im Hui waren seine Kleider angelegt; im Hui öffnete er das Fenster, sprang zu ihm hinaus; überstieg die Mauer; befand sich auf der Landstraße. So schnell ist nach vollbrachtem Raube kaum je ein

Dieß geſtohen, als St* es jetzt that, um keiner zu werden.

Auch hier der menſchlichen Leidenſchaften gewöhnlicher Gang! Dann erwachen ſie noch einmahl und oft am heftigſten wieder, wenn ſie alle Hoffnung zur Befriedigung ſich abgeſchnitten ſehen. Kaum war St* von der Mauer herab — die von außen wohl noch einmahl ſo hoch als von innen war — kaum hatte er ein Paar hundert Schritte immer noch in vollem Gallop zurückgelegt, ſo hätte er gern wieder — vor jenem Schränkchen ſich befunden. Die vollſtändigſte Reue wandelte nunmehr ihn an; er glaubte ein ſicheres, und noch dazu leicht verzeihliches Mittel zu ſeinem Fortkommen verſchmäht, glaubte die lächerlichſte Gewiſſenhaftigkeit begangen zu haben. Schon war er nahe daran, wieder umzukehren, die Mauer, wo möglich, wieder hinan zu klimmen. Doch ihre Höhe ſchreckte ihn ab. Die Hunde im Dorfe bellten. Weitere Flucht ſchien ihm unumgänglich; er legte binnen einer Stunde faſt eine Meile zurück. Ein neuer Umſtand erſchwerte dann ſein Fortkommen. Die Nacht war bisher hell und wolkenleer geweſen. Jetzt, da der Morgen noch fern war, ging der Mond unter; Gewölke verdeckten den Schimmer der Sterne. Eine dichte Finſterniß verbreitete ſich. Unſer Jüngling in einer Gegend, die er niemahls noch am Tage geſehen, konnte in der Nacht deſto minder Weg und Steg erkennen. Bald kam er von der rechten Straße ab; Berg auf, Berg abwärts mußte er mehr ſtolpern als gehen. Unausgeruht, und einer ſolchen Wanderſchaft ungewohnt, ermüdete er bald. Kaum ſah er die Hand vorm Auge; kaum wollten ſeine Füße ſich noch heben. Auf einem

Hügel, den er wohl fühlte, doch auf welchem er sich nicht zu besehen vermochte, warf er sich endlich nieder. Hier beschloß er den Morgen abzuwarten. Hier erneuerte er seine Reue über versäumte Gelegenheit zur Verbesserung seiner Umstände. Nacht, Finsterniß und Müdigkeit wirkten. Er schlief ein.

Drey Stunden mochte er so gelegen haben. Die Sonne war indeß aufgegangen; ihr warmer Strahl und das Lied der Vögel weckten den Schläfer. Er schlug die Augen auf, dehnte seine Arme, sah über sich, und sah.— wer faßt hier sein Schrecken und sein tausendfaches Gefühl? — sah, daß er gerade unterm — Galgen lag. Ein unlängst Gehenkter schwebte über ihm. Die Steine, an die er einige Stunden vorher, als er sich niederließ, gestoßen zu haben glaubte, waren einige Menschenknochen. Erschrockner springt der Soldat nicht auf, der in sorgloser Ruhe zecht, und plötzlich einen feindlichen Säbel über sich blinken sieht; ängstlicher bebt ein unglückliches weibliches Geschöpf nicht, wenn es halb nackend schon in der Folterkammer steht und seinen Peiniger sich rüsten sieht; als St* jetzt aufsprang und bebte. Nicht das schreckliche Bild der Gegenwart allein, auch der Gedanke: welcher That er diese Nacht nahe gewesen sey? welche Unterlassung er noch vor Kurzem bedauert habe?— auch die Ahndung: wozu ein solcher Schritt ihn hätte führen können: — auch das Gefühl: Wahrscheinlich hängt dieser Leichnam hier eines Diebstahls willen! Wer weiß, ob solcher viel mehr, ja wohl minder noch als derjenige betrug, dem ich so nahe war? — Alles dieß ergriff ihn. Drey oder vier stumme Minuten stand er da. Dann warf er sich plötzlich auf seine Knie, dankte

dem Himmel: daß er ihm Stärke los[illegible]eiſſen ge-
geben; gelobte heilig, vor ein m. Laſter, wogegen er
ſo gewarnt worden , lebenslang zu hüthen;
und hielt in dieſem [illegible] ſ en Eid. — Wie er ſich
weiter bis zu ſeinem [illegible]tgeholfen; das gehört
nicht hierher.

D. Junker und der Deserteur.

Wahre Geschichte, nebst einer andern zur Vergleichung.

Johann Junker war ein verdienstvoller Arzt und Lehrer zu Halle. Sein Kopf hatte Gelehrsamkeit, sein Herz Gefühl; mit Beyfall bekleidete er schon eine geraume Zeit den Lehrstuhl der Zergliederungskunst.

Einst wurden an ihn die Leichname von zwey Gehenkten abgeliefert. Es waren Soldaten von der dortigen Besatzung; sie hatten, wie man ihm erzählte, einen Bund mit mehrern gemacht, von der Wache aus durchzugehen; waren ertappt und nach den Kriegsgesetzen bestraft worden. Junker ließ diese Unglücklichen, wahrscheinlich mit heimlichem Mitleiden, auf den Zergliederungssaal bringen; dort sollten sie des andern Morgens zum augenscheinlichen Unterricht gebraucht werden.

Dieser anatomische Saal stieß an Junkers Studierzimmer. Gegen Mitternacht, als der Professor noch ruhig an seinem Schreibtische saß und arbeitete, vernahm er nebenan ein großes Getöse. In der Besorgniß, daß vielleicht Katzen über seine Leichname gekommen seyn dürften, sonst von jeder andern abergläubischen

Vermuthung frey, ſtand er auf, um nachzuſehen, was es denn gäbe. Als er mit dem Lichte in den Saal hinein trat, ſtaunte er in wenig, als er das Tuch, welches die Leichname bedecken ſollte, ganz zerriſſen fand; ſtaunte noch mehr, als er dasſelbe aufhob, und einen dieſer Körper vermißte. Die Fenſter waren zu, die Thüren verſchloſſen; ein Diebſtahl ſchien weder wahrſcheinlich noch möglich zu ſeyn. Junker blickte im ganzen Saale umher, und ein ſeiner Menſchheit wohl verzeihlicher Schauder überlief ihn, als er in einem Winkel den angeblichen Leichnam ganz geduckt und hinein geſchmiegt erblickte. Unter hundert Perſonen wären jetzt vielleicht neun und neunzig davon gelaufen; doch Junker ging näher, und fand ſeine Muthmaßung gegründet. Dieſer Unglückliche war wieder lebendig geworden.

Auf Junkers erſtes Wort fiel er ihm demüthig zu Füßen; mit dem Zittern der Kälte ſowohl als der Todesangſt bath er ihn um Stillſchweigen und Erbarmen; bath, ihm, der einer allzu harten Strafe wunderbar entkommen ſey, nun auch dieſes Leben zu friſten. Natürlich, daß dieſer Anblick, dieſer Ton und dieſe Bitte den menſchenfreundlichen Gelehrten rührten; daß er ſeinen Gefangenen aufhob, und ihn mit Bedauern fragte: wer er denn ſey, und was er eigentlich geſündigt habe? — „Er ſey, war die Antwort, ein Ausländer und der Sohn wohlbemittelter Ältern. Im Rauſche einer unvorſichtigen Minute habe er ſich anwerben laſſen; habe ſich zwey Mahl vergeblich loszukaufen und endlich in einem noch unglücklichern Augenblick zu flüchten verſucht. Auch dann würde er wahrſcheinlich mit Spießruthen nur beſtraft worden ſeyn; wäre er nicht,

nebſt noch einem Unglücks-Gefährten, für die Häupter eines ganzen Complotts angeſehen worden.

Daß dieſem Armen geholfen werden müſſe — darüber war Junkers Mitleid längſt bey ſich ſelbſt einig; auch ein Ausweg fiel ihm, wiewohl etwas ſpäter, ein; er gab dem Nackenden eines ſeiner eigenen Kleider und einen Mantel zum Umwerfen; befahl ihm dann eine Laterne in die Hand zu nehmen, und ihm vorzuleuchten. So kamen ſie an ein Stadthor. Der Vorwand, daß man ihn zu einem tödtlichen Kranken in die Vorſtadt gerufen habe, öffnete Junkern, den man kannte, ohne Anſtand die Pforte. Sein angeblicher Bedienter kam ganz natürlich auch mit. Kaum waren ſie draußen, ſo wollte dieſer Letztere nochmahls die Knie ſeines Retters umfaſſen; bekam aber von Junkern nebſt einem kleinen Zehrpfennig die Ermahnung, ſich keinen Augenblick zu verſpäten, und entfloh. Nach einem ziemlich langen Spaziergange — den das Bewußtſeyn einer guten Handlung kürzte — kam D. Junker wieder ans Thor; daß jetzt ſein voriger Begleiter mangle, fiel als eine Kleinigkeit niemand auf; etwas ſchwerer, doch nicht minder glücklich, wußte Junker auch am nächſten Morgen ſeinen Zuhörern den Abgang eines Leichnams zu verſtecken. Keinem Menſchen ſagte er ein Wort von der ganzen Geſchichte.

Nach zehn oder zwölf Jahren riefen Junkern einige wichtige Geſchäfte nach Holland. In Amſterdam ging er unter andern auch verſchiedene Mahl auf die Börſe. Hier in dieſem Gewimmel von Menſchen nahte ſich ihm ein Mann von mittlern Jahren: wohlgekleidet, wohlgebildet, und auch, wie Junker gleich darauf

von demjenigen, der ihn hingeführt [redacted], erfuhr, seinem Credit nach einer der redlichsten [redacted] reichsten Kaufleute in ganz Holland. Äußerst höflich nannte er sofort Junkern bey seinem Nahmen, kannte — was an einem Amsterdamer Kaufmann etwas seltnes war — die Schriften des deutschen Gelehrten, und lud ihn endlich, so verbindlich als möglich war, zu einem Mittagsmahl ein.

Junker wunderte sich freylich über diese Bekanntschaft und Einladung; nahm aber die letztere an; fand eine vortreffliche Tafel, eine noch junge, artige Hausfrau, einige hoffnungsvolle Knaben, und vorzüglich einen überaus freundlichen Wirth. Er befand sich unter diesen Menschen vollkommen wohl. Nach Tische ward er im ganzen Hause herumgeführt; Wohlstand, Nettigkeit und Reichthum zeigten sich überall. Endlich führte ihn sein Wirth auch in sein Schreibcabinett, und fragte ihn, als sie sich hier Beyde ganz allein befanden: ob er sich seiner denn gar nicht mehr erinnere? Junker, wie sehr natürlich, verneinte es mit einiger Verwunderung.

„Nun! rief der Kaufmann, so werde ich doch hoffentlich nie den Mann zu kennen verlernen, dem ich Lebens-Rettung, und also auch alles, was ich hier bin und besitze, zu verdanken habe! Entsinnen Sie sich nicht jenes Deserteurs, der einst in Ihrer Behausung vom Tode wieder erwachte: den Sie so menschenfreundlich retteten; den Sie mit Kleidung und Geld beschenkten? Der — der bin ich!"

Junker staunte nicht wenig. Dieser Glückswechsel schien ihm zu unglaublich groß. Doch sein Wirth fuhr

fort

fort ihm zu erzählen: wie er ſich mühſelig nach Hamburg, und auch von da — weil immer die Furcht der preußiſchen Gerichte hinter ihm hergegangen — bis nach Amſterdam durchgeholfen habe; wie ihn hier ſein Rechnen und Schreiben, vielleicht auch ſeine günſtige Geſichtsbildung, in die Dienſte eines der reichſten Kaufleute gebracht; wie er ſich allmählig das Wohlwollen ſeines Herrn, die Kenntniß des Handels, einen einträglichen Platz in ſeiner Schreibſtube und endlich die Liebe ſeiner jetzigen Gattinn, der einzigen Tochter vom Hauſe, zu erwerben gewußt; wie dieſe letztere von vielen Freywerbern geſucht, alle ausgeſchlagen, und als der Vater ernſtlich in ſie gedrungen, ſich erklärt habe: Dieſen oder gar keinen Mann! Wie Jener zwar ein Weilchen ſich geſträubt, doch endlich eingewilligt, ihn zum Schwiegerſohn angenommen und bald darauf als ſeinen einzigen Erben hinterlaſſen habe; wo er nun ein Leben in Zufriedenheit und Überfluß führe; oft ſchon ſeinem Retter dafür danken wollen, und immer von einem kleinen Überreſt der Furcht, weil die Hände der Könige ſo weit reichten, zurück gehalten worden ſey.

Nun war allzu viel Wahrſcheinlichkeit, ja ſichtliche Gewißheit da, als daß Junker länger hätte zweifeln ſollen. Innigſt freute er ſich vielmehr über den guten Ausſchlag jener That. Dankbar both der neue Holländer alles auf, was ſein Haus vermochte. So lange Junker noch in Amſterdam verzog, mußte er hier wohnen. Als ihn Amt und Pflicht nach ein Paar Tagen wieder heim riefen, drang ihm ſein Wirth noch einige Geſchenke von beträchtlichem Werth auf.

* * *

Auf — ich glaube sagen zu können — unbezweifelten Zeugnissen *) beruht die Wahrheit der vorstehenden Geschichte. Junker, der sie in den letztern Jahren seines Lebens mehrern von seinen Freunden erzählte, war ein Mann von unbescholtenster Redlichkeit, in seinen Worten von allen dem, was einer Erdichtung oder Prahlerey nur nahe kam, weit entfernt. — Um desto sonderbarer scheint mir die Ähnlichkeit zu seyn, die, in Ansehung der Entwicklung, zwischen ihr und einer andern herrscht, die sich, im vorigen Jahrhundert schon, in Frankreich zugetragen haben soll, **) und die ich, der Vergleichung wegen, hier beyfügen will. — Auch sie trägt den Stempel der Wahrscheinlichkeit (wenigstens!) an sich; und ist zugleich ein Beyspiel

*) Auch hat, so viel ich weiß, seit 1784 — wo ich sie zuerst in der Quartalschrift für ältere Literatur und neuere Lectüre, bekannt machte, — niemand von allen denjenigen Personen, die sie vielleicht beschämen könnten, ihr widersprochen. Im XIten Stück des Museums fürs weibliche Geschlecht 1793 ist sie später, bloß mit einigen kleinen Änderungen, erschienen — Der dortige Erzähler nimmt seine Rücksicht vorzüglich auf den Scheintod, und auf die Möglichkeit wieder lebendig zu werden. In diesem Gesichtspuncte ist freylich zwischen ihr und der nachstehenden keine Ähnlichkeit.

**) Sie stand zuerst in einer französischen Sammlung von mehrern merkwürdigen Fällen, die gleich mit Anfang des Jahrhunderts erschien; die ich mich als Knabe schon gelesen zu haben entsinne; deren Titel ich aber vergaß. — Aus dieser wahrscheinlich kam sie auch in die Briefe der Madame Montier.

mehr, wie sehr sich die Begebenheiten unter verschiedenen Himmelsstrichen, Zeiten und Vordersätzen gleichen können.

Pater Raphael, Geistlicher zu C., einem kleinen Städtchen in der Normandie, ward eines Tages auf das Land gerufen, um einen Straßenräuber zum Tode zu bereiten. Es war ein Bursch von kaum zwey oder drey und zwanzig Jahren, gar nicht übler Gesichtsbildung, verführt durch böse Gesellschaft. Er hatte alles rein heraus gestanden; die Ketten waren ihm bereits, wie gewöhnlich kurz vor der Hinrichtung geschieht, abgenommen worden, und da man im Gefängnisse keinen bequemen Platz hatte, so verschloß man den Geistlichen und den armen Sünder in einer kleinen Capelle, die am Ende des Dorfes, abgesondert von den übrigen Gebäuden stand, und gewölbt nach der gewöhnlichen Art, ihr ganzes Licht durch eine Öffnung in der Mitte erhielt.

Der Seelenarzt schritt hier sogleich zu einer ernsten Bußermahnung, machte sie so schön und rührend, als immer möglich, und fand doch, daß der arme Sünder verzweifelt wenig — darauf Acht gab. Da er, der Gestalt, dem Alter und dem freymüthigen Geständniß nach, auf keinen verstockten Bösewicht gestoßen zu seyn besorgte, so wunderte er sich über diese Unachtsamkeit; schrieb sie auf Rechnung eines natürlichen Leichtsinnes; strafte aber auch diesen ernstlich und erinnerte ihn mit der kurzen, noch übrigen Zeit ja sparsam und gut umzugehen.

„Allerdings, erwiederte der Gefangene, allerdings, Hochwürdiger Vater, möchte ich das gern thun. Auch sind Ihre Ermahnungen vortrefflich. Ob aber an

meiner Stelle Ewr. Hochw[illegible]en se[illegible]ch auf die schönsten Gebethe viel ac[illegible]urden, — daran zweifle ich doch. Denn nicht gerech[illegible], welche verdammt häßliche Empfindung es ist, zu wissen, daß einem in wenigen Stunden bey gesundem Leibe das Genick gebrochen werden soll, so drängt sich auch noch ein Gedanke bey mir empor, der mir durchaus den ganzen Kopf einnimmt."

So! und der?

„Daß ich doch einem blauen Auge davon kommen könnte, wenn Ewr. Hochwürden nur Lust hätten, mir das Leben zu fristen."

Ich? Ich? — Wie meinst du das?

„Sehen Sie nicht hier die Öffnung an der Decke?"

Nun ja! aber was weiter?

„Hoch ist sie freylich, das gibt der Augenschein. Doch wenn man gerade unter solche jenen Altar setzte, auf den Altar diesen Stuhl — wenn auf den Stuhl Ewr. Hochwürden träten, und dann endlich mir auf Ihre Achsel zu steigen erlauben, so würde ich ganz gewiß bis zu ihr hinauf kommen."

Und wenn du dann oben wärest?

„O dann wäre ich wahrscheinlich so gut schon als geborgen! Auf dem Dache kletterte ich bis zum Gesimse; ein Sprung fünf oder sechs Ellen herab ist für einen Menschen von meiner Lage eine Kleinigkeit. Daß dort draußen jetzt Niemand Acht gibt, hoffe ich. Die Capelle steht einzeln, ein Wald ist nicht ferne; daß ich dann laufen wollte, so weit mich meine Füße tragen, weiß ich."

Der arme Sünder macht hier eine Pause. Der Priester, indem er sich diese abenteuerliche Leiter und

den Plan des Ganzen ſtillſchweigend überdachte, konnte ſich eines unwillkürlichen Lächelns nicht enthalten; zwang ſich aber ſofort wieder, und entgegnete:

Vortrefflich! Und dazu ſollte ich helfen? Sollte mit meiner eigenen großen Gefahr einen Straßenräuber wieder in Stand ſetzen, Böſes zu thun? Alle Räubereyen, die du künftig begingeſt —

„Nein, Hochwürdiger Herr, ich beginge ſicher keine mehr! Was Stehlen nach ſich zieht, weiß ich nun. Zu nahe iſt mir dieß Mahl der Galgen gekommen, als daß ich ihm künftig nicht ausbeugen ſollte, ſo viel ich nur weiß und kann. Arbeiten will ich, — will mich gewiß ehrlich, wenn gleich mühſam nähren. Helfen Sie mir nur dieſes einzige Mahl davon!

Noch ein Paar Augenblicke ließ ſich der Pater bitten; noch ein Paar Schwüre ernſtlicher Lebensbeſſerung ließ er den Gefangenen thun; und dann, im Herzen ſchon längſt erweicht, that er, was jener begehrte; half den Altar herbeyſchieben, ſetzte ſelbſt den Stuhl darauf, und diente dann geduldig zur Leiter. Freylich koſtete es dem armen Sünder Mühe genug ſich empor zu heben; aber was ſetzt Todesangſt nicht durch? Als er nun zur Öffnung hinaus gekrochen war; als der horchende Pater erſt den Sprung, dann aber kein Geſchrey oder Geräuſch weiter vernahm, brachte er gemächlich Altar und Seſſel in die vorige Ordnung, und wartete wohl zwey Stunden lang ganz ruhig ab, wie das Ding weiter gehen werde. Endlich mochte es den Gerichtsperſonen doch dünken, als ob der arme Sünder nun Zeit genug gehabt habe, ſein Herz zu erleichtern. Der Büttel und der Scharfrichter erſchienen den Verbrecher abzuhohlen. Der erſtere klopfte an die Thür.

Der Geistliche erwiederte dieß durch den Gegenruf: daß er sich schon längst nach Erlösung sehne. Verwunderungsvoll öffnete man die Capelle; noch verwunderungsvoller sah man in ihr den Pater ganz allein sitzen. „Wo der Gefangene sey?" war, sehr natürlich, die erste Frage.

Dieser Gefangene, erwiederte der Geistliche ganz gelassen, war entweder ein Engel oder Teufel; ein Mensch ganz gewiß nicht! Indem ich ihm nach möglichsten Kräften ins Gewissen sprach, hob er sich plötzlich empor und — fuhr zu jener Öffnung oben heraus. Starr vor Entsetzen sah ich ihm nach. Keinen Finger zu rühren, kein lautes Wort hervor zu bringen vermochte ich. Erst als ihr angepochtet erhielt ich die Kraft mich zu regen und zu reden wieder."

Man hätte gern vermuthet, daß des Paters Verstand gelitten habe; da aber doch zu gleich der Verbrecher unwiederbringlich verschwunden war, so wußte man wirklich nicht: sollte man auf ein Wunder, oder auf eine Betrügerey muthmaßen. Mehrere Landleute sammelten sich. Alles guckte hinter und unter den Altar. Nirgends ließ sich eine Spur des Verschwundenen auffinden. Der Scharfrichter, der am meisten bey diesem Vorfall einbüßte, war gleich Anfangs nach den Gerichtspersonen gelaufen. Sie stellten sich ein. Der Geistliche wiederhohlte vor ihnen die obige Erzählung. Er fügte noch hinzu; daß ihm zwar auf keinen Fall obliege, den Hüther eines Gefangenen zu machen; daß er aber fast überzeugt wäre, dieser angebliche Verbrecher müsse schuldlos gewesen seyn. Er schwur feyerlich, daß der Inquisit zu jener Dachöffnung heraus gefahren wäre. Der Aberglaube der ganzen Menge rieth

auf Zauberey. Der Pater gab ſich keine Mühe ihn zu wiederlegen. Acht Tage lang ſprach man in der ganzen Provinz davon. Länger ſprach man damahls über nichts in Frankreich.

Nach ungefähr funfzehn Jahren fiel dem Pater eine wichtige Reiſe nach Languedoc und gerade zur Winterszeit vor. Die Börſe des geiſtlichen Herrn litt keinen großen Aufwand. Wenn ihn nicht hier und da gutmüthige Menſchen in ihren Wagen nahmen, ſo ging er zu Fuß. Vorzüglich oft traf ihn dieſes Loos in Guyenne; und eines Tages, als er allein durch einen dichten Wald ſeinen Pfad fortſetzen wollte, hatte er das Unglück vom rechten Wege abzugerathen. Faſt den ganzen Nachmittag brachte er damit zu, daß er aus dem Gehölze zu kommen ſuchte, und immer — tiefer hinein kam. Endlich ſah er von Weitem einen Mann, der einen Baum fällte, ging zu ihm, und fragte nach dem nächſten Wege auf Cahors zu.

„Da ſind Sie, Hochwürdiger Herr, war die Antwort des Bauers, der ihn ein Weilchen aufmerkſam betrachtet hatte, gewaltig links abgewichen! Auch der nächſte Fußſteig braucht fünf Stunden Zeit, und iſt ohne Wegweiſer kaum zu treffen. An Ihrer Stelle würde ich für heute auf eine Herberge, und morgen erſt auf eine weitere Reiſe denken."

Ganz gut! Aber wo fände ich wohl heute Herberge in der Nähe?

„Bey mir! Ich bin der Beſitzer eines kleinen Meyerhofes, kaum eine Viertelſtunde von hier. Wollen Sie nur noch ein Weilchen verziehen, bis dieſer Baum vollends ſtürzt, ſo nehme ich Sie mit; und Sie werden bey mir zwar kein prächtiges, doch ziem-

lich gutes Nachtlager finden; sollen auch morgen ein Pferd und einen Bothen bis Cahors erhalten."

Das war ein trefflicher Vorschlag, den sich P. Raphael nicht zwey Mahl thun ließ, denn er fühlte sich herzlich müde und hungerig; auch behagte ihm der freundliche Ton des Landmanns, welcher mit dem Umfällen des Baumes eilte, so viel er nur konnte, bald fertig war, und dann sich auf den Weg machte. Sie kamen an einen recht artigen Meyerhof; ein junges, hübsches Weib schien an der Hofthür schon auf ihren Mann zu warten, und ging ihm einige Schritte, mit einem Knaben auf dem Arm, und einem Mädchen, das hinter drein hüpfte, entgegen. Auch den Geistlichen, der ihr als ein Gast bis morgen früh angemeldet wurde, empfing sie freundlich. Nachdem sie sich im Zimmer — das für eine Land-Wohnung recht sauber war — ein wenig ausgewärmt hatten, rief der Bauer sein Weib bey Seite, kam nach einigen Minuten wieder, und sprach mit einer gewissen frohen Hastigkeit: „Nein, Margarethe, ich irre mich nicht. Er ist es! Mit mir zugleich falle nieder und laß uns dankbar die Kniee meines ehemahligen Schutzengels umfassen!" — Sie thaten es. Der Pater stutzte nicht wenig. Was diesen beyden guten Leuten einfalle, war ihm unbegreiflich. Er wollte sie aufheben, wollte fragen: was sie begehrten? als sein Wirth ausrief:

„Ehrwürdiger Herr, sehen Sie mich genauer an! Vielleicht erinnert Sie doch noch irgend ein Zug an jenen Unglücklichen, der ohne Ihren Beystand längst eine Speise der Raben geworden wäre; — den Ihre fast übermenschliche Güte rettete, und der jetzt — ach, Sie noch wieder zu sehen, Ihnen noch danken zu kön-

nen, für ein Glück erkennt, das er ſchon zahllos wünſchte, ohne je hoffen zu dürfen.

Das Erſtaunen des Paters fand eine lange Weile durchaus keine Worte. Doch ruhte er nicht, bis Mann und Frau wieder aufſtanden, und forſchte dann weiter. Die Erzählung ſeines Wirthes war, wenn nicht wörtlich, doch Inhaltsweiſe, alſo:

„Ganz unbemerkt ſey er damahls, nach gewagtem Sprunge, entflohen. Noch dieſen Tag habe ihn die Todesfurcht, ohne Speiſ' und Trank, ſieben Meilen weit fortgetrieben. Mit Almoſenſuchen habe er ſich dann immer weiter und weiter durchgebracht. Oft ſey es ihm trübſelig genug gegangen, doch habe er feſt an dem Entſchluß, nie wieder zu ſtehlen, gehalten. Ein Paar Gelegenheiten unter Weges hätten ihn gereizt, doch nicht verführt. Stets in Sorgen, doch noch irgendwo entdeckt zu werden, ſey er immer tiefer gegen Mittag zugewandert, und habe einſt in der Abenddämmerung an der Thür dieſes Meyerhofes den Beſitzer ſelbſt um eine Gabe angeſprochen. Bitter habe es ihm dieſer verwieſen, daß er, als ein ſo junger ſtarker Burſch, nicht lieber das Grabſcheit als den Bettelſtab wähle; und da er aus Scham vorgegeben: daß er wirklich Arbeit ſuche, ihm bey der nahen Ernte den Platz eines Knechtes im Hofe angetragen, wenn er anders gut thun wolle. — Dieſes Letztere habe er wirklich gethan; ſey auch nach der Ernte geblieben, und bald ſeines Herrn Günſtling, aber bald darauf auch im Geheim — was freylich Entſchuldigung brauche! — der Günſtling der jüngſten Tochter im Hauſe geworden. Daß der Vater nicht gutwillig ſein Mädchen einem armen, hergelaufenen Knechte geben wer-

de, hätten zwar Beyde gemuthmaßt. Di daß an sol-
chen Muthmaßungen die Liebe sich nicht stoße, sey j
bekannt genug. Als der Vater etwas zu spät ihren Um-
gang entdeckt, habe er zwar einige Tage heftig g-
zürnt, der Tochter vom Einsperren, ihm von Weg-
jagen manches vorgeredet, und doch endlich dem Va-
terherzen und — der Nothwendigkeit nachgegeben.
Kaum vier Wochen nach der Hochzeit sey seine Frau
durch den Tod der ältern Schwester die einzige Erbin
ihres Vaters, und ein Paar Jahr darauf die wirkliche
Besitzerinn dieses Meyerhofes geworden. Daß er diese
Frau, die freylich sein Glück gemacht, und ihn noch
jetzt von Herzensgrund liebe, dieß nach Möglichkeit
zu vergelten suche, werde sie selbst bezeugen. Sie wiß
bereits seine Geschichte; aber auch sie allein.

Ein Vater kann die Glücks- und Lebensrettung
seines eigenen Sohnes kaum mit größerer Freude ver-
nehmen, als P. Raphael diese Geschichte. Er blieb
zwey Tage bey diesem im Ernst glücklichen Paare. Als
er am dritten Morgen fortwandern mußte, überhäuften
sie ihn nochmahls mit Dank und Geschenken.

Geistesgegenwart.

Wahre Anecdote.

Graf To**ben, durch seine mannigfaltigen Abenteuer, und durch seine seltenen Glückswechsel so berühmt in der Geschichte unsers Jahrhunderts, befand sich einst, da er noch nicht als General in R—schen Diensten stand, auf der Reise von Warschau nach Petersburg. Mitten auf derselben, in einer leichten Kalesche, von einem einzigen Bedienten begleitet, überfiel ihn eines Tages schon auf liefländischem Grunde und Boden, noch zwey oder drey Meilen von der Stadt entfernt, wo er zu übernachten gesonnen war, ein gewaltiger Platzregen. Die Jahreszeit war kalt, der Abend schon nahe, er selbst bis auf die Haut durchnäßt. Durch das Regenwetter ward die Dunkelheit verstärkt. Ein feines Wirthshaus, das gerade am Wege, wiewohl einzeln stand, kam unserm Reisenden sehr gelegen. Er kehrte hier ein, mit dem Vorsatze, des andern Tages sich desto zeitiger auf den Weg zu machen.

Die Leute im Hause schienen dienstfertig und gutherzig genug zu seyn. Man räumte sofort ein oberes Zimmer, das sauber und nett war; man versprach für

ein gutes Abendbrot zu sorgen; kurz, To— …tte allen möglichen Grund, mit seiner Einkehr zufrieden zu seyn.— Von Jugend auf des Herumstreifens gewohnt, pflegte er in Wirthshäusern nur wenig auf seinem eigenen Zimmer, und desto mehr in der allgemeinen Gaststube sich aufzuhalten; war da gegen jedermann, er mochte einheimisch oder fremd seyn, gesprächig, zuvorkommend, drollig sogar; gab Scherz aus, und nahm ihn wieder ein; erzählte, ließ sich wieder erzählen; und verband mit dieser Geselligkeit einen einnehmenden Ton und eine männlich schöne Bildung. Es gab selten einen Mann, dem er nicht behagte, noch seltner eine Frau oder ein Mädchen, der er nicht, wenigstens heimlich, gefiel. Ließ sie ihre Gesinnung ihm merken, so verstand er gegenseitig jeden Wink, und nützte denselben mit bereitwilligstem Herzen.

Auch jetzt hing er seiner gewöhnlichen Laune nach; brachte wohl ein Stündchen und darüber unten im Schenkzimmer zu; unterhielt sich mit dem Wirthe, der sonst Kriegsdienste gethan; unterhielt sich noch mehr mit der Wirthinn, einem jungen, fast bildschönen, aber jetzt hoch schwangern Weibchen; both sich ihr zum Gevatter für ihren Erstling an; erkundigte sich scherzend nach der Aufführung ihres Mannes, nach ihrer eigenen Zufriedenheit mit dem Ehestande; prophezeyte ihr einen Sohn, oder wohl gar zwey auf ein Mahl; mit einem Worte, erlaubte sich mancherley Kurzweil, die junge Weiber von diesem Stande und um diese Zeit gern hören, wenn sie gleich thun, als ob sie vor Scham nicht über's Busentuch wegblicken könnten.

Während dieses Gesprächs lief in eben derselben Stube ein junges Dienstmädchen oft auf und ab.

Wohl möglich, daß der Graf ſie nicht einmahl bemerkte! Aber um deſto genauer hatte ſie ihn bemerkt. Der ſchöne, wohl gewachſene Mann, die Munterkeit ſeines Geſpräches, ſelbſt die fremde Uniform, die er trug, gefielen ihr von ganzem Herzen. Sie hätte gern Tage lang ihm zugehört; ſie hätte noch lieber ſich ſelbſt mit ihm unterhalten. Sie wußte überdieß wirklich eine Sache, die ihn ſehr nahe anging, wovon er ſich nichts träumen ließ, die er bald erfahren mußte, oder es war nachher zu ſpät. Seine Unwiſſenheit, ſeine Sicherheit thaten ihr weh. Zwar ſie ſelbſt wagte, wenn ſie hier hinein ſich miſchte, unendlich viel. Aber ſo oft ſie ihn wieder anſah, dachte ſie bey ſich ſelbſt: Er iſt doch gar zu liebenswürdig! Sie konnte ſich nicht erwehren, ſie mußte ihn, als ſie einſt wieder bey ihm vorbey lief, am Kleide zupfen.

To — ben ſpürte es, ſah ſie an, merkte, daß ſie ihm winke, wußte freylich nicht warum? oder dachte ſich, nach einer gewöhnlichen Eitelkeit ſeines Geſchlechts, einen gewiſſen Grund, der wenigſtens für jetzt noch Aufſchub leiden könne. Indeß — das Mädchen war jung, und wie es ihm ſchien, nicht übel gemacht. Anſehen und anhören konnte er ſie ja doch wohl. Als ſie daher wieder heraus gegangen war, nahm er ſich bald darauf ebenfalls den Vorwand, friſche Luft zu ſchöpfen. Sie wartete ſeiner bereits an der Küchenthür, winkte ihm in den Hof zu gehen; folgte ihm ängſtlich und eilend, und ſprach:

Um Gottes Willen, gnädigſter Herr, ſehen Sie ſich vor! Sie ſind nicht unter ſo ehrlichen Leuten, als Sie wohl denken. Man weiß, daß Sie Geld bey ſich führen. Man iſt Willens, Ihnen dieſes ſowohl, als

auch Ihr Leben, in nächster Na zu n. Schon nach Helfershelfern wird ge t. Seyen Sie auf Ihrer Huth! aber um Gottes en verrathen Sie mich auch nicht! Merkt man, daß h Sie warnte, so kostet es mir das Leben. Das ß ich, und konnte es doch nicht über's Herz bringen, einen so braven Officier und so hübschen Herrn gleichsam in seinen Sünden erschlagen zu lassen.

To — ben stutzte bey dieser Rede, wie man wohl denken kann, gewaltig. Ein Mann von gemeinem Kopfe hätte sogleich nach der Flucht sich umgesehen. Er, wiewohl er nur ein Paar Stunden Zeit zum Überdenken hatte, begriff doch leicht, daß jeder Versuch zum Entfliehen, jetzt, in der Nacht, in einem stockfremden Lande, und unter solchen Umständen gleich gefährlich, wo nicht gefährlicher noch als ruhiges Dableiben sey. Eine fast unglaubliche Gegenwart des Geistes leitete ihn daher auf ganz andere Gedanken. Er hielt das Mädchen, das sich wieder entfernen wollte, schnell beym Arme zurück. — „Nur noch ein Wort, liebes Kind!" sprach er; „Lebt der Wirth einig mit seiner Frau?" — „Vollkommen!" — „Hat er sie wirklich lieb? sehr lieb?" — „Fast wie sein eigenes Leben!" — „Gut! gut! Nun geh'! Rette ich mich, so soll zum Danke auch dein Glück gemacht seyn. Sterbe ich, so stirbt meine Warnung mit mir. Verrathen werde ich dich nie. Selbst meinem Bedienten laß nichts davon merken!"

Das Mädchen flog in die üche; der Graf kehrte in's Gastzimmer zurück. Keine Miene verrieth ihn; seine Laune war ganz die vorige noch; oder schien es wenigstens zu seyn. Selbst seine Abendmahlzeit ließ er

sich unten auftragen, und aß nur mit dem Bedinge: daß seine lieben Wirthsleute an den Speisen sowohl, als an seinem Flaschenkeller Antheil nähmen. In Freundlichkeit verhüllte er, was nun schon leiser Argwohn geworden war. Nach dem Essen befahl er dem Bedienten, seine Schatulle, die noch angeschraubt im Wagen stand, herzubringen. — „Herr Wirth," sprach er, „viel ist nicht mehr darin. Doch ein Paar hundert Rubel, die mich bis Petersburg bringen sollen, könnte sie wohl noch enthalten. Diese hätte ich gern gut verwahrt, und wo könnte das besser geschehen, als in Ihren Händen? In acht Wochen, wenn ich wieder zurück komme, wird sie hoffentlich in Gold schwerer, als jetzt in Silber seyn. Dann kehre ich sicher wieder hier ein, und wenn sich indeß, wie ich hoffe, mein Pathgen eingefunden hat, so bringe ich auch ihm ein Pathengeschenk von wenigstens funfzig Rubeln mit." — Man nahm diese Zusage mit tausend Dank an, und versprach, die Schatulle die Nacht hindurch unterm Kopfküssen zu verwahren.

Gleich darauf verlangte der Graf Licht, um auf sein Zimmer und zur Ruhe zu gehen. Der Wirth wollte ihm leuchten. — „Wissen Sie wohl, Frau Wirthinn," hob To— ben lachend an, „daß dieses Leuchten ein Geschäft wäre, welches ich viel lieber Ihnen gönnte? Scherz bey Seite! schönes Weibchen, ich habe den Aberglauben, daß ich alle Mahl noch Eines so gut schlafe, wenn mir eine hübsche Frau, statt einer Mannsperson, die Ruhestätte anweiset." — Die Frau schien sich über diesen Vorschlag zu wundern, und keine rechte Lust zu dieser Mühewaltung zu haben. Aber immerfort

ſcherzend drang der Graf das eine [illegible] auf; nahm ſie unterm Arme, und mit ſtäten Scherzen: daß ſie doch ihrem künftigen Gevatter eine ſolche Kleinigkeit nicht abſchlagen werde; daß Bewegung nach Tiſche, zumahl in jetzigen Umſtänden, ihr geſund ſey; daß ſie ja auch ihren ehelichen Ehrenwächter mit hinaufnehmen könne; und mit dergleichen Poſſen mehr bewog er ſie endlich zum Mitgehen, oder vielmehr, Wirth und Wirthinn leuchteten ihm.

Jetzt traten ſie in's Zimmer. Hier hatte To—ben ſelbſt, ſo wie er vom Wagen abgeſtiegen war, einen doppelläufigen Carabiner, den er immer, mit Kugeln ſcharf geladen, auf Reiſen [illegible] ſich zu führen pflegte, an einem Nagel aufgehängt. Er hüthete ſich wohl, auch nur einen Blick vor der Zeit darauf zu werfen. Doch indem nun die Frau ihr Licht auf einen Tiſch am Fenſter ſetzte, indem ſie eben eine gute Nacht ihm wünſchen wollte, griff er raſch nach jenem Gewehre; trat noch raſcher zwiſchen Wirth und Wirthinn, und rief mit einer Stimme, die von Scherz und Lachen plötzlich in den rauheſten befehlenden Ton überging: „Nein gute, junge Frau, ſo hurtig ſcheiden wir nicht von einander! Auf dieſem Stuhle, vor dieſem Tiſche hier werden Sie ſich niederſetzen, und dieſe Nacht in meiner Geſellſchaft durchwachen. Ihre Keuſchheit, das ſchwöre ich Ihnen, ſoll dieſe Zeit über zwar keine Gefahr bey mir laufen. Aber beym mindeſten Lärm vor meiner Zimmerthür, bey der kleinſten Widerſetzlichkeit von ihrer oder einer andern Seite, beym geringſten Angriffe auf mich ſelbſt, werden die drey Kugeln, womit jeder dieſer beyden Läufe geladen iſt, ihr und ihrem

rem zukünftigen Söhnlein zugleich das Lebenslicht ausblasen! Das schwöre ich bey meiner Seele Seligkeit!"

Wohl eher des Himmels Einfall als einer solchen Wendung, eines solchen Vorschlags hatten Mann und Frau sich versehen. Wohl eine Minute schwiegen Beyde; dann thaten Beyde — was sie konnten. Die Frau bath flehentlich, sie doch gehen zu lassen, drohte in Ohnmacht zu sinken! um's Kind auf der Stelle zu kommen, — zu sterben sogar; alles vergebens. Der Mann begriff anfangs gar nicht, was das heissen solle; nahm dann auch zu Bitten und zur Betheurung: daß der gnädige Herr hier in seinem Hause so sicher, als in Abrahams Schooß sey! seine Zuflucht, und drohte zuletzt, als gar nichts verfing, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und seine Leute zu Hülfe zu rufen. — T — ben blieb sich gleich. „Ich glaube allerdings," sprach er, „daß der Herr Leute und Hülfe genug in der Nähe haben mag, aber gewiß so nahe nicht, um seine Frau vor dem Tode zu sichern. So bald sich nur ein Hund an mich wagt, nur eine Hand sich hebt, ist ihr der Kopf zerschmettert. Auch habe ich, außer dem zweyten Lauf meiner Büchse, noch ein Paar Taschenpuffer hier, die ihre Dienste trefflich thun sollen. Ich kann übermannt werden, das gestehe ich gern. Doch drey oder vier Menschen werden mich hoffentlich dann begleiten; und dieses reizende Weibchen soll den Vorreihen vor Allen haben. Dieß ist so meine Art in manchen Wirthshäusern. Gefällt sie dem Herrn nicht, so sorge er dafür, daß morgen fein zeitig meine Pferde gefüttert, gestriegelt und angeschirrt sind! Jetzt aber packe er sich

ohne weitere Umstände. Dieses Zimmer ... für heute Nacht mein Zimmer."

Gegen wahre Entschlossenheit verlieren Bösewichter gewöhnlich ihren Muth. So ging es auch hier. Die Frau setzte sich, und der Mann ging. In der sonderbarsten Lage von der Welt brachten unsere Beyden die Nacht wachend hin. To—ben, am Tische der Wirthinn gerade gegenüber, vertrieb sich die Zeit mit Lesen und Schreiben so gut er konnte. Immer hatte er dabey sein Gewehr im Arme zum Anschlag bereit. Beym kleinsten Geräusch im Hause machte er sich schußfertig. Aber auch eben so schnell zitterte das arme Weib dann sichtlicher als ein Verbrecher am Hochgerichte, und bath flehentlich, sich nur nicht zu übereilen, weil ihm gewiß nichts geschähe. Wirklich nahte sich auch die ganze Nacht kein Fußtritt weiter dem Zimmer des Grafen.

Mit Tages Anbruch kam To—bens Bedienter, rief schon auf halber Treppe, daß er es sey, überbrachte die Schatulle, das Frühstück, und eine sehr billige Rechnung. Der Wirth selbst ließ sich nicht mehr sehen. Der Graf both der Wirthinn auch jetzt die erste Tasse Kaffeh dar, und nachdem sie dieselbe genossen, trank er den Überrest ganz gemächlich. Als er hörte, daß schon alles zur Abfahrt bereit sey, dankte er ihr lächelnd für treulich geleistete Gesellschaft, bath, ihm solche nun auch noch bis zum Wagen zu gönnen, und führte sie so verbindlich, als ob es die erste Hofdame sey, am Arme die Treppe hinunter. An der Hausthür blieb er stehen, und fragte nach dem Dienstmädchen, das er gestern hier gesehen habe, und daß er

deutlich genug beſchrieb. Sie kam zitternd aus einem Winkel hervor. Schon war des Wirths ganzer Verdacht auf ſie gefallen; ſchon hatte er ihr, wie ſie ſpäterhin erzählte, mit ſchrecklichen Flüchen ihren Lohn auszuzahlen verſprochen, ſo bald der Fremde nur weg ſeyn werde. Als To—ben ſie jetzt beym Tageslichte und genauer beſah, fand er eine recht feine, ſchlanke Dirne in ihr. Er warf ihr eine volle Börſe zu. „Nimm das," ſprach er, „und willſt du hier bleiben, ſo kaufe dir einen Mann damit! Trauſt du aber dem Hausfrieden nicht, ſo ſetze dich mit auf! Ich verantworte dein Durchgehen, und ſchwöre dir, dich lebenslänglich zu verſorgen!" — Mit einem Sprunge war das Mädchen im Wagen. Wie ſie ging und ſtand, zum Mitfahren bereit, ließ ſie gern alle ihre Habſeligkeiten, deren freylich nicht viel ſeyn mochten, dahinten. Der Graf beurlaubte ſich nochmahls von ſeiner ſchönen Wirthinn; erſuchte ſie, ja die Gevatterſchaft nicht zu vergeſſen; bath um einen Kuß zum Abſchiede, und — die Reiſe ging dann weiter fort.

Von ſeinem Bedienten, der in der Gaſtſtube geſchlafen, erfuhr er nachher, daß um Mitternacht drey baumſtarke Männer leiſe zur Hausthür hinein gekommen, mit dem Wirthe in eine beſondere Kammer gegangen, dann aber nach ziemlich langem Geſpräche wieder fortgeſchlichen wären. Das Mädchen, das ſchon faſt ein Jahr im Hauſe ſich befand, erzählte, daß während dieſer Zeit zwey Fremde, die allda eingekehrt, am Morgen verſchwunden geweſen wären, ſie wiſſe nicht, wohin. — In der nächſten Stadt zeigte der Graf den ganzen Verlauf der Obrigkeit an. Es wur-

d ſ l t ſ anden aber
h th oder wollten ſie nicht
d — In eben ſer t kaufte To — ben ſei
rinn anſtä eiber. Sie blieb ſeine
gleiteri vielle e was mehr, bis Peters
g. d dort lebte ſie ſ iedene Jahre bey ihm.
i als ſ n ige Krieg in's Feld rief,
ve er ſt g, und mit einer reichli
i mer.

Die Ausforderung.

Eine wahre Begebenheit.

Auf einem Kaffehhauſe zu B**n ſpielten zwey junge Officiere zuſammen Billard, und einer davon hatte gerade heute, wie man zu ſagen pflegt, — ſeinen unglücklichen Tag. Sonſt dieſes Zeitvertreibs vollkommen kundig, ſeinem Gegner vollkommen gewachſen, verlor er noch dieſes Mahl ein Spiel nach dem andern; ſtand immer im Anfange vortrefflich, und verlief oder verſprengte ſich gegen das Ende. Wenigſtens acht bis neun Mahl ſchon hatte er: quitt oder doppelt! geſagt. Stets hatte ſein Gegner dieß gehalten und — gewonnen. Zu welcher ungeheuern Menge von Strichen auf der Tafel dieß führte, läßt ſich denken.

Gelaſſenheit mochte nie die Lieblingstugend unſers Lieutenants ſeyn; wenigſtens brachte er ſie heute nicht in Ausübung. Er ſchmähte, fluchte, tobte — jetzt auf den Burſchen, der nicht laut genug zählte; jetzt auf die Lichter, die nicht hell genug brannten; jetzt auf den Queue, der nicht ſcharf genug abſtieß. Alles das half ihm freylich nichts; aber er kühlte doch ſein Müthchen daran ab, und brachte ſich zugleich um

den letzten elenden, unsichern Trost — um das Mitleid der Zuschauer.

Unweit des Billards, in einer Ecke des Zimmers saß an einem kleinen Tischchen der Hauptmann W*, Officier bey einem ganz andern Regimente, und trank ein Glas Limonade. Es war ein Mann von mittlern Jahren, von ernstem, doch zutraulichem Gesichte. Er hatte noch kein Wort mit den übrigen Anwesenden gesprochen; sondern schien ganz seinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Selbst auf's Spiel warf er nur selten einen gleichgültigen Blick. In seinem ganzen Leben war er, wie man nachher erfuhr, jetzt zum zweyten Mahle auf diesem Kaffehhause; doch kannten ihn Einige von der Gesellschaft dem Ansehen und Nahmen nach. In freundschaftlichen Verhältnissen stand keiner mit ihm.

Jetzt hatte jener jüngere Officier abermahls ein Spiel, das beyderseitig auf eilf stand, durch einen Fehlstoß von der Bande herab verloren, und indem er mit einem echten Regimentsfluche ein Paar Schritte zurückprallte, stieß er an den etwas vorgestreckten Fuß des Fremden. Anstatt, wie es in der Regel gewesen wäre, deßhalb um Verzeihung zu bitten, glaubte er, oder stellte sich wenigstens selbst der Beleidigte zu seyn. — „Daß es nicht Sitte wäre, so nahe am Billard zu sitzen oder zu stehen; daß es kein Wunder sey, wenn der Spieler dann gestört werde, und des Zwangs halber fehlstoße!" Dieß und noch Mehreres murrte er halb laut und unwillig her. Um desto gelassener betrug sich der Andere. — „Unglücklichen muß man einigen Unmuth zu gute halten!" — Mit diesen Worten stand er auf, und setzte sich an des Tisches entgegen gesetzte

Seite. Doch eben dieſe Gelaſſenheit und dieſer an ſich ſo ſchuldloſe Ausruf erhitzten den Spieler noch ſtärker. Seine Reden wurden immer lauter und beleidigender. Der Hauptmann konnte, als Officier und als Mann von Ehre, ſich einer Antwort nicht länger entbrechen. Zwar ermahnte er auch jetzt den Zürnenden bloß mit aller möglichen anſtändigen Kälte zur Mäßigung ſeiner Hitze. Doch der Wortwechſel griff bald weiter um ſich; und ſchon bey der dritten oder vierten Rede rückte der junge Brauſekopf mit dem Vorſchlage heraus: der Herr Hauptmann möchte die Güte haben, entweder gleich jetzt mit ihm in ein Seitengemach zu gehen, oder ihm morgen früh eine Stunde zu beſtimmen, wo er ſprechbar ſey.

Der Ältere ſchwieg bey dieſem Antrage ein Paar Augenblicke ſtille; und nicht mit verlegener, aber mit einer zweydeutigen, faſt lächelnden Miene ſagte er endlich: „Nein, beym Kerzenlichte ſchlage ich mich keinesweges. Das taugt für die Zweykämpfe auf Theatern nur; auf wirkliche Heldenthaten muß die Sonne ſcheinen. Haben der Herr Lieutenant daher morgen Luſt, mich zu beſuchen, ſo werde ich nach eilf Uhr gewiß zu — finden ſeyn. Früher habe ich Geſchäfte. Auch ſteht es noch ganz bey Ihnen, ſich dieſe Nacht über darauf zu beſinnen, daß Sie ſich ereiferten, ohne beleidigt worden zu ſeyn.“ — Er ſagte ihm dann noch ſein Quartier, nahm Hut und Stock und ging. Die Empfindungen der Anweſenden bey dieſem Vorfalle waren ſehr getheilt. Daß der Ausforderer Unrecht habe, darüber gab es freylich nur eine Stimme; doch auch das Betragen des Fremden gefiel nur halb. Er hätte, meinte man, doch raſcher zugreifen, und

die Sache sogleich ausfechten sollen. Daß er es seinem Gegner sogar freystellte, sich noch eines Bessern zu besinnen, — pfuy, das war Unrecht! Was wissen denn die Gesetze einer gewissen Ehre vom Besinnen und von Besserung!

Wirklich dachte der Ausforderer auch standesmäßig genug, um von dieser Erlaubniß keinen Gebrauch zu machen. Pünctlich hatte er sich die Wohnung des Andern gemerkt; minder pünctlich die anberaumte Zeit. Es schien ihm anständiger zu eilen, als zu zögern. Gleich nach neun Uhr trat er daher rasch in des Hauptmanns Zimmer, und traf diesen noch ganz in Nachtkleidern, beym Schreibetische sitzend an. Wenigstens sieben Briefe, schon überschrieben und gesiegelt, lagen um das Schreibezeug herum; am achten war er in vollster Arbeit. Auf die Verwunderung des Eintretenden, ihn noch so unangekleidet zu finden, antwortete er bloß mit Hinhaltung der Uhr und den kurzen Worten: Es ist noch nicht eilf! Alle Anforderung, sich wenigstens jetzt anzuziehen, widerlegt' er mit der trockenen Versicherung: „Unmöglich! dieser Brief muß erst geendet seyn!" Selbst dem Erbiethen seines Gegners, so lange hier zu warten, bis er ausgeschrieben habe, setzt' er ein aufrichtiges: Kommen Sie lieber wieder! entgegen.

Endlich, als der jüngere Offizier immer hitziger in seinem Verlangen und abermahls beleidigend in seinen Ausdrücken ward; als er von Leuten sprach, die bey jeder Kleinigkeit Haus und Hof bestellten, von Männern, die ihr Leben und ihre gesunden Glieder wenigstens gern ein Stündchen noch fristen möchten u. s. w.; da erhob sich zuletzt der Hauptmann lang-

sam vom Sessel, sah erst vor die Thür des Zimmers: ob vielleicht jemand lausche, und sprach dann ganz gelassen:

„Wohlan, junger Kriegskamerade, weil Sie so gar ungestüm mir zusetzen, so sey es Ihnen denn frey heraus gestanden: daß ich allerdings nicht die geringste Lust habe, mich mit Ihnen zu schlagen.

Der jüngere Officier (voll Eifer) Wie, Herr? Wenn Sie ein Officier — wenn Sie nur einiger Maßen ein Mann von Ehre sind —

Der ältere Off. (einfallend) Eben weil ich es bin, und gern auch als ein solcher aus der Welt gehen möchte; weil ich mir ein Gewissen daraus mache, einen Bettlerpfennig, eine schon verrufene Münze, gegen eine nahmhafte Summe zu setzen; weil — (mit geändertem, fast herzlich werdenden Tone) Junger Mann, wenn ich überzeugt wäre, daß Sie schweigen, nur zwey Stunden lang schweigen wollten, so würd' ich Ihnen — wiewohl Sie sich mir zum Feinde gleichsam aufdringen, — ein Geheimniß entdecken, das ich selbst meinen innigsten Freunden verschwieg; das freylich mich am nächsten angeht; das aber doch auch Sie nahe genug betrifft.

Der jüngere Off. (stutzend) Auch mich? Und das wäre?

Der ältere Off. Erst Ihr Ehrenwort, daß Sie schweigen — zwey Stunden lang mein Geheimniß verschweigen wollen, gegen Jedermann und in jeder Rücksicht!

Der jüngere Off. Wenn es nichts gegen Staat und König ist, so will ich es.

Der ältere Off. [illegible]nn, dieſe Piſtolen (die er von der Wand n[illegible]t) [illegible]ings ſchon geladen; werden ganz gewiß [illegible]n Mann nicht verfehlen! Doch dieſer ſollen nicht Sie — auch nicht ſonſt ein Dritter — ſondern ich ſelbſt ſeyn. — Sie ſtarren mich an? Sie begreifen nicht? Junger Ungeſtüm! Sie ſehen hier einen Menſchen vor ſich, der ſchon ſeit acht Tagen feſt entſchloſſen war, ſein Leben zu enden, gerade heute es zu enden. Welche Unfälle, welche verwickelte Lage zu dieſem Entſchluſſe mich drängen, kann ich jetzt erſt unmöglich Ihnen erzählen. Aber genug, es iſt ein Vorſatz, nicht etwa ſeit dieſem Morgen gefaßt! — Daher lächelte ich geſtern bei Ihrer Ausfoderung auf heute! daher ſagt' ich, daß Sie nach eilf Uhr mich finden, — blos finden würden! daher verbath ich mir früher Ihren Beſuch! Denn nur eine Stunde ſpäter durften Sie kommen, und Sie trafen mich nicht mehr lebend an.

Der jüngere Off. (nach einer kleinen verlegenheitsvollen Pauſe plötzlich in ein bitteres Lachen ausbrechend) Ha, vortrefflich! Ein Mährchen, das Ihnen ein Anderer, als ich, glauben mag!

Der ält. Off. (ſehr kalt) Und warum Mährchen? Was finden Sie Unglaubliches daran? Bin ich der erſte Sterbliche, der, vom Unglück verfolgt, es wagen will, die Bürde des Lebens abzuſchütteln? Oder halten Sie mich für einen ſo feigen und zugleich ſo einfältigen Tropf, daß ich Sie nur durch eine Unwahrheit entfernen möchte, die zwey Stunden ſpäter — doch nicht mehr hülfe?

Der jüng. Off. Nun, um ſo beſſer für Sie! Wenn Sie wirklich des Lebens ſo müde ſind, warum

zaudern Sie noch, sich anzuziehen und mit mir zu gehen? Kommen Sie!

Der ält. Off. Nein, hitziger Jüngling, nein! Das hieße Ihr Leben stehlen, wenn ich in jetziger Fassung mit Ihnen mich schlüge, und siegte! — Mein eigenes Blut hoff' ich vor jenem Richterstuhle — sitz' auf ihm auch, wer da wolle! — zu verantworten; aber ein fremdes möcht' ich gerade jetzt am wenigsten auf mich nehmen. — Was könnt' es auch Ihnen gegenseitig nützen, einen Menschen zu tödten, der in wenigen Augenblicken sich selbst umgebracht haben würde; der Sie jetzt nun zur Flucht, zur Verantwortung, vielleicht zum Verluste Ihres Postens, und auf jeden Fall zur Erduldung mancher Verdrießlichkeiten drängte? Dieß ist der Erfolg von der Überlegung meiner letzten Nacht! Mich heute freywillig an Ihren Degen zu spießen, kam mir auch in ihr mehr als ein Mahl in den Sinn. Doch nicht gerechnet, daß dieser Weg mir immer noch zu unsicher däuchte, so mag ich auch meine Ruhe nicht mit fremder Unruhe mir eintauschen. — Gehen Sie, mein Herr! Nur eine Stunde noch lassen Sie mich allein! Nur jenen Brief möcht' ich gern noch enden. Kommen Sie dann wieder, und finden Sie mich noch am Leben, dann behandeln Sie mich als die feigste Memme, dem nicht dieser Rock, dieser Degen — ja überhaupt nicht ein Mannskleid gebührt."

Es war so viel Wahrheit in diesen Worten, so viel Wärme im Tone derselben, daß selbst der bisher trotzige, ungläubige Aussorerer sich unwillkürlich davon ergriffen fühlte. Bestürzt und unentschlossen stand er einige Secunden lang.

„Herr!“ rief er endlich, „wenn Sie doch vielleicht im Ernſte ſprächen, im Ernſte ſich das vorgenommen hätten, ſo wäre es ja meine Pflicht, auch dieſes Vorhaben zu hindern; ſo werde ich auf jeden Fall —

Der ältere Off. (mit halb freundlichem, halb mitleidigem Lächeln). Doch nicht etwa Menſchen rufen, denen Sie dieß wieder erzählen? die mich bewachen ſollen? — Ich habe Ihr Ehrenwort auf ein zweyſtündiges Schweigen, und darauf ſtütze ich mich. — Noch mehr, wer und wo iſt der Menſch, der einen andern Menſchen zu ſterben hindern kann? Auch wäre es ſeltſam genug, wenn Sie, gerade Sie, denjenigen zum längeren Leben nöthigten, den Sie vor zwey Minuten noch zum Zweykampfe zwingen wollten! — Nein, mein Entſchluß iſt unwiderruflich! Die Mittagsſtunde iſt für mich nicht mehr da. Gehen Sie, gehen Sie, mein Herr! Mein Blut ſoll in keinem Verſtande des Weits auf Ihnen laſten. Wenn ſie erfahren werden, was in jenen Briefen ſteht, und was gewiß für Sie kein Geheimniß bleibt, dann werden Sie meinen Schritt als ſehr verzeihlich betrachten. —

Er hatte bey dieſen Worten des Lieutenants linke Hand ergriffen. Er führte ihn — nicht auf eine beleidigende, ſondern gleichſam vertrauliche Art gegen die Thür ſeines Zimmers; und jener ging, wie im Traume mit. Doch als ſein Führer nun das Schloß aufdrücken wollte, da riß er ſich noch einmahl plötzlich von ihm los, wandte ſich um, und rief:

„Element, Herr Hauptmann! Ich glaube beynahe nun, daß dieß alles Wahrheit iſt; und dann — bey Gott! — dann haben Sie edelmüthig gehandelt,

daß Sie mich ungeſtümen Polterer nicht anlaufen ließen, oder mich nicht gar zum Spaße in jene Welt mitnahmen. Wenn Ihr Entſchluß, wie mir ſcheint, aus Geldverlegenheit entſpringt — wenn ſich der noch abhelfen ließe, — hier in dieſer Börſe ſind achtzig Friedrichsd'or, und zu hunderten hätte ich noch bis auf den nächſten Monath Credit; nehmen Sie ſie hin! Schalten Sie nach Belieben damit! Das verdammte Spiel von geſtern machte zwar eine gewaltige Lücke in meine Barſchaft; aber ich würde mich herzlich über dieſen Verluſt erfreuen, wenn er mir die Gelegenheit verſchaffte, das Leben eines Biedermannes zu erhalten."

In des Hauptmanns bisher trockenem Auge glänzte jetzt ſchnell eine Thräne. Er fiel ſeinem vorigen Gegner um den Hals, und rief: „So irrte ich mich doch alſo nicht in dir, als ich vermuthete, es müſſe hier unter rauher wilder Schale ein ſüßer, edler Kern verborgen liegen; müſſe nur auf Zeit und Gelegenheit warten, um hervorzubrechen! Aber behalte deine Börſe, lieber junger Freund! Dieſe Willfährigkeit iſt zwar meine letzte Freude hiernieden, doch ſie rettet mich nicht. Tief — tief in die Tauſende hinein iſt meine Sache ſchlimm!

Der jüngere Off. Viel! Aber auch dieſe ſind wohl noch zu tilgen! Wenn nicht jetzt, doch künftig! Nur nicht zaghaft, nur nicht allzu raſch, lieber Hauptmann! Ich will mir Mühe geben, will in meinem Nahmen bey meinen Bekannten nachfragen; will borgen, bitten ſogar! Ich habe einen Onkel —

Der ältere Off. Allzu viel! allzu viel! Aber für mich iſt keine Rettung! — Schulden ſtößt man

den letzten elenden, unsichern Trost im Spielverlust — um das Mitleid der Zuschauer.

Unweit des Billards, in einer Ecke des Zimmers saß an einem kleinen Tischchen der Hauptmann W*, Officier bey einem ganz andern Regimente, und trank ein Glas Limonade. Es war ein Mann von mittleren Jahren, von ernstem, doch zutraulichem Gesichte. Er hatte noch kein Wort mit den übrigen Anwesenden gesprochen; sondern schien ganz seinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Selbst auf's Spiel warf er nur selten einen gleichgültigen Blick. In seinem ganzen Leben war er, wie man nachher erfuhr, jetzt zum zweyten Mahle auf diesem Kaffehhause; doch kannten ihn Einige von der Gesellschaft dem Ansehen und Nahmen nach. In freundschaftlichen Verhältnissen stand keiner mit ihm.

Jetzt hatte jener jüngere Officier abermahls ein Spiel, das beyderseitig auf eilf stand, durch einen Fehlstoß von der Bande herab verloren, und indem er mit einem echten Regimentsfluche ein Paar Schritte zurückprallte, stieß er an den etwas vorgestreckten Fuß des Fremden. Anstatt, wie es in der Regel gewesen wäre, deßhalb um Verzeihung zu bitten, glaubte er, oder stellte sich wenigstens selbst der Beleidigte zu seyn. — „Daß es nicht Sitte wäre, so nahe am Billard zu sitzen oder zu stehen; daß es kein Wunder sey, wenn der Spieler dann gestört werde, und des Zwangs halber fehlstoße!" Dieß und noch Mehreres murrte er halb laut und unwillig her. Um desto gelassener betrug sich der Andere. — „Unglücklichen muß man einigen Unmuth zu gute halten!" — Mit diesen Worten stand er auf, und setzte sich an des Tisches entgegen gesetzte

Seite. Doch eben dieſe Gelaſſenheit und dieſer an ſich ſo ſchuldloſe Ausruf erhitzten den Spieler noch ſtärker. Seine Reden wurden immer lauter und beleidigender. Der Hauptmann konnte, als Officier und als Mann von Ehre, ſich einer Antwort nicht länger entbrechen. Zwar ermahnte er auch jetzt den Zürnenden bloß mit aller möglichen anſtändigen Kälte zur Mäßigung ſeiner Hitze. Doch der Wortwechſel griff bald weiter um ſich; und ſchon bey der dritten oder vierten Rede rückte der junge Brauſekopf mit dem Vorſchlage heraus: der Herr Hauptmann möchte die Güte haben, entweder gleich jetzt mit ihm in ein Seitengemach zu gehen, oder ihm morgen früh eine Stunde zu beſtimmen, wo er ſprechbar ſey.

Der Ältere ſchwieg bey dieſem Antrage ein Paar Augenblicke ſtille; und nicht mit verlegener, aber mit einer zweydeutigen, faſt lächelnden Miene ſagte er endlich: „Nein, beym Kerzenlichte ſchlage ich mich keinesweges. Das taugt für die Zweykämpfe auf Theatern nur; auf wirkliche Heldenthaten muß die Sonne ſcheinen. Haben der Herr Lieutenant daher morgen Luſt, mich zu beſuchen, ſo werde ich nach eilf Uhr gewiß zu — finden ſeyn. Früher habe ich Geſchäfte. Auch ſteht es noch ganz bey Ihnen, ſich dieſe Nacht über darauf zu beſinnen, daß Sie ſich ereiferten, ohne beleidigt worden zu ſeyn.“ — Er ſagte ihm dann noch ſein Quartier, nahm Hut und Stock und ging. Die Empfindungen der Anweſenden bey dieſem Vorfalle waren ſehr getheilt. Daß der Ausforderer Unrecht habe, darüber gab es freylich nur eine Stimme; doch auch das Betragen des Fremden gefiel nur halb. Er hätte, meinte man, doch raſcher zugreifen, und

die Sache sogleich ausfechten sollen. Daß er es seinem Gegner sogar freystellte, sich noch eines Bessern zu besinnen, — pfuy, das war Unrecht! Was wissen denn die Gesetze einer gewissen Ehre vom Besinnen und von Besserung!

Wirklich dachte der Ausforderer auch standesmäßig genug, um von dieser Erlaubniß keinen Gebrauch zu machen. Pünctlich hatte er sich die Wohnung des Andern gemerkt; minder pünctlich die anberaumte Zeit. Es schien ihm anständiger zu eilen, als zu zögern. Gleich nach neun Uhr trat er daher rasch in des Hauptmanns Zimmer, und traf diesen noch ganz in Nachtkleidern, beym Schreibetische sitzend an. Wenigstens sieben Briefe, schon überschrieben und gesiegelt, lagen um das Schreibezeug herum; am achten war er in vollster Arbeit. Auf die Verwunderung des Eintretenden, ihn noch so unangekleidet zu finden, antwortete er bloß mit Hinhaltung der Uhr und den kurzen Worten: Es ist noch nicht eilf! Alle Anforderung, sich wenigstens jetzt anzuziehen, widerlegt' er mit der trockenen Versicherung: „Unmöglich! dieser Brief muß erst geendet seyn!" Selbst dem Erbiethen seines Gegners, so lange hier zu warten, bis er ausgeschrieben habe, setzt' er ein aufrichtiges: Kommen Sie lieber wieder! entgegen.

Endlich, als der jüngere Offizier immer hitziger in seinem Verlangen und abermahls beleidigend in seinen Ausdrücken ward; als er von Leuten sprach, die bey jeder Kleinigkeit Haus und Hof bestellten, von Männern, die ihr Leben und ihre gesunden Glieder wenigstens gern ein Stündchen noch fristen möchten u. s. w.; da erhob sich zuletzt der Hauptmann lang-

sam vom Sessel, sah erst vor die Thür des Zimmers: ob vielleicht jemand lausche, und sprach dann ganz gelassen:

„Wohlan, junger Kriegskamerade, weil Sie so gar ungestüm mir zusetzen, so sey es Ihnen denn frey heraus gestanden: daß ich allerdings nicht die geringste Lust habe, mich mit Ihnen zu schlagen.

Der jüngere Officier (voll Eifer) Wie, Herr! Wenn Sie ein Officier — wenn Sie nur einiger Maßen ein Mann von Ehre sind —

Der ältere Off. (einfallend) Eben weil ich es bin, und gern auch als ein solcher aus der Welt gehen möchte; weil ich mir ein Gewissen daraus mache, einen Bettlerpfennig, eine schon verrufene Münze, gegen eine nahmhafte Summe zu setzen; weil — (mit geändertem, fast herzlich werdenden Tone) Junger Mann, wenn ich überzeugt wäre, daß Sie schweigen, nur zwey Stunden lang schweigen wollten, so würd' ich Ihnen — wiewohl Sie sich mir zum Feinde gleichsam aufdringen, — ein Geheimniß entdecken, das ich selbst meinen innigsten Freunden verschwieg; das freylich mich am nächsten angeht; das aber doch auch Sie nahe genug betrifft.

Der jüngere Off. (stutzend) Auch mich? Und das wäre?

Der ältere Off. Erst Ihr Ehrenwort, daß Sie schweigen — zwey Stunden lang mein Geheimniß verschweigen wollen, gegen Jedermann und in jeder Rücksicht!

Der jüngere Off. Wenn es nichts gegen Staat und König ist, so will ich es.

Der ältere Off. So wiſſen Sie denn, dieſe Piſtolen (die er von der Wand nimmt) ſind allerdings ſchon geladen; werden ganz gewiß ihren Mann nicht verfehlen! Doch dieſer ſollen nicht Sie — auch nicht ſonſt ein Dritter — ſondern ich ſelbſt ſeyn. — Sie ſtarren mich an? Sie begreifen nicht? Junger Ungeſtüm! Sie ſehen hier einen Menſchen vor ſich, der ſchon ſeit acht Tagen feſt entſchloſſen war, ſein Leben zu enden, gerade heute es zu enden. Welche Unfälle, welche verwickelte Lage zu dieſem Entſchluſſe mich drängen, kann ich jetzt erſt unmöglich Ihnen erzählen. Aber genug, es iſt ein Vorſatz, nicht etwa ſeit dieſem Morgen gefaßt! — Daher lächelte ich geſtern bei Ihrer Ausfoderung auf heute! daher ſagt' ich, daß Sie nach eilf Uhr mich finden, — blos finden würden! daher verbath ich mir früher Ihren Beſuch! Denn nur eine Stunde ſpäter durften Sie kommen, und Sie trafen mich nicht mehr lebend an.

Der jüngere Off. (nach einer kleinen verlegenheitsvollen Pauſe plötzlich in ein bitteres Lachen ausbrechend) Ha, vortrefflich! Ein Mährchen, das Ihnen ein Anderer, als ich, glauben mag!

Der ält. Off. (ſehr kalt) Und warum Mährchen? Was finden Sie Unglaubliches daran? Bin ich der erſte Sterbliche, der, vom Unglück verfolgt, es wagen will, die Bürde des Lebens abzuſchütteln? Oder halten Sie mich für einen ſo feigen und zugleich ſo einfältigen Tropf, daß ich Sie nur durch eine Unwahrheit entfernen möchte, die zwey Stunden ſpäter — doch nicht mehr hülfe?

Der jüng. Off. Nun, um ſo beſſer für Sie! Wenn Sie wirklich des Lebens ſo müde ſind, warum

zaudern Sie noch, sich anzuziehen und mit mir zu gehen? Kommen Sie!

Der ält. Off. Nein, hitziger Jüngling, nein! Das hieße Ihr Leben stehlen, wenn ich in jetziger Fassung mit Ihnen mich schlüge, und siegte! — Mein eigenes Blut hoff' ich vor jenem Richterstuhle — sitz' auf ihm auch, wer da wolle! — zu verantworten; aber ein fremdes möcht' ich gerade jetzt am wenigsten auf mich nehmen. — Was könnt' es auch Ihnen gegenseitig nützen, einen Menschen zu tödten, der in wenigen Augenblicken sich selbst umgebracht haben würde; der Sie jetzt nun zur Flucht, zur Verantwortung, vielleicht zum Verluste Ihres Postens, und auf jeden Fall zur Erduldung mancher Verdrießlichkeiten drängte? Dieß ist der Erfolg von der Überlegung meiner letzten Nacht! Mich heute freywillig an Ihren Degen zu spießen, kam mir auch in ihr mehr als ein Mahl in den Sinn. Doch nicht gerechnet, daß dieser Weg mir immer noch zu unsicher däuchte, so mag ich auch meine Ruhe nicht mit fremder Unruhe mir eintauschen. — Gehen Sie, mein Herr! Nur eine Stunde noch lassen Sie mich allein! Nur jenen Brief möcht' ich gern noch enden. Kommen Sie dann wieder, und finden Sie mich noch am Leben, dann behandeln Sie mich als die feigste Memme, dem nicht dieser Rock, dieser Degen — ja überhaupt nicht ein Mannskleid gebührt."

Es war so viel Wahrheit in diesen Worten, so viel Wärme im Tone derselben, daß selbst der bisher trotzige, ungläubige Ausforderer sich unwillkürlich davon ergriffen fühlte. Bestürzt und unentschlossen stand er einige Secunden lang.

„Herr!“ rief er endlich, „wenn Sie doch vielleicht im Ernſte ſprächen, im Ernſte ſich das vorgenommen hätten, ſo wäre es ja meine Pflicht, auch dieſes Vorhaben zu hindern; ſo werde ich auf jeden Fall —

Der ältere Off. (mit halb freundlichem, halb mitleidigem Lächeln). Doch nicht etwa Menſchen rufen, denen Sie dieß wieder erzählen? die mich bewachen ſollen? — Ich habe Ihr Ehrenwort auf ein zweyſtündiges Schweigen, und darauf ſtütze ich mich. — Noch mehr, wer und wo iſt der Menſch, der einen andern Menſchen zu ſterben hindern kann? Auch wäre es ſeltſam genug, wenn Sie, gerade Sie, denjenigen zum längeren Leben nöthigten, den Sie vor zwey Minuten noch zum Zweykampfe zwingen wollten! — Nein, mein Entſchluß iſt unwiderruflich! Die Mittagsſtunde iſt für mich nicht mehr da. Gehen Sie, gehen Sie, mein Herr! Mein Blut ſoll in keinem Verſtande des Wolts auf Ihnen laſten. Wenn ſie erfahren werden, was in jenen Briefen ſteht, und was gewiß für Sie kein Geheimniß bleibt, dann werden Sie meinen Schritt als ſehr verzeihlich betrachten. —

Er hatte bey dieſen Worten des Lieutenants linke Hand ergriffen. Er führte ihn — nicht auf eine beleidigende, ſondern gleichſam vertrauliche Art gegen die Thür ſeines Zimmers; und jener ging, wie im Traume mit. Doch als ſein Führer nun das Schloß aufdrücken wollte, da riß er ſich noch einmahl plötzlich von ihm los, wandte ſich um, und rief:

„Element, Herr Hauptmann! Ich glaube beynahe nun, daß dieß alles Wahrheit iſt; und dann — bey Gott! — dann haben Sie edelmüthig gehandelt,

daß Sie mich ungeſtümen Polterer nicht anlaufen ließen, oder mich nicht gar zum Spaße in jene Welt mitnahmen. Wenn Ihr Entſchluß, wie mir ſcheint, aus Geldverlegenheit entſpringt — wenn ſich der noch abhelfen ließe, — hier in dieſer Börſe ſind achtzig Friedrichsd'or, und zu hunderten hätte ich noch bis auf den nächſten Monath Credit; nehmen Sie ſie hin! Schalten Sie nach Belieben damit! Das verdammte Spiel von geſtern machte zwar eine gewaltige Lücke in meine Barſchaft; aber ich würde mich herzlich über dieſen Verluſt erfreuen, wenn er mir die Gelegenheit verſchaffte, das Leben eines Biedermannes zu erhalten."

In des Hauptmanns bisher trockenem Auge glänzte jetzt ſchnell eine Thräne. Er fiel ſeinem vorigen Gegner um den Hals, und rief: „So irrte ich mich doch alſo nicht in dir, als ich vermuthete, es müſſe hier unter rauher wilder Schale ein ſüßer, edler Kern verborgen liegen; müſſe nur auf Zeit und Gelegenheit warten, um hervorzubrechen! Aber behalte deine Börſe, lieber junger Freund! Dieſe Willfährigkeit iſt zwar meine letzte Freude hiernieden, doch ſie rettet mich nicht. Tief — tief in die Tauſende hinein iſt meine Sache ſchlimm!

Der jüngere Off. Viel! Aber auch dieſe ſind wohl noch zu tilgen! Wenn nicht jetzt, doch künftig! Nur nicht zaghaft, nur nicht allzu raſch, lieber Hauptmann! Ich will mir Mühe geben, will in meinem Nahmen bey meinen Bekannten nachfragen; will borgen, bitten ſogar! Ich habe einen Onkel —

Der ältere Off. Allzu viel! allzu viel! Aber für mich iſt keine Rettung! — Schulden ſtößt man

ab, doch ein verlorner guter Nahme iſt unwiederbringlich. Regimentsgelder, die ich angriff — Vorgeſetzte, die ſchon argwohnen, bald alles wiſſen werden — Jüngling, mache mir meinen Abſchied durch deine Vorſtellungen nicht noch ſchwerer! Ich war ſchon ſo ganz gefaßt; jetzt — Geh, geh! Komm in einer Stunde wieder! Lebe ich dann noch, ſo ſtehe ich dir zu Dienſte, für deine Gutthaten oder deinen Degen, wie du willſt. Aber komme gewiß wieder! denn es iſt wohl möglich, daß du unter meinen Papieren auch für dich noch ein Vermächtniß findeſt. —

Er öffnete bey dieſen Worten ſelbſt die Thür ſeines Gemachs, ſchob leiſe, doch ernſtlich, ſeinen Beſuch hinaus, und drückte ſofort das Schloß ab. In einem Taumel von Betäubung wankte der Lieutenant hinweg. Noch wußte er ſelbſt nicht, was er zu thun oder zu laſſen habe? Sein Ehrenwort verband ihn zum Schweigen; ſein inneres Gefühl hätte ihn lieber zum Lautrufen aufgefordert, und gewiß hätte er dieſem Letztern gefolgt, wäre nur eine Möglichkeit zur Hülfe ihm ſichtbar geweſen. Er wankte auf einem nicht weit entlegenen Spaziergange eine reichliche Stunde auf und ab, ohne jedoch zu ſehen und zu hören, was um ihn vorging. Jetzt ſchlug es eilf Uhr; ſein Rauſch verſchwand, und er flog nach dem bewußten Hauſe.

Noch that er es mit einem kleinen Reſte von Hoffnung. Doch auch dieſer verſchwand, als er ein Getümmel von Menſchen vor dem Hauſe, ein noch größeres in demſelben erblickte. Er drängte ſich durch. Was er beſorgte, war geſchehen. Im Zimmer des Hauptmanns hatte man vor Kurzem einen Schuß fallen gehört. Verſchiedene von den Hausgenoſſen waren

herbey geeilt, hatten die Thür zu öffnen versucht, und zuletzt sie gesprengt. Der Hauptmann lag todt auf dem Boden, herunter gesunken vom Sessel; durch den Mund hatte er das Pistol abgedrückt; vom Leben war keine Spur mehr in ihm. Alles klagte um ihn. Alles bedauerte diesen guten Herrn. „In den zehn Jahren, die er hier wohne, habe er nie auch nur ein Kind beleidigt!" Dieses war das einstimmige Lob von jeder Seite her. Jene acht oder neun Briefe fand man auf dem Schreibtische. Sie waren an Verwandte, Freunde, seinen General und Obersten gerichtet. Ein kleines Billet war auch noch für unsern Lieutenant bestimmt. Er erbrach es mit Zittern und Thränen. Es lautete also:

„Sie werden, mein Lieber, bey Lesung dieses Briefes nun finden: ich hatte Ihnen kein Mährchen erzählt! — Empfangen Sie meinen Dank, daß Sie die letzte Bitte eines — fast möchte ich sagen, schon Sterbenden nicht unerfüllt ließen; und achten Sie auch, ich beschwöre Sie, auf dessen letzte Warnung nicht minder! Schulden, wie Sie wissen, bringen mich zu dem Entschlusse, den Sie umsonst bekämpften. Leidenschaftliches Spiel in jüngern Jahren war der erste Schritt zu diesen Schulden. Ich trat in einen Wirbel, und versank. Auch Sie spielen, und spielen nur allzu warm. Dieß beweiset Ihr gestriger Abend und seine Folgen. Wie so bald würden Sie ungerecht gegen mich, gegen Andere, gegen sich selbst! Junger, braver Mann, wachen Sie künftig über sich selbst, damit Sie nicht auch einst, wie ich, oder dem ähnlich enden!"

Es waren Worte, die nicht auf die Erde fielen! Mit tiefer, dauernder Rührung ging der junge Mann

in ſich, gelobte Beſſerung und hielt ſie. Nie ſah man ihn wieder bey einem Spiele, wodurch ſich das Blut erhitzt. Höchſtens unter Freunden gab er den Anſprüchen der Geſellſchaft nach, und that es auch dann nur unter Beſchränkungen, die leidenſchaftliche Theilnahme unmöglich machen. Über ſein ganzes Leben, zumahl über ſeine jugendliche Wärme, wachte er von nun an mit Sorgfalt.

Tamerlan und der Reißbrey.

Tamerlan, jener berühmte Überwinder des türkiſchen Sultan Bajazet, ein Fürſt, der am Ende ſeines Lebens über zwey Drittheile Aſiens, — mithin über weit mehrere Länder, als je der große Alexander und Cäſar Octavius ſich unterworfen hatten — ſeinen eiſernen Zepter erſtreckte, dieſer Tamerlan, der eigentlich Timurleng genannt werden ſollte, fing nur ſehr klein an.

Entſproſſen aus dem Blute des mächtigen Dſchengis-Khan, (auch eines Monarchen, der unter den Verheerern des Menſchengeſchlechts, und unter den Geißeln in Schickſals Händen hoch oben an ſteht) begnügte er ſich in ſeiner Jugend, Schwärme von Hirten und Straßenräubern um ſich herum zu ſammeln, und aus ihnen eine kleine Horde zu bilden, deren Oberhaupt er vorſtellte. Nach und nach mehrte ſich dieſe Mannſchaft beträchtlich; verſchiedene Streifzüge, die größten Theils glücklich abliefen, wurden mit ihr unternommen; aus dem Abenteurer formte ſich allmählig ein kleiner Fürſt; und dieſer kleine Fürſt hatte gewaltige Begierde, bald ein noch größerer zu werden. Ein nachbarlicher, auch nur noch ein ſehr mäßiges Gebieth beherrſchender Prinz ſollte den erſten Gegenſtand dieſer aufkeimenden Ver-

größerungssucht abgeben. Tamerlan zog gegen ihn zu Felde, und zwar war sein Zug sogleich auf die Hauptstadt und Hauptfestung gerichtet, die in der Mitte von Muhameds Besitzungen lag.

Der Angegriffene staunte über die Kühnheit seines Feindes; aber er sah auch zugleich, daß Tamerlan nur Muth und Ehrgeiz, doch noch nicht Kriegskenntniß besitze. Es ließ ihn daher mit anscheinender Furcht wirklich bis vor diese Hauptstadt dringen; doch dann griff er ihn unvermuthet an, und — schlug ihn gänzlich. Tamerlans flüchtige Scharen, da sie sich allzutief in Feindes Land ohne Rückhalt und Zufluchtsort gewagt hatten, erlagen größten Theils unter dem Schwerte ihres Verfolgers. Nur Weinige enige entkamen; unter denselben befand sich zwar Tamerlan selbst; aber er war nun so hülflos, so bedürftig geworden, daß er im eigenen Vaterlande als ein Flüchtling herumirren und zuweilen sogar um Brod betteln mußte, nur um sein Leben zu fristen.

Einst kam er gegen Abend, in diesem kläglichen Zustande, zu einem kleinen Dörfchen, sah an einer Hütten-Thür ein altes gutherzig scheinendes Mütterchen stehen, und sprach sie um etwas Speise und um ein Nachtlager an. Die Alte blickte ihm ein Paar Secunden unentschlossen in das Gesicht; dann erlaubte sie ihm doch einzutreten, und setzte ihm eine Schüssel mit gekochtem Reiße vor, den sie vor Kurzem erst vom Feuer weggenommen hatte. Der hungerige Tamerlan fuhr sogleich in die Mitte dieser Schüssel, nahm einen aufgehäuften Löffel Reiß und — verbrannte sich gewaltig den Mund. Gern hätte er es zwar verborgen,

doch schon hatte es seine Wirthinn gesehen; lachte laut auf, und rief:

„Fürwahr, Tamerlan, du bleibst dir gleich, im Essen wie im Kriege! Immer wagst du dich sogleich in die Mitte; da doch in beyden Fällen, wer weislich handeln will, vom Rande her anfangen sollte. Hier in der Suppenschale würdest du dann die Speise ausgekühlter gefunden, und dort im Feindes Lande dich nach und nach festgesetzt haben."

Eine dunkle Schamröthe färbte Tamerlans Wangen, als er sich so erkannt und verspottet zugleich sah; doch that er, was Leute seines Schlages sonst äußerst selten zu thun pflegen; er schwieg und — folgte. Nicht nur, daß er jetzt seinen übrigen Reiß der Vorschrift des Mütterchens gemäß verzehrte; sondern, als auch bald darauf seine Glücks-Sonne wieder zu scheinen begann; als von seinen zerstreuten Kriegern sich abermahls einige um ihn her sammelten, und diesen bald mehrere neue Ankömmlinge folgten; als er dann in Kurzem sein Heil mit den Waffen abermahls versuchte, und nun von Siegen zu Siegen, von Eroberung zu Eroberung fortschritt; da blieb ihm immer jene erhaltene Regel gegenwärtig, und — er befand sich wohl dabey.

Ob es nicht manchen Feldherrn neuerer Zeiten, die immer nur auf die Hauptstadt ihrer Gegner zudrangen, die oft schon bekannt machen ließen, wann sie dort einzutreffen gedächten, heilsam gewesen seyn dürfte, mit einer solchen Schale Reiß und mit einer solchen Warnung beschenkt zu werden?

Die wohlbewirtheten Fakire,

eine wahre indianiſche Anecdote.

Aureng-Zeb, ein Sohn des Indoſtaniſchen Monarchen, Schach Jehan, war von ſeinem Vater zum Statthalter von Dekan ernannt worden. Dem Anſcheine nach konnte dieß für einen Beweis von väterlichem Wohlwollen und Zutrauen gelten; doch im Grunde war es eine Folge von Unzufriedenheit und Argwohn. Schach Jehan nähmlich ſah in ſeinen vier ſchon erwachſenen Söhnen eben ſo viele Feinde, denen er zu lange lebte; ſah in ihnen eben ſo viel unruhige Köpfe, die unter ſich ſelbſt zwieſpältig nur auf Gelegenheit lauerten, um Einer den Andern aus dem Wege zu räumen. Um dieß zu verhindern, um nicht den traurigen Anblick zu haben, daß die Brüder unter ſeinen Augen ſich erwürgten, und Delhy, ſeine Hauptſtadt, ein Schauplatz der Empörung werde, beſchloß er drey von ihnen in entfernte Provinzen zu ſenden; Sultan Suiah kam nach Bengalen, Morad Bax nach Gazurate, Aureng-Zeb (wie ſchon erwähnt worden) nach Dekan. Blos Darah, der Älteſte, blieb am Hofe des Vaters.

Ein schlimmes Mittel war diese Theilung! geschickter, das Übel zu vergrößern als zu vermindern! Die ehrgeizigen Prinzen legten auch fern vom väterlichen Hofe den Wunsch nicht ab, dereinst auf Indostans Thron sich zu schwingen. Ihr erstes Bemühen war, sich aus Statthaltern zu Gebiethern der ihnen anvertrauten Länder zu machen, dann ein Heer zu sammeln, und auf Delhy selbst loszugehen. Eine lange Unpäßlichkeit ihres Vaters, von welchem man sogar ausſprengte; daß er schon gestorben sey, und Darah bloß seinen Tod verheimliche, gab ihnen den gewünschtesten Vorwand. Im Grunde hatten sie sämmtlich Einen Plan; doch die Art, wie sie sich dabey betrugen, war sehr verschieden.

Sultan Suiah und Morad Bax warben öffentlich ihre Kriegsvölker. Beyde waren tapfer, rasch, unverdrossen, von edlem Körperbau, voll eingestandener Ansprüche auf Herrschaft und Größe. Nur liebte der Erstere ein wenig zu sehr das Vergnügen, und der Zweyte, jeder Hinterlist, jeder Verstellung unkundig, war leicht zu betrügen, obschon dreist in seinen Entschlüssen, und muthig in deren Ausführung. Aureng-Zeb hingegen barg unter einem höchst einfachen Äußern einen vielfachen Geist. Sein hageres bleiches Gesicht schien alle Freuden der Welt zu verachten. Nur wenig sprach er; und auch dieß Wenige handelte selten von Staatsgeschäften, wohl aber desto öfter von Deutung dieser oder jener Stelle im Koran, von Nichtigkeit menschlicher Größe, vom Glück eines stillen, abgezogenen Lebens, und von hundert andern Dingen, die mehr für einen Geistlichen, als für einen Rezenten sich schicken. Ja! in seiner Kleidung äußerst einfach, in seiner

Kost mit Reiß und Gartenfrüchten zufrieden, vom Fleisch fast immer, von Wein sich stets enthaltend, ging er so weit, daß er oft hoch betheuerte: sein höchster Wunsch sey, ein Mönch zu werden, und eine Reise nach Mahomeds Grabe anzutreten, wo er dann den kurzen Rest seiner noch übrigen Lebenszeit in Gebeth hinbringen wolle. Auch jetzt, als er sich zum Kriege anschickte, that er es mit nichten für sich selbst, — ihm eckelte ja vor einer Krone! — sondern theils um seinen Vater von der Gewalt zu befreyen, die sein ältester Sohn Darah über ihn ausübe; theils die künftige Herrschaft seinem Bruder Morad Bax zu erwerben, den er für den würdigsten zum Thron erklärte. — Klüglich verdoppelte er dadurch seine Macht. Daß nach erfochtenem Siege er den Verdachtlosen überlisten werde, hoffte er sicherlich.

Aber noch fehlte es ihm zum Kriegführen an einem sehr wichtigen, ja gewisser Maßen an dem unentbehrlichsten Bundesgenossen, an — Gelde. Die Schatzkammer von Dekan war leer; ihr durch Erpressungen aufhelfen, wollte er nicht, denn es lag ihm allzuviel an der Liebe des Volkes. Er fiel daher auf ein Mittel, das vielleicht einzig in der Geschichte ist. Ganz Indostan, vorzüglich aber die Provinz Dekan wimmelte damahls von einer Menge sogenannter Fakirs, einer Art von Mahomedanischen Bettel-Mönchen, die das Land durchstrichen, beym gemeinen Mann im Geruch der Heiligkeit standen, und von Allmosen lebten. Daß diese Menschen nur allzuoft das Mark des Landvolkes aussaugten, daß sie unter ihrem dürftig scheinenden, oft halb zerrissenen Gewand größten Theils wichtige, bald ersparte, bald — sonst erworbene Geldsummen

bey ſich führten, war Aureng-Zeben wohl bewußt. Immer aber hatte er ſich ſelbſt für einen mächtigen Gönner dieſer heiligen Menſchen ausgegeben; hatte ſehr oft einige an ſeinen Hof berufen; hatte mit ihnen halbe Nächte unter ſtäten Bußübungen zugebracht; ja, es ging ſogar das Gerücht umher, daß er ſich ſelbſt unter ihren Orden habe aufnehmen laſſen. Um ſo weniger fiel es daher auf, als er jetzt durch öffentlichen Ausruf alle dieſe Fakire zu einem großen Mahle, das er ihnen zu geben gedenke, und wodurch er ſich ihre Vorbitte zu erwerben wünſche, an einen beſtimmten Tag einlud. Von allen Winkeln Dekans und der umliegenden Länder ſtrömten die Fakire herbey. Eine Schar von mehreren Tauſenden kam zuſammen; ihr Verſammlungsort war ein großes offenes Feld. Hier ſagte Aureng-Zeb, wolle er ſelbſt mit ihnen Reiß und Salz eſſen; und eine prächtige Mahlzeit ward ihnen zubereitet.

Jetzt war dieſe vorbey; aber Aureng-Zebs Milde begnügte ſich nicht damit. Er wollte, gab er vor, ſeinen Freunden auch ein etwas dauernders Andenken hinterlaſſen; und plötzlich erſchien eine Menge von Sclaven mit — ganz neuen Kleidern für die Fakire. Dieſe ſollten ſie anziehen, und ihre bisherigen alten Kittel ablegen. Ein großes Erſtaunen ergriff bey dieſem angebothenen Geſchenke, oder bey dieſem Tauſche vielmehr, die ehrwürdige Verſammlung. Die heiligen Männer verſicherten faſt durchgängig hoch und theuer: dieſe fürſtliche Huld könnten ſie nicht annehmen; ihre Demuth, ihre Beſcheidenheit vertrüge ſich weit beſſer mit ihren alten zerriſſenen Kleidern, dieſen ſprechenden Zeugen ihrer Armuth, als mit jenen neuen, viel zu

ſchönen Gewändern. Aber es half alles nichts. Der groſsmüthige Aureng-Zeb beſtand nun einmahl darauf, ſeine Freunde zu beſchenken. Der rings herum verſammelte groſse Volkshaufe half — doch wahrſcheinlich aus weit reinerer Abſicht — bitten und in ſie dringen. Sie mußten endlich nachgeben. Die Wehmuth, mit welchen ſie ſich von ihren Lappen trennten, und die nur wenige von den Zuſchauern gehörig zu deuten wußten, der gezwungene Dank, den ſie ſtammelten, das laute Zujauchzen der Menge, Aureng-Zebs milde Miene bey allem dieſem, machten gewiß ein ſchönes Bild von auſsen. Aber welchen himmelweiten Abſtand würde derjenige erblickt haben, der ihnen allen in das Herz zu ſehen vermocht hätte!

Alle alten Lumpen wurden auf einen Scheiterhaufen im Schloßhof geworfen, und verbrannt; vertraute Männer bewachten die heilige Aſche. In der Nacht ließ Aureng-Zeb durch noch vertrautere darin nachſuchen; und die Klumpen von geſchmolzenem Gold und Silber waren ſo zahlreich und ſo anſehnlich, daß ſie dem milden Geber die ausgiebigſte Beyſteuer zu ſeinem nachherigen Kriege waren, durch welchen er ſich endlich zum Beherrſcher von ganz Indoſtan machte.

Der Tambour *).

Nur wenige Wochen über das neunzehnte Jahr hinaus war Wilhelm von Heimburg, als er in Kriegsdienste trat. Er hatte sich Anfangs den Wissenschaften widmen wollen; doch sein Oheim, ein schon ziemlich bejahrter k. k. Oberster, hatte ihm den Heldenruhm so schön und leicht geschildert; hatte ihm so oft für seine Beförderung zu sorgen versprochen, daß er endlich die Feder wegwarf, und den Degen wählte. Seine Ältern waren es gern zufrieden, denn sie hatten noch drey ältere Söhne.

Der siebenjährige Krieg nahte sich allmählig seinem Ende. Die Schlacht bey Freyberg, die letzte, und gewisser Maßen auch die unnöthigste in der ganzen langen Fehde, war das erste und einzige Treffen, dem unser junge Krieger bald nach seiner Ankunft zum

*) Ganz ohne Einwebung des kleinsten erdichteten Zuges, nur mit Veränderung der Nahmen, der Hauptperson eigenen Worten nacherzählt.

Heere beywohnte. Sein Regiment kam ziemlich tief in's Feuer; doch hatte er das Glück, daß die Kugeln bey ihm vorbey flogen.

Gleich nach dieser Schlacht erhielt er, als jüngster Fähnrich Befehl, einige Wagen mit Verwundeten unter Bedeckung nach Ch** zu führen. Es waren fast lauter Schwerverwundete, und einen derselben kannte Heimburg schon genauer; denn er hatte bisher als Unterofficier mit ihm bey der nähmlichen Compagnie gedient; ein noch junger, bildschöner Mann, gewachsen wie eine Tanne, und seines guten Betragens halber bey allen Officieren wohl gelitten. Eine Flintenkugel war ihm auf der linken Brust durch und durch gegangen. Der Wundarzt, als er ihn in Heimburgs Gegenwart zum ersten Mahle verband, zuckte kopfschüttelnd die Achsel, und erklärte: „Bey Gott wäre zwar noch Hülfe, doch hier bey Menschen wenig oder gar keine Hoffnung. Die Lunge sey stark verletzt, und morgen um diese Zeit wahrscheinlich alles schon — überstanden." Der Verwundete seufzte tief, als er diesen Ausspruch vernahm, doch faßte er sich gleich wieder, wandte das Haupt mühsam nach seinem Officier hin, und sagte:

„Glauben Sie nicht etwa, Herr Fähnrich, daß ich, wie eine Memme, bloß vor dem Tode mich scheue. Wäre Feigherzigkeit mein Erbübel, so hätte ich ganz vom Soldatenstande wegbleiben können, zu dem ich freywillig mich begab. Auch kommt mir jener Knochenmann nicht jetzt zum ersten Mahle nahe. In der Schlacht bey Hochkirchen traf mich ein Schuß in den Unterleib; der Wundarzt sprach mir geradezu das Leben ab, und ich antwortete ihm lächelnd: Meinetwegen! Doch

damahls war ich noch weder Ehemann noch Vater. Jetzt sehen Sie dorthin, und gestehen Sie mir: daß so ein Umstand den Abschied aus der Welt ein wenig schwer machen kann!"

Er zeigte bey diesen Worten auf ein junges, ziemlich hübsches Weib, das unfern von seinem Lager auf einer Bank saß, und keiner Sylbe mächtig, in Thränen fast zerfloß. Ein Knabe von sechzehn bis siebenzehn Monaethen kroch zu ihren Füßen auf dem Boden herum, und spielte mit sich selbst; ein zweytes Kind, kaum sechs Wochen alt, schlief an ihrem Busen, und fühlte nichts von dem bittern Schmerze, womit die Mutter es anstarrte. Schon dieser Anblick war rührend genug; doch als vollends die Frau jetzt plötzlich aus ihrer Betäubung zu erwachen schien, als sie zu dem Wundarzte, der schon von ihrem Manne zu einem andern Hülfsbedürftigen sich wenden wollte, hinflog, zu seinen Füßen sich niederwarf, seine Kniee umarmte, und ihn, so inbrünstig, als ob er ein Schutzheiliger wäre, beschwur; nur ja noch ihren Gatten ihr zu erhalten; da erschütterte Heimburg ein solches Schauspiel im Innersten seiner Seele. Auch er nahte sich jetzt dem Chyrurgus; auch er half dem armen Weibe bitten, und versprach funfzehn Ducaten — das heißt mit andern Worten, alles was er in seiner Börse hatte! — gern hinzugeben, wenn hier noch Hülfe zu schaffen wäre. Der Wundarzt, bey seiner vieljährigen Erfahrung in Spitälern, an Auftritte dieser Art schon gewöhnter, blieb bey seiner Gelassenheit. Nachdem er sich von der Bittenden mühsam los gemacht, stieß er auch sanft, doch ernst, die ihm dargebothene Börse mit den Worten zurück: „Ich nähme sie gern; aber

es wäre sündlich, mit Hoffnung zu schmeicheln, wo keine mehr ist. Wenn ich Lungen ergänzen könnte — wahrlich, dann wollte ich nicht erst im Felde mich quälen; dann wollte ich manchem Reichsfürsten sein Fürstenthum feil machen!"

Er entfernte sich hier, und so sehr Heimburgen im ersten Augenblicke diese Kaltblütigkeit verdroß, so sehr fühlte er doch auch in der zweyten Minute schon, daß der Mann Recht habe. Er suchte daher bloß die junge Frau und den Verwundeten zu trösten, so gut er konnte. Bey der Erstern verfing nichts; bey dem Letztern hingegen, der ohnedieß gelassen genug sein Schicksal trug, brachte das Versprechen: „daß Heimburg sich seiner Kinder annehmen, daß er sie wenigstens vor Mangel und Nothdurft schützen wolle; — ein heiteres zufriedenes Lächeln hervor. Jede Spur des Schmerzens, jedes Vorgefühl des sich schon nahenden Todes verschwand aus den Gesichtszügen des Leidenden. Er drückte und küßte die Hand seines Officiers; er dankte ihm wohl tausendfältig für diese gütige Zusage; er ermahnte seine Gattinn, nun auch ihre Thränen, wenn nicht ganz zu trocknen, doch zu mindern; und er behielt bis zur Minute seines Todes — der gegen Mitternacht erfolgte — eine Gelassenheit bey, die selbst der Geistliche, der ihm Trost zuzusprechen kam, und diese Mühe ganz unnöthig fand, für musterhaft erklärte.

Erst am andern Morgen sah Heimburg ein, wie viel er eigentlich übernommen habe. Ihm lag nun ob, für zwey Kinder und auch gewisser Maßen für die Mutter selbst zu sorgen. Dieß war keine ganz leichte Pflicht für einen jungen Fähnrich, der vom Hause her nur einen sehr mäßigen Zuschuß erhielt, und solchen, seinem

Alter, seinem Stande und Umgange nach, zu ganz andern Endzwecken, als zu guten Werken anzulegen pflegte. Doch war er fest entschlossen, Wort zu halten. Für alle drey hülfsbedürftige Wesen setzte er ein wöchentliches Nahrungsgeld aus. Es war freylich nicht groß, doch genügend; und bald nachher minderten Zufälligkeiten diesen Aufwand. Das jüngste jener beyden Kinder starb sechs Wochen nach des Vaters Tode; und die Witwe, die Anfangs so untröstlich geschienen hatte, machte es doch nach Weiberweise; das heißt: sie ergab sich bald gelassen in den göttlichen Rathschluß, und heirathete im fünften Monathe wieder.

Bloß der älteste Sohn blieb daher noch der Unterstützung bedürftig, und Heimburg that für ihn alles, was sich thun ließ. Denn nicht nur, daß er dessen Stiefvater und dessen eigener Mutter Kostgeld und Kleidung für ihn einige Jahre bezahlte, sondern, als der Knabe sieben oder acht Jahre alt seyn mochte, als Heimburg spürte, daß der kleine Anton (so hieß er) Trotz des Kostgeldes im mütterlichen Hause es nicht ganz gut habe, und die Stiefgeschwister, die sich indessen eingefunden, ihm oft vorgezogen würden, nahm er ihn dort ganz weg, und gab ihn zu zwey ältlichen kinderlosen Leuten in Erziehung, wo er sich oft mit eigenen Augen überzeugte, daß er wohl aufgehoben sey. Seine Absicht war, ihn im dreyzehnten oder vierzehnten Jahre zu einem Künstler oder anständigen Handwerker in die Lehre zu bringen. Dem gemäß war auch die Unterweisung eingerichtet, die er in der Schule ihm ertheilen ließ; Lesen, Schreiben, Rechnen, alle Anfangsgründe gemeinnütziger Kenntnisse wurden ihm beygebracht. Heimburg that in diesem Puncte unend-

lich mehr an seinem Zöglinge, als mancher steinreiche adelige Wollüstling an den Sprößlingen seiner verbothenen Liebe; — that sogar mehr, als ihm der Knabe selbst verdankte!

Denn sonderbar! wiewohl Anton wirklich ein herzensguter Bursch war, wiewohl er alles lernte, was man ihm aufgab — eigentliche Lust und Liebe zeigte er doch zu keinem einzigen Geschäfte; der Soldat steckte ihm gleichsam von Jugend auf schon im Blute. Mit Pallasch und Patrontaschen spielte er, sobald er nur einen Augenblick frey bekam; Exercieren lernte er vom Zusehen. Umsonst ließ Heimburg, der seines Standes längst satt war, manches abrathende Wort fallen; umsonst versicherte ihm sein Erzieher bald freundlich, bald ernst: daß kein Brot saurer, knapper und unsicherer sey, als das Brot des Krieges; Anton blieb doch immer dabey, er wolle werden, was sein Vater gewesen sey. — Endlich, als er des Lärmens allzu viel machte, ward Heimburg, der es indessen bis zum Hauptmanne hinauf gebracht hatte, ungeduldig, und ließ ihn im funfzehnten Jahre bey seiner Compagnie als — Trommelschläger eintreten.

Wohl möglich, daß Manchem dieses Verfahren seltsam vorkam! Warum gerade als Trommelschläger? konnte man fragen. Doch nicht gerechnet, daß wirklich damahls der Bursch noch sehr klein war, so suchte auch Heimburg absichtlich, ihm diesen Stand zu verleiden. — „Wenn ihm," dachte er bey sich selbst, „das Trommeln mißfällt, so gibt er vielleicht gute Worte, um wieder los zu kommen; und ich bringe ihn dann, immer noch zeitig genug, in eine bessere Laufbahn. Oder bleibt er auf seinem kriegerischen Sinne —

je nun, so laß ich ihn in einem oder zwey Jahren als Soldat einrücken, befördere ihn in Kurzem zum Unterofficier, und überlasse es dann dem Schicksale, was es aus ihm machen will."

Gut gemeint und vortrefflich in seiner Art war dieser Plan; nur Schade, daß der Jüngling ihn durchaus von einer andern Seite betrachtete und betrachten mußte. Weil sein bisheriger Wohlthäter sich von nun an wenig mehr um ihn zu bekümmern schien, so glaubte er sich auch so gut als vergessen zu seyn. Da er nach und nach ziemlich heran wuchs; da bald darauf der so genannte bayerische Rummel *) anging; da die Armeen in's Feld rückten, mancher neue Rekrut geworben ward, und Anton — immer noch trommeln mußte, so dachte er endlich, es geschähe ihm ein gewaltiges Unrecht; und eines Morgens, als gerade der Hauptmann eine Stunde später nach ihm schicken, und ihm ankündigen wollte: daß er des andern Tages Soldatenuniform anlegen sollte, kam der Feldwebel, gehorsamst zu melden: daß diese Nacht drey Leute von seiner Compagnie, und mit ihnen auch der Tambour Anton S. durchgegangen wäre.

Diese Nachricht verdroß Heimburg gewaltig. Er fand so viel Sinnloses, so viel Undankbares in diesem Durchgehen. Es kränkte ihn, seinen ganzen Entwurf vereitelt zu sehen, seine ganzen Wohlthaten so schlecht angewandt zu haben; er schwur hoch und

*) So nennt man in österreichischen Ländern den kleinen Krieg, der 1778 wegen der bayerischen Erbfolge entstand, und durch einen Feldzug ohne Schlacht geendet ward.

theuer, nun keines Menſchen mehr ſich anzunehmen. Er war einige Tage hindurch, wie man zu ſagen pflegt, mit Gott, aller Welt — und am meiſten mit ſich ſelbſt entzweyet. Er betheuerte auch wohl oft, mit Vergnügen hundert Ducaten und mehr dafür hinzugeben, wenn Herr Anton noch eingehohlt und aufgeknüpft werden könnte. Doch alles dieß waren leere Worte, und ein fruchtloſer Ärger.

Sechs oder ſieben Tage ſpäter erhielt Heimburg Befehl, mit ſeiner Compagnie einen Zug mit Lebensmitteln und Kriegsvorrath zu bedecken, der nach der Feſtung K— z abgeſchickt wurde. Eigentlich ward ihm dieſer Auftrag nur durch einen Zufall zu Theil, denn ein anderer Hauptmann von eben dem Regimente war ſchon dazu beſtimmt geweſen, aber des Abends vorher plötzlich krank geworden. Viel Bedenkliches fand ſich auch dem Anſcheine nach, bey dieſem Geſchäfte nicht. Der Weg bis dorthin galt für ſicher. Preußiſche Truppen hatten zwar ſchon in dieſen Gegenden geſtreift, doch immer noch wenigſtens ein Paar Meilen weit ſich zurückgehalten; daß ſie gerade heute ſich tiefer hinein wagen ſollten, war ganz unwahrſcheinlich, und — geſchah doch. Irgend ein Kundſchafter mochte dieſes heutige Vorhaben verrathen haben. Als der Hauptmann mit ſeinem Troſſe und ſeiner Mannſchaft mitten in einem kleinen Gehölze ſich befand, brachen von allen Seiten her drey oder vierthalb hundert verſteckt gelegene feindliche Reiter hervor, und riefen ihm zu: ſich zu ergeben, oder zu ſterben.

Heimburg hatte das Herz am rechten Orte; er formte ſeinen Trupp, ſo gut er konnte, und bereitete ſich zum Widerſtande. Doch die Übermacht auf jener Seite

war

war zu groß, und der Schrecken auf dieſer war es nicht minder. Das kleine Viereck ward bald geſprengt; was fliehen konnte, floh; die Zurückgebliebenen wurden meiſten Theils niedergehauen.

Auch unſern Hauptmann, als er nicht nur ſeinen Leuten zurief, Stand zu halten, ſondern auch ſich ſelbſt auf's tapferſte wehrte, traf ein Hieb über den Kopf, daß er taumelte; der Hut, der den Streich noch unſchädlich gemacht, fiel herab; und der preußiſche Huſar hohlte bereits von Neuem aus, ihm den Kopf zu ſpalten, als pfeilſchnell ein anderer Huſar heran geſprengt kam, und von Weitem ſchon ausrief: „Halt ein Kamerad! um Gottes willen halt ein! Es iſt mein Hauptmann!" — „Nun, ſo bitte er um Pardon, oder —!"

Gezückt ſchwebte noch immer der Säbel über Heimburgs Haupt. Daß dieſer nun allerdings Pardon begehrte, und ſeinen Degen hingab, kann man ſich denken. Doch kaum war dieß geſchehen, ſo ſah er ſich auch raſch nach jener Stimme um, die ſelbſt in der Todesgefahr ihm auffallend bekannt geklungen hatte. Er ſtaunte nicht wenig, denn er erkannte in dieſem preußiſchen Huſaren — ſeinen entlaufenen Tambour. Zu unterſuchen, wie dieſer jetzt hierher, in dieſe Uniform, und gleichſam als ſein Schutzengel herkomme, war freylich weder Ort noch Zeit. Der Feind hatte nichts Dringenderes zu thun, als ſeine Beute davon zu bringen. Heimburg, bald im Anfange des Gefechtes an der linken Achſel, wiewohl ziemlich leicht verwundet, ward auf einen der erbeuteten Wagen geworfen. Noch zwölf oder funfzehn ſeiner Leute — die

Meiſten waren entwichen oder getödtet — hatten gleiches Geſchick. Es ging dann, wie im Fluge auf und davon. Binnen wenigen Stunden waren ſie ſchon wieder hinter den preußiſchen Vorpoſten, in einem kleinen ſchleſiſchen Städtchen.

Oft hatte Heimburg unter Weges gezweifelt, ob er auch vorhin recht gehört und geſehen habe? denn faſt allzu romantiſch dünkte ihm dieſes Ereigniß. Doch ſelbſt ſein letzter Zweifel verſchwand, als er in's Nachtquartier kam. Denn kaum war er hier abgeſtiegen, ſo erſchien Anton, warf ſich, ſo wie er eintrat, zu den Füßen ſeines ehemahligen Wohlthäters, und bath ihn, ſeines Entweichens halber, um Verzeihung. Daß ihm dieſe unter ſolchen Umſtänden nicht verweigert ward, kann man leicht erachten; und er erzählte nun umſtändlich ſeine Geſchichte. Drey Tage und Nächte hatte er und ſeine Fluchtgefährten mühſelig in den böhmiſchen Wäldern ſich verkriechen und hungern müſſen, um endlich durchzukommen. Erſt ſeit vorgeſtern war er preußiſcher Huſar. Auch dabey hatten glückliche Zufälligkeiten obgewaltet. Das B*ſche Regiment, wozu er nun gehörte, nahm ſonſt Überläufer ſelten an. Bey dieſem Burſchen hatte der Oberſt ſeines offenen Geſichtes wegen eine Ausnahme gemacht. Die andern drey Flüchtlinge waren an ein Freycorps gewieſen worden. Selbſt zum heutigen Streifzuge war er außer der Ordnung gekommen, weil man bey ihm Kenntniß der Gegend vermuthete. — Er ſchloß mit der Verſicherung: daß er nun bereit ſey, im nächſten Scharmützel ſein Leben mit Freuden aufzuopfern, weil er doch jetzt gewiß ſeyn könne, wenigſtens ein Mahl in dieſem Leben etwas Gutes bewirkt zu haben.

Heimburgs Empfindungen bey dieſer kunſtloſen Erzählung laſſen ziemlich leicht ſich denken, deſto unmöglicher ſich darſtellen. Daß er hier offenbar Spuren eines höhern Schutzes zu erkennen glaubte; daß er ſich jenes Mißmuthes über Antons Entweichung nun innig ſchämte, daß er ſich überflüſſig belohnt für ſeine Mildthätigkeit fühlte — alles dieß war ſehr natürlich. Da er bey ſeiner Gefangennehmung nicht geplündert worden war, ſo both er jetzt ſeinem Erretter Uhr und Börſe dringend an; doch Anton weigerte ſich deſſen ſo ernſtlich, daß Heimburg endlich nachgeben mußte; er that es mit dem Vorſatze, ſpäter dieſe Belohnung nachzuhohlen.

Des andern Morgens ward er, nebſt den andern Gefangenen, tiefer in's Land abgeführt. Mit tauſend Thränen nahm Anton nun von ihm Abſchied; nahm ihn vielleicht auf lebenslang; auch des Hauptmanns Augen blieben nicht trocken. Als er nach einigen Monathen durch den Frieden ausgewechſelt ward, und wieder in's Vaterland kam, war eines ſeiner erſten Geſchäfte, daß er unmittelbar an den preußiſchen General B — g ſelbſt ſchrieb; ſich erkundigte, ob Anton noch lebe; auf dieſen letztern Fall hundert Ducaten für ihn beyſchloß, den ganzen Vorfall erzählte, und eine Art von Vorbitte, daß man dieſen redlichen Burſchen gütig behandle, einlegte. Die Antwort des Generals kam bald, und war verbindlich. Er meldete dem Hauptmanne nicht nur ſeines ehemahligen Zöglings Leben und Wohlverhalten, ſondern auch deſſen Beförderung zum Unterofficier. „Die hundert Ducaten," ſchloß er, „habe man für ihn ſicher angelegt; vielleicht könne er ſie einſt zur Equipage nü-

ßen." — Eine Prophezeyung, die nach einigen Jahren wirklich in Erfüllung gegangen seyn soll! Noch beym Anfange des französischen Revolutionskrieges wollen den redlichen Anton zwey seiner ehemahligen Kameraden als Pr—Rittmeister, doch unter geänderten Nahmen wieder gesehen haben.

Anecdote vom Grafen Neiperg.

Graf Neiperg, der zuletzt als k. k. Hofkriegsraths-präsident starb, ist zwar in Österreichs Geschichte weder als glücklicher Negociateur, noch als siegreicher Feldherr berühmt; auch ist mir von seinem Charakter wenig oder nichts bekannt; aber ein einziger Zug desselben, mir von einem Augenzeugen*) erzählt, hat mich durch das Einfachedle, das in ihm liegt, so gerührt, daß mich dünkt, er sey des Aufbehaltens werth.

Bald nach dem Frieden von 1763 ward im Apartement der Kaiserinn-Königinn etwas gesprochen, was eben diesen geendeten siebenjährigen Krieg betraf. Graf Neiperg stand unweit der Monarchinn, und sprach nicht mit; aber es traten ihm plötzlich Thränen in die Augen, und indem er sich wegwenden wollte, bemerkte es Maria Theresia, und fragte ihn verwundernd: was ihm fehle? — „Eigentlich jetzt nichts, Ew. Majestät. Aber ich gestehe: ich kann fast nie von diesem

*) Und zwar von einem der edelsten Menschen, die ich jemahls kannte; von einem Manne, der über Erhabenheit der Seele sicher richten kann, weil er sie selbst in einem so hohen Grade besitzt.

Kriege ohne eine wehmüthige Empfindung reden hören!" — Und warum denn das? — „Weil ich mich immer als deſſen, wiewohl unſchuldige Urſache betrachte." — „Er ſich? Wie iſt das möglich?" — „Doch, Ew. Majeſtät! denn hätte ich das Treffen bey Molwitz nicht verloren, ſo wäre es wahrſcheinlich nie zu dieſem letztern Kriege gekommen!"

Vielleicht dünkt dieß Manchem auf den erſten Blick nur geringfügig zu ſeyn. Aber ein ſolches Geſtändniß, noch nach faſt zwanzig Jahren, ſeiner Monarchinn abzulegen, es unaufgefordert, und überdieß in Gegenwart eines ganzen Hofes, vor ſo vielen Zeugen zu thun, unter denen gewiß ein größerer Theil ſehr ernſt jeden Fehler zu ſchätzen, doch kaum ein feines Gefühl zu würdigen verſtand, — wahrlich ein einziger Zug dieſer Art charakteriſirt eine mehr als gewöhnliche Seele.

Eine kleine Geistergeschichte mehr!

Buchstäblich wahr.

Welche mächtige Schöpfungskraft die menschliche Fantasie dann besitzt, wenn Leidenschaften auf sie wirken, dieß weiß wahrscheinlich aus dem Kreis seiner eigenen Erfahrung jeder, dessen Jugend nicht allzu sorglos denkt, oder dessen Blut nicht allzu frostig rollt. Eines nur ist hierbey schlimm, sehr schlimm! Diese mächtige Zauberinn ist bey aller ihrer Gewalt dann unthätig oder unwillig, wenn sie dem Betrübten Bilder des Trostes liefern soll; immer bringt sie nur Wesen hervor, die seinen Gram noch vermehren. Oft verkörpert sie sogar ihre Ideen; und wirkt gewaltsam auf Gesundheit und Leben desjenigen, der die leichte Kunst versteht, sein Selbstquäler zu werden. Nirgends findet dieß häufiger statt, als beym weiblichen Geschlecht. Fühlt dasselbige zumahl Liebe; wird diese Liebe unglücklich oder zweifelhaft; o dann — dann zittert das schwärmerische Mädchen gewiß zehn Mahl öfter vor ihren Gedanken, als vor einer wirklichen Gefahr. Jedes rauschende Blatt, jedes knisternde Bretchen ist ihr dann ein Bothe des Schreckens; und oft bildet sie sich

Wesen aus der Geisterwelt, weil sie doch bey den irdischen keinen Trost weiter zu finden hofft. — Dieß ungefähr war das Resultat meiner Empfindung, als einer meiner Freunde mir vor Kurzem ein Geschichtchen erzählte, das äußerst einfach, und doch, wie mich dünkt, des Aufbehaltens würdig war; nicht weil ein Geist darin vorkommt, sondern weil es einen Beweis mehr von der Schädlichkeit solcher personifizirten Ideen abgibt!

In einer ziemlich ansehnlichen Stadt des fr— Kreises lebte vor wenig Jahren ein junger rechtschaffener Mann, der einzige Sohn bemittelter Ältern. Sein Vater war Rathsmann und Lederhändler. Dieß letztere Gewerbe, das viel Betriebsamkeit und oft auch beträchtlichen Vorschuß erforderte, sollte der Sohn einst nicht nur fortsetzen, sondern auch erweitern; um dieß möglich zu machen, sahen sich seine Ältern schon geraume Zeit nach einer reichen Gehülfinn für ihn um; manches Mädchen kam in Vorschlag, aber sie zauderten und wählten, und zweifelten so lange, bis ein unerwarteter Vorfall ihre ganze Hoffnung vereitelte. — Wilhelm, so hieß der Jüngling, war mit einem Mädchen aus der Nachbarschaft aufgewachsen, die von einer feinen körperlichen Gestalt, weichem gefühlvollen Herzen, untadelhafter Aufführung, auch eines braven Bürgers Tochter, aber vaterlos und arm war. Von erster Jugend an, schon auf der Schulbank, wo sie neben einander saßen, hatten sich Beyde lieb gewonnen; doch niemand achtete darauf; denn man hielt für einen bloßen Scherz, was sie sehr ernstlich meinten. Jetzt als der Jüngling Mann geworden war, als seine Geliebte auch ihre Mutter eingebüßt hatte, und er so halb und

halb die eigennützigen Plane ſeiner Ältern merkte, jetzt wagte er ſich endlich mit der Bitte hervor: Käthchen Bellmann heirathen zu dürfen. Er hatte die Zeit, wie er glaubte, ſchlau gewählt; denn es war gerade an ſeinem Geburtstag, als er darum bath; er that es auch mit den wärmſten, demüthigſten Ausdrücken. Aber die Antwort fiel aus, wie — man es erwarten konnte. Die Mutter ſchimpfte, der Vater tobte; Beyde ſchlugen es ihm rund ab, und unterſagten ihm endlich aufs ſtrengſte, unter Bedrohung ihres Unſegens, allen Umgang mit dieſer Betteldirne; denn ſo ſchalten ſie das arme ſchuldloſe Mädchen!

Wilhelm war ein guter Menſch, und wollte gar zu gern auch ein guter Sohn ſeyn. Die Härte ſeiner Ältern dünkte ihm zwar das zu ſeyn, was ſie wirklich war — ungerecht! Dennoch hätte er gern ihrem Befehle nachgelebt, und wollte es verſuchen, ob er nicht ſeinem Käthchen entſagen könne. Er hielt ſich ſechs bis ſieben Wochen ſtets in Entfernung von ihr, ſtets zu Hauſe: aber gerade in dieſer ſeiner Einſamkeit nagte heimlich der Gram deſto ſtärker am Herzen dieſes Unglücklichen, und gewann endlich einen ſchädlichen Einfluß auf ſeine Geſundheit. Die Röthe ſeiner Wangen verblich; Mattigkeit und Hüſteln folgten einer langen Schlafloſigkeit nach. Die Abzehrung ſtellte ſich mit unverkennbaren Merkmahlen ein. Auch jetzt wollten ſeine Ältern anfänglich nichts ſehen, und im Verfolg nicht daran glauben. Zeit und Jugend, dachten ſie, wird ſchon alles wieder beſſern! Doch Zeit und Jugend verſchlimmerten hier vielmehr alles. Ein gewiſſenhafter ziemlich ſpät gerufener Arzt erklärte ihnen nach einigen fruchtlos verſuchten Mitteln gerade zu: „Ihr Sohn

leide an einer Gemüthskrankheit, wogegen seine Kunst kein Mittel kenne. Auch mit dem einzigen habe man vielleicht allzu lange gezaudert!" — Dieser Ausspruch, noch von zwey andern, auch befragten Doctoren unterstützt, war ein Donnerschlag für die beyden Alten. Jetzt bereuten sie freylich ihre bisherige Härte mit Thränen und Klagen; jetzt hätten sie gern alles Mögliche, und auch wohl das Unmögliche obendrein versucht, um nur den einzigen Sohn und Erben zu retten; jetzt versprachen sie ihm sofort die Gewährung seiner Neigung; nahmen, um ja jeden noch übrigen Zweifel zu zerstreuen, das vorher geschimpfte, verachtete Mädchen mit tausend Liebkosungen ins Haus, verlobten sie feyerlichst mit ihm; und beschwuren ihn bey dieser Verlobung, sich nur mit seiner Besserung — als stände dieß in seiner Macht! — zu eilen, damit die Hochzeit auch bald und noch feyerlicher vor sich gehen könne.

In dieser Arzney lag allerdings vielfältige und fast wunderthätige Kraft. Einige Tage hindurch schien sie alles bisherige Übel wieder gut zu machen. Der arme abgemattete Jüngling gewann, wie ihm däuchte, wieder neue Stärke. Schlaf und Heiterkeit kehrten auf ein Weilchen zurück. Die Wange schien wieder etwas röther und voller zu werden; und die Ärzte sprachen von vielleicht! — doch bald sah man leider jenen ersten Ausspruch, daß man zu lange damit gezögert habe, in Erfüllung gehen. Bald enthüllte sich, daß diese anscheinende Besserung nur gewesen sey, was zuweilen ein Paar warme Tage im November-Monath sind. Sie thun uns so wohl, aber sie verfliegen auch so schnell, und der Winter rückt dann noch härter und noch fühlbarer heran. — Die Krankheit des jungen Mann[u]gewann plötzlich

wieder das vorige Übergewicht. Alle noch so sorgfältige Wartung von den Händen seines geliebten Mädchens blieb fruchtlos. Wilhelm dankte ihr oft mit dem Lächeln der innigsten Zufriedenheit dafür; doch die Abzehrung wich keines Weges. Weder die Thräne der Ältern, noch die verhehltere Thräne der Braut rührte den unerbittlichen Tod. Der Jüngling starb in Katharinens Armen. Noch den Tag zuvor hatten ihm Vater und Mutter die Hände darauf geben müssen, daß seine Geliebte auch nach seinem Tode als Tochter im Hause betrachtet werden solle. Sein Auge hing noch an ihr, als es schon halb gebrochen war, und verlosch dann plötzlich.

Man kann sich denken, wie viel das gute weiche Geschöpf am Sterbebette und an der Bahre ihres Bräutigams litt. Der schönsten Aussicht von belohnter Liebe und häuslicher Glückseligkeit so nahe zu seyn, und doch ihrer beraubt zu werden, — dieß schmerzt mehr, als wenn man niemahls zu hoffen berechtigt war. Indeß ehrten Wilhelms Ältern wenigstens die Bitten ihres verstorbenen Sohnes. Als die Verlobte, gleichsam verwitwete Braut ward Catharina beym Leichenbegängniß im Leide geführt; bey der Heimkunft umarmten sie Vater und Mutter mit tausend Thränen, und erneuten vor vielen Zeugen das Versprechen: daß sie von nun an das einzige Kind ihnen bleiben solle. Vor Mangel war sie hinlänglich geborgen; aber getröstet konnte sich freylich ihr Herz nicht fühlen.

Das Haus ihrer neuen Ältern hatte einen geräumigen Baum und Küchengarten. Ans Ende desselben stieß ein ziemlich großer Weiher oder Teich. Die Hausmutter trug dem Mädchen, als es schon zu däm-

mern anfing, auf, hinunter zu gehen, und von den hinterſten Beeten einige Suppenkräuter herauf zu hohlen. Käthchen war willig dazu; ging, blieb ein wenig lange unten, brachte aber doch endlich das Begehrte, reichte es hin, und ſagte: „Hier, Mutter, ſind die „Kräuter! Gebe Gott, daß ſie euch wohl ſchmecken! „aber mit mir iſt es nun aus, ich muß mich auch hin„legen und ſterben.“ Die Alte, durch dieſe ſonderbaren Worte erſchreckt, ſah dem Mädchen genauer ins Geſicht, und erſchrack noch mehr. Sie war zwar ſchon den ganzen Tag von Gram und Weinen blaß geweſen, doch jetzt ſah ſie aus, wie eine neu getünchte Wand. Man führte ſie auf ihr Bette; man ſtrich ſie mit ſtärkenden Waſſern an, und fragte ſie, nachdem ſie ſich wieder ein wenig erhohlt hatte, wohl hundert Mahl; was ihr denn eigentlich fehle?

„Ach, daß mir viel fehlt, antwortete ſie mit ſchmerzhaftem Lächeln, wißt ihr ja wohl. Doch in wenigen Tagen, hoffe ich, ſoll alles beſſer gehen. Das hat mir ſo eben eine Perſon verſprochen, die mich nicht belügen kann! — Ich ging in den Garten hinunter, wie mir befohlen worden; pflückte die Kräuter; dachte jedoch immer dabey an meinen ſeligen Wilhelm, und weinte bitterlich. Plötzlich hörte ich nicht weit von mir ein kleines Geräuſch; blickte, vielleicht ein wenig erſchrocken auf, ſah gegen den Weiher hin, und erblickte jenſeits desſelben eine ſchmahle, lange, weiße Geſtalt. Indem ich genauer hinſchauen wollte, ſchritt eben dieſelbe mit einem ungeheuer großen Schritte über den ganzen Weiher hinweg, ſtand vor mir — und war — mein Wilhelm. Vielleicht hätte ich vor Erſtaunen laut aufgeſchrieen, ſo lieb mir auch dieſe Geſtalt iſt; aber

er faßte mich, eh' ich noch eines Wortes mächtig ward, bey der Hand und sagte: Käthchen, weine nicht! Es ist noch um fünf kurze Tage zu thun, dann folgst du mir nach. Er faßte mich so leise, und verschwand im Augenblick wieder. Aber ich fühle und weiß es: Er hält Wort! Er hohlt mich in der bestimmten Zeit zu sich!

Man gab sich alle mögliche Mühe, die ganze Erscheinung ihr auszureden; aber sie blieb dabey: Sie habe ihn gesehen, gehört und gefühlt! Etwas kalt sey seine Hand, aber eine himmlische Heiterkeit über sein Antlitz verbreitet gewesen. Übrigens ganz ihr voriger Wilhelm, und wieder so jung und schön, als er vor seiner letzten Krankheit ausgesehen habe." — Da sie so oft wiederhohlte, daß sie von diesem Lager nicht mehr aufstehen werde, so hohlte man Arzt und Beichtvater zu ihr; jenen, ohne daß sie es begehrte; diesen, weil sie es haben wollte. Der erstere erklärte, daß sie in einem leichten Fieber sich befinde, welches aus tausend andern Ursachen herzuleiten, und wahrscheinlich auch bald zu heben sey, wenn sie nur gehörig sich verhalten wolle. Der zweyte, ein verständiger Mann, der sein Amt nicht zur Täuschung mißbrauchte, ließ es weder an Zuspruch und Trost, noch auch an Widerlegung fehlen. Doch sie blieb fest auf ihrer Meinung, nahm die Arzneyen zwar willig, aber bereitete sich stets dabey zu ihrem Ende. Am Abend des vierten Tages ward sie ernstlicher krank; am fünften starb sie.

Als diese Geschichte in der Stadt und in der Gegend umher bekannt ward, fand der gemeine Haufe sie gewaltig wunderbar. Auch Vornehmere wunderten sich über den Geist und seine sogar pünctlich eingetroffene Vorherverkündigung. Nur einige Klügere schwiegen

bedächtlich, und etwas unbedächtig war eben derjenige Freund, dem ich schon erwähnter Maßen diese ganze Geschichte verdanke, der Einzige, der laut dagegen sprach. Geistererscheinungen standen überhaupt bey ihm in keiner großen Achtung; doch bey dieser traf es sich noch von ungefähr, daß er gerade in der Nacht von Wilhelms angeblicher Wiederkunft unter Weges, auf einer offenen Postchaise sich befunden hatte, und sich genau darauf besann: es sey eine mondenhelle, doch etwas wolkige Nacht gewesen. — „Was ist wohl natürlicher, schrie er daher auf; indem er einige Minuten nachgedacht hatte, als diese ganze Geschichte? Es war Dämmerung, sagt ihr, als das Mädchen herab ging; setzt noch hinzu, daß gerade damahls eine Wolke vor dem Monde stand, und das ganze Räthsel ist nun gelöst! Käthchen brach Kräuter und weinte dazu. Irgend ein Lüftchen machte das erste Geräusch. Das sich bückende Mädchen sah schon mit halber Besorgniß empor. Ein durch die Wolken brechender, etwas unstäter Lichtstrahl fiel jenseits des Teiches hin, und machte durch den Wiederschein in ihren schimmernden, thränenvollen Augen nothwendig eine zitternde Empfindung. Sie sah also etwas, ohne recht zu wissen, was; und indem sie erst recht nachsehen wollte, wich, oder änderte sich die Wolke vor dem Monde. Auch dießseits des Teiches ward es nun lichter. Dieß galt ihr für eine Gestalt, die über den Weiher schritt. Alles übrige war ihrer erregten Einbildungskraft zu vollenden so leicht! daß eine Weissagung, die sie sich selbst gestellt hatte, und woran sie so hartnäckig glaubte, nachher auch richtig eintraf, war noch begreiflicher, als alles Bisherige. Ihr Körper war durch vorheriges Leiden geschwächt genug, und ihre

Krankheit ging fortan ganz den Gang eines gewöhnlichen Fiebers. Zu bedauern ist ein so sanftes, unschuldiges Schlachtopfer der schwärmerischen Liebe und einer aufgestörten Fantasie allerdings. Doch dieß Ereigniß anzustaunen, oder wohl gar: Seht da einmahl eine wahre Geistererscheinung! auszurufen, hat man wahrlich keinen Grund."

So urtheilte mein Freund, und hat wenigstens nicht Ursache zu klagen, daß seine Rede ohne Wirkung geblieben sey. Denn bey dem größern Haufen galt er von Stund an für — einen Freygeist; und selbst von denjenigen, die im Herzen vielleicht seiner Meinung beypflichteten, waren ein Paar ehrlich genug, bey einer nachmahligen Amtsbewerbung, wo sie zusammen wetteiferten, die Freymüthigkeit des Gespenster-Feindes zum bösen Leumund zu nützen, und den orthodoxen Präsidenten zu überreden: Der Mann, der keine Geister dulden wolle, sey auch in keinem irdischen Amte zu dulden.

Der Urſprung der ſchwarzen Kamaſchen.

Anecdote und Anfrage.

In den Denkwürdigkeiten aus dem Leben des de la Motte Fouqué — jenes berühmten preußiſchen Generals, auch jedem Öſterreicher durch Laudons Sieg bey Landshut (1760 den 23. Juny.) unvergeßlich bleiben ſollte, ſteht nebſt mehreren auch folgende drolligte Anecdote.

„Fouqué ſtand 1742 mit ſeinem Grenadierbataillon zu Kremſir in Mähren, und hatte unter andern allda auf der Mauer, unweit der Wohnung eines Geiſtlichen, eine Schildwache ausgeſtellt. Dieſer, beunruhigt durch das öftere Wer da? welches die Schildwache alle Viertelſtunde wiederhohlte, gerieth auf den Einfall, den Soldaten von dieſem Poſten, und zwar in der Geſtalt des Teufels, wegzuſchrecken. In einer ſolchen Verkleidung, mit Hörnern, Klauen, Schwanz und eine Miſtgabel verſehen, erſchien er des Nachts der Schildwache. Zum Unglücke wünſchte der Grenadier mit dieſem Teufel genauer bekannt zu werden, und hielt ſich zurück, bis das Geſpenſt immer näher kam, ihm ſeine dreyzackigte Gabel vorhielt, und mit fürchterlicher Stimme den Tod drohte. Der Erfolg

folg war, daß der falsche Satan vom Grenadier mit Hülfe einiger in der Nähe befindlichen Kameraden ergriffen, auf den nächsten Wachposten gebracht, und den andern Morgen in seiner höllischen Kleidung durch die ganze Stadt nach der Hauptwache geführt wurde. Die Geistlichkeit, wohl einsehend, daß dieser unbesonnene Mensch, durch seine unanständige Verkleidung, nicht nur gegen seinen Stand, sondern auch gegen die Garnison sich vergangen habe, bath den Obersten Fouque' um seine Loslassung und erboth sich dagegen zu einer beträchtlichen Geldstrafe. Fouque' nahm hier Gelegenheit für seine Grenadiere zu sorgen, die damahls noch weiße Kamaschen trugen, und bey den gehabten Strapazen eine neue Fußbekleidung bedurften. Er ließ die erforderlichen Kosten zur Anschaffung schwarzer Kamaschen für die Garnison berechnen, die ungefähr auf hundert Ducaten sich beliefen; diese wurden von der Geistlichkeit bezahlt. Der arme Geistliche mußte im Kloster büßen, und die Grenadiers erhielten schwarze Kamaschen, die ihnen nachher auf ihren Märschen sehr zu statten kamen."

„Jedermann fand diesen Vorgang lustig. Die Soldaten verdankten scherzweise die Bekleidung ihrer Füße der Sorgfalt des Teufels von Kremsir, und der König fand Fouque's Einfall wegen der schwarzen Kamaschen nützlich: denn er beschloß sie bey der ganzen Armee einzuführen."

Diese Anecdote, wenn sie anders wahr ist, — und wenn sie es nicht seyn sollte, verdient sie Widerlegung! — ist allerdings drolligt. Aber eine andere

dahin einſchlagende Frage wäre es: hatte wirklich vor 1742 noch keine Infanterie ſchwarze Kamaſchen? Perſonen von militäriſchen Kenntniſſen und ſelbſt vom Detail des Dienſtes genau unterrichtet, haben dieß wenigſtens bezweifelt. Könnte man nicht darüber zur Gewißheit kommen?

Edles Betragen einer Sachſenhäuſerinn.

Unter allen deutſchen Städten, die der Einfall der Neufranken zu Ende des Jahres 1792 betraf, erwarb ſich Frankfurt vorzüglich das Zeugniß eines weiſen, entſchloſſenen Betragens; ließ ſich durch falſchen Schimmer nicht blenden; wagte Wahrheit ſelbſt zur Übermacht zu ſprechen; trotzte nicht zur Unzeit, und gab eben ſo wenig allzu haſtig nach. Dieſes Zeugniß wird ihm allgemein ertheilt, und ſteht bereits in Schriften, die es auf die Nachwelt bringen werden. Doch ſind hierbey zur Zeit — wenigſtens, ſo viel ich weiß — noch ein Paar Anecdoten übergangen worden, die des Aufbehaltens nicht unwürdig ſeyn dürften.

Bekannter Maßen theilt dieſe Reichsſtadt ſich in zwey Theile, in das eigentliche Frankfurt und in Sachſenhauſen. Die Einwohner dieſes letztern viel kleinern Theiles ſind meiſtens von der ärmern, im Durchſchnitt genommen etwas ungebildeten Claſſe. Aber wiewohl die Feinheit ihrer Sitten in keinem großen Rufe ſteht, ſo zeigen ſie doch oft in ihrem Betragen eine Ehrlichkeit, eine Geradheit, die, Trotz jenes rauhen Anſtrichs, viel Empfehlbares bey ſich führt. So lange die Neufranken hier herrſchten, waren die Sach-

ſenhäuſer den Grundſätzen, welche jene einzuführen ſuchten, nichts weniger als hold; ſie widerſtanden ihren Ermahnungen, Anreizungen, ja ihren Geſchenken ſogar hartnäckig. Nur nachher, als ſie eben dieſelben in Gefahr des Todes erblickten, als die einbrechenden Heſſen gegen dieſe, im Stich gelaſſene, zum Theil unbewehrt fliehende Nationaltruppen, in der erſten Hitze — aufs glimpflichſte geſprochen — nicht allzuglimpflich verfuhren; ſuchten verſchiedene Sachſenhäuſer von den Flüchtigen ſo viele zu retten, als ſie nur konnten, und gaben, als ſie nachher gerichtlich befragt wurden: Warum ſie ſich deren ſo warm angenommen hätten? die edle Antwort. „Ey was, als der liebe Gott im Schaffen war, ſagte er nicht: jetzt will ich Deutſche, jetzt Franken, ſondern ein für alle Mahl: Jetzt will ich Menſchen ſchaffen."

Am merkwürdigſten aber zeichnete ſich bey dieſer Gelegenheit die Frau eines, ziemlich dürftigen Bürgers und Gärtners, Peter Theobalds mit Nahmen, aus. In dieſer ihr kleines, dicht am Walle gelegenes Häuschen, flüchteten ſich, als die Heſſen zum Affen-Thor hinein auf den Wall zudrangen, zwey und dreyßig Franzoſen, National- und Linientruppen durchs Fenſter hinein; und zwar, als weder ſie noch ihr Mann, noch ſonſt jemand zugegen, ſondern die beyden Erſten gerade in der Kirche waren. Mit nicht geringer Verwunderung fand ſie bey ihrer Heimkunft dieſe Gäſte; als dieſe aber inſtändigſt ſie zu verbergen bathen, und ein Officier, der darunter ſich befand, ſeine goldene Uhr und ſeine Börſe ihr darreichte, verſprach ſie das Erſtere, und ſchlug das Letztere unwillig mit der Verſicherung aus: daß ſie dergleichen Blutgeld

Eine allgemeine Verwunderung ergriff die Versammlung. Isak selbst stand sogleich auf, ging dem König entgegen, und führte ihn in den Pallast; neue Speisen, frische Weine wurden aufgetragen; alle Gäste schienen das Mahl erst anzufangen. Freude und Freundschaft war die allgemeine Losung. Aber jetzt kehrte auch allmählig Abu Omars Bewußtseyn zurück; er sah um sich herum; erblickte, erkannte, und fand sich im Zirkel seiner tödtlichsten Feinde. Ein kaltes Schrecken durchbebte ihn; doch hatte er Gegenwart des Geistes genug, es zu verbergen. Er stellte sich vielmehr, als nähme seine Munterkeit und auch sein Rausch zu. Bald darauf schlief er ein, oder schien vielmehr einzuschlafen. Jetzt wandelten Isaks Höflinge ihre Sprache. Sie drangen in ihren Gebiether, diesen seinen furchtbaren, sich selbst überliefernden Feind in den Kerker oder in den Tod zu senden. Ein einziger der Ältesten, und Angesehensten, Maad Ibis Kunisah, war anderer Meinung. „Es sey die höchste Unwürdigkeit, sagte er, einen Trunkenen, einen, der sich nicht wehren könne, zu tödten. Es werde Isaks Nahmen zum ewigen Fluch bey seinen Landsleuten gereichen, wenn er die heiligen Rechte der Gastfreyheit breche, und denjenigen erwürgen lasse, mit dem er so eben gegessen und getrunken habe." — Diesen Augenblick glaubte Abu Omar nützen zu müssen; er erwachte schnell, stand auf, nahm Abschied, und bath seinen Wirth, irgend jemanden mit nach Sevilien zu senden, damit er zum Zeichen künftiger Freundschaft den gegenwärtigen Gästen einige Geschenke übermachen könne. Eben diejenigen, die noch vor wenigen Minuten über seinen Tod sich berathschlagt hatten, begleiteten ihn nun ehrerbie-

Sonderbare Selbſtvergeſſenheit und Geiſtesgegenwart zugleich.

Eine arabiſche wahre Anecdote.

Abu Omar Ebn Abad, König von Sevilien und Cordua, gab einſt den Vornehmſten ſeines Hofes ein prächtiges Mahl. Trotz Mahomeds Geſetz ward, bis gegen Mitternacht, des köſtlichſten Weines viel getrunken. Monarch und Gäſte waren berauſcht. Endlich begaben ſich dieſe letzteren nach Hauſe: doch dem Erſtern ſchien es unmöglich, ſich ſchon jetzt zur Ruhe zu begeben. Er befahl ſein Leibroß zu ſatteln; ein einziger Sclave folgte ihm; und ſie ritten — gerade auf Carmona los. — Noch nicht drey Meilen weit von Sevilla lag dieſe Stadt. Doch Iſak Ebn Soleimann herrſchte in ihr; Abu Omars Todfeind und eben damahls im offenen Kriege mit ihm begriffen. Durch ein ſonderbares Ungefähr ſchwelgte dieſer in der nähmlichen Nacht; und noch befand er ſich mit ſeinen Höflingen an der Tafel, oder vielmehr beym Becher, als man ihm meldete: der König von Cordua halte, von einem einzigen Diener begleitet, vor dem Stadtthore und begehre eingelaſſen zu werden.

Eine allgemeine Verwunderung ergriff die Versammlung. Isak selbst stand sogleich auf, ging dem König entgegen, und führte ihn in den Pallast; neue Speisen, frische Weine wurden aufgetragen; alle Gäste schienen das Mahl erst anzufangen. Freude und Freundschaft war die allgemeine Losung. Aber jetzt kehrte auch allmählig Abu Omars Bewußtseyn zurück; er sah um sich herum; erblickte, erkannte, und fand sich im Zirkel seiner tödtlichsten Feinde. Ein kaltes Schrecken durchbebte ihn; doch hatte er Gegenwart des Geistes genug, es zu verbergen. Er stellte sich vielmehr, als nähme seine Munterkeit und auch sein Rausch zu. Bald darauf schlief er ein, oder schien vielmehr einzuschlafen. Jetzt wandelten Isaks Höflinge ihre Sprache. Sie drangen in ihren Gebiether, diesen seinen furchtbaren, sich selbst überliefernden Feind in den Kerker oder in den Tod zu senden. Ein einziger der Ältesten, und Angesehensten, Maad Ibis Kunisah, war anderer Meinung. „Es sey die höchste Unwürdigkeit, sagte er, einen Trunkenen, einen, der sich nicht wehren könne, zu tödten. Es werde Isaks Nahmen zum ewigen Fluch bey seinen Landsleuten gereichen, wenn er die heiligen Rechte der Gastfreyheit breche, und denjenigen erwürgen lasse, mit dem er so eben gegessen und getrunken habe." — Diesen Augenblick glaubte Abu Omar nützen zu müssen; er erwachte schnell, stand auf, nahm Abschied, und bath seinen Wirth, irgend jemanden mit nach Sevilien zu senden, damit er zum Zeichen künftiger Freundschaft den gegenwärtigen Gästen einige Geschenke übermachen könne. Eben diejenigen, die noch vor wenigen Minuten über seinen Tod sich berathschlagt hatten, begleiteten ihn nun ehrerbie-

thig bis an das Thor. Auch hielt er Wort und sandte des andern Tages ihnen allen Sclaven und Sclavinnen, Pferde und reiche Stoffe.

Sechs Monathe hindurch blieb er bey ähnlichen Maßregeln. Dann lud er einmahl sie sämmtlich nach Sevilien, um, wie er sagte, diejenigen wieder zu bewirthen, die ihm zu Carmona so gut begegnet wären. Sie kamen sechzig an der Zahl. Sehr erfreut schien Abu Omar über ihre Ankunft zu seyn. Ehe sie zu Tische sich setzen wollten, both er ihnen nach Landessitte ein Bad an. Sie gingen hinein; aber kaum waren sie darin, so mußten auf Abu Omars Befehl schon bereitstehende Maurer die Thür des Bades vermauern. Alle jene Unglückliche ließ der Rachsüchtige verhungern. Den einzigen Maad hatte er unter irgend einem Vorwande mit hinein zu gehen verhindert. Ihn behielt er in Sevilien; überhäufte ihn mit Ehrenämtern und Gütern. Selbst auf dem Todbette noch empfahl er ihn seinem Nachfolger und Sohn.

Woran man sich nicht gewöhnen kann.

Wahre Anecdote.

Daß auch das reizendste Vergnügen durch Wiederholung bald zur Gewohnheit, und dann mit schnellen Schritten zur Gleichgültigkeit, wo nicht gar zum Eckel übergeht; dieß ist eine nur allzubekannte und allzutraurige Wahrheit. Daß Gewohnheit auch die Stacheln des Schmerzens abstumpft, ist nur ein kleiner Trost bey jenem größern Verluste; denn langsamer bleibt hier der Gang, ungewisser der Erfolg, und immer noch unerfreulich die Ausbeute. Doch daß der menschliche Geist, oder vielmehr eine Laune desselben, aus dem Schmerze selbst sich ein Vergnügen, aus der Kränkung ein Labsal, und aus dem, was ihm Anfangs Strafe war, und allen seinen Mitmenschen Strafe seyn müßte, eine Nothdurft zubereitet kann: dieß gehört schon zu den seltenen Ausnahmen, und verdient seiner Seltenheit halber Bemerkung.

Der Kammer-Commissionsrath W.. zu Dresden stand in den Jahren 1740 bis ungefähr 1745 einer der wichtigsten Cassen im Churfürstenthum Sachsen vor; genoß dafür eine ansehnliche Besoldung, und verwal-

[illegible] Beschränkung, [illegible] Kammer, [illegible] Eingriff [illegible] in die [illegible]. [illegible] Alles ging ihm eine [illegible] vorüber. Endlich [illegible] bei [illegible] und [illegible] Hausweiß. Eine Untersuchung [illegible]; Kläger und Zeugen waren [illegible]. Den ersten Stein hatte Niemand werfen wollen: zum zweiten, dritten [illegible] drangen die [illegible] Ehefrau W.. [illegible] sich [illegible] so gut er konnte; doch die Gegenbeweise waren allzu zahlreich, und allzudeutlich. Er mußte zuletzt eingestehen, was sich durchaus nicht länger ableugnen ließ.

Selbst diese eingeräumten, von ihm noch nach Möglichkeit verkürzten Summen würden, nach damahls bestehenden Gesetzen, unter funfzig kleinere Diebe vertheilt, alle funfzig erst, in ein dumpfes dreyjähriges Gefängniß, und dann doch noch an den — Galgen gebracht haben. Aber der Herr Kammer Commissionsrath W.. war ein großer Dieb; mithin war es schon strenge Gerechtigkeit, als ihm nach sechsmonathlicher häuslicher Haft Ersatz des Veruntreuten, und — da dieser nicht möglich war, — die Einziehung aller seiner Habe, nebst lebenslänglicher Aufbehaltung im Waldheim.. Zuchthause, zuerkannt wurde. Alles Appelliren dagegen ward verworfen. Die Reise ging bald darauf vor sich.

Waldheim war der Ort nicht, wo es einem Manne von W. s erhabener Denkungsart gefallen konnte. Zwar behandelte man ihn auch da Anfangs glimpflich genug; glimpflicher gewiß, als er es ver-

diente, und als man an seiner Statt den kleinsten armen Wildschützen behandelt haben würde. Nicht nur mit aller Züchtigung, sondern auch mit aller eigentlichen Arbeit blieb er verschont; ward wirklich nur aufbewahrt, nicht bestraft. Aber W. liebte Überfluß und Freyheit; und da er Beyde hier weder fand, noch finden konnte, so suchte er wenigstens die Letztere sich zu verschaffen. Drey Mahl entwischte er, aber eben so oft ward er wieder ertappt, und zurückgebracht. Daß mit jeder vereitelten Flucht seine Verwahrung auch strenger wurde, ist leicht begreiflich. Als er aber beym dritten Mahl einen Bund mit mehreren Züchtlingen gemacht hatte; als er bey der Zurückbringung laut erklärte: er werde nach funfzig mißlungenen Versuchen gewiß noch Lust und Muth zum ein und funfzigsten behalten; als er gegen Landesherrn Minister und Gerichte die bittersten Schmähungen ausstieß; und über dieß noch — was das Sinnloseste war! — durch ein trotziges, verächtliches Betragen auch den Hausverwalter *) sich zum Feinde machte: da kam dieser Letztere, den höhere Befehle zur strengsten Vorsicht bey diesem verstockten Flüchtling beredeten, auf einen Einfall, der freylich einen guten Theil von Härte mit sich führte, der aber allerdings jenem unternehmenden Geiste Schranken setzte.

*) Zum Überfluß sey hier erinnert: daß der damahlige Hausverwalter noch nicht Götze war. Diesem braven, in mancher Rücksicht ein biographisches Denkmahl verdienenden Manne hätte eine solche Strenge nicht ähnlich gesehen.

Man zog in W.s ohnedieß nicht sehr großem Zimmer noch eine Wand, die den Bewohner desselben ganz von Thür und Fenster schied. Ein Paar sehr mäßige, überdieß noch vergitterte Öffnungen, viel zu enge, als daß ein menschlicher Körper hindurch sich zwängen könnte, dienten dazu, ihm ein entferntes, sparsames Tageslicht und die nothwendigsten Bedürfnisse durchzulassen. In einer Ecke war eine schmale Schlucht zur Abführung alles Unflaths bestimmt. Ein Bett, ein Stuhl und ein Tischchen machten sein vollständiges Hausgeräth aus. Der ganze Raum, wo er sich auf und ab bewegen konnte, betrug fünf bis sechs Schritt in die Länge, kaum vier in die Breite. Er saß gleichsam in einem gemauerten Schranke."

Wie unsäglich wehe ihm dieß Anfangs that, läßt sich leicht begreifen. Man glaubte im Ernst, er werde unsinnig, so schimpfte, drohte, tobte er. Doch da dieß alles nichts half, gab er sich allmählig in sein Geschick, und ward endlich vollkommen zahm. Lesen geistlicher Bücher — andere brachte man ihm nicht! — und vorzüglich Lesen in der Bibel machte, so lange es licht war, seine ganze Beschäftigung aus. In der Dämmerung ging er eine Stunde, selten anderthalb, in seinem Käfig auf und ab; den Überrest der Zeit lag er auf der Matratze ausgestreckt. So lebte er sechs ganzer Jahre hindurch. Ob es sich mit menschlicher Billigkeit — ja auch Gerechtigkeit nur! — vertrug, einen Menschen, der nun zur Gelassenheit und Geduld, obschon durch Zwang, zurückgekommen war, noch anhaltend so zu behandeln, wie man höchstens gegen Ungestümm und Trotz verfahren dürfte? Dieß hier zu untersuchen, wäre nutzlose Mühe. Genug, daß es geschah! und daß

überhaupt damahls in deutscher Justiz, die churſächſiſche mit eingeſchloſſen, Manches erlaubt, löblich, ja ſogar ſittlich war, wogegen unſere jetzigen aufgeklärten Zeiten ſich gewaltig ſträuben würden.

Doch indeß W. ſo in ſeinem Käfig ſaß, oder lag, trug ſich in ſeiner, durch dieſen Glücksumſturz ganz zerſtreuten Familie eine Änderung zu, die auch auf ihn ihren wohlthätigen Einfluß äußerte. Der älteſte von ſeinen Söhnen — ein junger Mann von vielen Geiſtesgaben, der auf Akademien ſich mühſam durchgearbeitet, viel gedarbt, und doch auch viel, zumahl in neueren Sprachen, gelernt hatte — war in die Dienſte des für Sachſen damahls ſo wichtigen, oder vielmehr allvermögenden Grafen von Brühl gekommen. Ein kleiner Aufſatz, franzöſiſch, engliſch und italieniſch zugleich abgefaßt, und dem Premierminiſter zur glücklichen Minute in die Hand geſpielt, verſchaffte dem jungen W. die Stelle eines Hausſekretärs; Fleiß und Geſchmeidigkeit erwarben ihm das Wohlgefallen ſeines Gebiethers, ein Paar ſchwierige und doch glücklich ausgeführte Geſchäfte ſein Zutrauen. Ehe noch ein Jahr verging, zählte man ihn durchgängig zu den Menſchen, die über den Grafen ſehr viel vermöchten.

Brühls Charakter iſt nunmehr wohl bekannt genug. Die Übertreibung der Juſti's, die in ihm einen ſächſiſchen Sejan zu ſehen wähnten, findet wenig Beyſtimmung mehr. Doch daß der dienſtwillige Günſtling eines ſchwachen Fürſten, bereit, jede Schwäche desſelben zu befriedigen, wo nicht gar zu vergrößern, der grenzenloſe Verſchwender von vielen Millionen, der willkürliche Regent eines anſehnlichen, von der Natur ſo geſegneten, durch den Erwerbfleiß ſeiner Be-

wohner faſt unerſchöpflichen, und durch die Verkehrtheit ſeiner damahligen Beherrſcher doch faſt erſchöpften Landes — daß dieſer unmöglich ein löblicher Staatsmann genannt werden könne, ergibt ſich von ſelbſt. Gleichwohl hinderte dieß Alles ihn nicht, auch einige gute und noch mehrere gutſcheinende Eigenſchaften zu beſitzen; und zu dieſen letztern gehörte Milde und Freygebigkeit gegen ſeine eigentliche Dienerſchaft. In mehr als einer Rückſicht war Dienſt bey ihm dem Dienſte beym Landesherrn ſelbſt weit vorzuziehen. Jeder, der ſich ihm gefällig zu machen wußte, — was nicht einmahl ſchwer war, was oft durch eine einzige kleine Schmeicheley bewirkt ward! — konnte einer anſtändigen, oft auch reichlichen Belohnung gewiß ſeyn; und wenn er zumahl um Dinge anhielt, die dem Geber ſelbſt kein Geld koſteten, um Bedienſtungen, Anwartſchaften, Privilegien, — auch wohl um einen Machtſpruch vor Gerichte, — ſo ward eine ſolche Bitte, mit gehöriger Unterthänigkeit angebracht, faſt nie abgeſchlagen.

Dieß wußte der junge W. gar wohl und dieß zum Beſten ſeines Vaters zu benutzen, war — was ſeiner kindlichen Denkungsart Ehre machte — ſeit dem erſten Tage, als er in Brühls Dienſte trat, ſein Hauptentzweck geweſen. Deßhalb befand er ſich faſt ein Jahr ſchon im Hauſe des Miniſters, beſaß ſchon ſein völliges Zutrauen, und hatte ihn in eigenen Angelegenheiten mit keiner einzigen Bitte beſchwert. Erſt als der Graf ſelbſt dieſe Uneigennützigkeit bemerkte, und einſt mit aufmunternder Freundlichkeit fragte: ob ihm denn in ſeinem Poſten gar nichts abgehe? da bath ihn der Sekretär um die Auferweckung eines armen al-

ten Mannes, der seit 6 Jahren schon lebendig begraben liege, und seine ehemahligen Fehltritte hoffentlich dadurch genug abgebüßt haben werde. — Diese mystische Bitte that, was sie thun sollte. Sie reizte des Ministers Verwunderung und Neugier, und gewann ihn dadurch schon im Voraus. Als er von Allem genauer unterrichtet worden war, lobte er diese Sohnesliebe und dieses bescheidene Begehren höchlich, versprach schleunige Hülfe, und hielt sein Wort pünctlich; fast pünctlicher sogar, als es sich für einen so mächtigen Minister ziemte. Denn nach 6 Wochen schon dachte er von selbst wieder daran, und an den Zuchthausverwalter erging der Befehl: den bisher, wie man mißfällig vernommen, fast allzu hart verwahrten W. sofort seiner Haft zu entlassen, ihn auch mit geziemenden Kleidungsstücken und Reisegelde vorschußweise zu versehen.

Dieses Geboth ward stracks befolgt. W. sah sich aus engster Verwahrung in vollkommenste Freyheit versetzt. Ein Brief seines Sohnes lud ihn ein, wieder nach Dresden zu kommen. Er reiste sogleich zu ihm, ward aufs beste aufgenommen, mit freyer Wohnung, Kost und anständiger Bedienung versorgt. Freylich gebrach ihm noch Manches zu seinem ehemahligen Glanze. Ohne Amt, ohne Vermögen, ohne Einfluß in öffentliche Geschäfte, sah er sich auch noch ohne Ansehen, und beynahe ganz ohne auswärtigen Umgang. Von seinen älteren Bekannten waren viele gestorben, andere entfernt, und selbst die Überbliebenen schienen sich größten Theils seiner zu entäußern. Aber gegenseitig war er auch ohne Nahrungssorgen und Verantwortung. Manches konnte sich im Verfolge noch bes-

fern; und wenigstens war seine jetzige Lage ein goldnes Zeitalter gegen seinen Waldheimer Aufenthalt zu nennen. Wirklich schien er dieß auch Anfangs mit gehörigem Danke zu erkennen; schien heiter und guter Dinge zu seyn, als plötzlich ein unvermutheter Nebel vor seinen Blick sich zog, und die Ansicht des Ganzen gewaltig veränderte.

W., wie schon erwähnt wurde, hatte während seiner Einsperrung gewaltig stark in theologischen Büchern, zumahl in der Bibel sich umgesehen, und war dadurch allmählig (versteht sich in seiner Einbildung!) ein sehr eifriger Christ geworden. Als solcher spürte er bey seinem Sohne eine Änderung, auf die er sich gar nicht vorbereitet hatte. Dieser junge, sonst in vielfältigem Betracht brave Mann, hatte doch in Rücksicht der Religion einen ziemlich schlechten Streich auf sein Gewissen geladen. Er war, des lieben zeitlichen Vortheils willen, katholisch geworden. — Brühl, der, nach gewöhnlicher Sitte königlicher Günstlinge, die sogenannte Majestät gern mit Geschöpfen seiner Hand umpflanzte, und der mit Recht den jüngern W. für einen Menschen hielt, auf dessen Treue er rechnen könne, hatte ihm einen vortheilhaften Posten im geheimen Cabinett angetragen, wenn er sich durch einen Glaubenswechsel in die Gunst des Monarchen setzen wolle. Nicht ohne innern Widerstand war dieser Vorschlag angehört, durch einige bescheiden angebrachte Gründe bestritten, und durch ein kluges Zaudern wenigstens hingehalten worden. Doch als der Minister auf seiner Meinung bestand, da siegten wie gewöhnlich, Furcht, Ehrgeiz und Eigennutz; und gerade den Tag vorher, ehe der Vater aus Waldheim eintraf, hatte der jüngere

gere W. sein neues Glaubensbekenntniß abgelegt. — Den Alten verdroß dieser Schritt gewaltig. Zwar hatte sein Sohn ihm noch nicht einmahl davon die Entdeckung gemacht. Aber der öftere Besuch katholischer Priester, die heimlichen Zuflüsterungen eines alten Bedienten, einige Heiligenbilder im Schlafgemach, verbunden mit ein Paar zweydeutigen Äußerungen im Gespräch, belehrten den Vater hinlänglich, und endlich vernichtete seine Erfahrung an sich selbst auch den kleinsten noch übrigen Zweifel.

Jene, im Hause aus- und eingehenden Herrn Paters waren kaum mit dem Jüngern, wie sie glaubten, zu Stande, so entschloßen sie sich, die einladende Güte der allein seligmachenden Mutterkirche auch auf den ältern verirrten Sünder zu erstrecken; suchten, so oft sie nur konnten, mit ihm ins Gespräch zu kommen, und rückten seiner Ketzerey mit mächtigen Gründen, die jetzt von zeitlichem Heil, und jetzt vom ewigen Nutzen, jetzt von der Wahrscheinlichkeit, sich wieder beym Hofe zu empfehlen, und jetzt aus dem Baronius hergenommen waren, entgegen. Daß der ältere W. sobald er gesonnen war, die erstern Beweggründe nicht gelten zu lassen, wohlgethan hätte, auch die letztern gleich von der Hand zu weisen, sieht jeder Vernünftige leicht ein. Aber er beging die Thorheit, sich wirklich mit ihnen in manchen Katheder-streit einzulassen; suchte ihnen jetzt aus der Apokalypse: daß der Papst der Antichrist — jetzt aus den Episteln Paulus: daß der Kelch gebothen sey, zu beweisen; fing oft bey der Priester-Ehe an, und endete mit dem Fegfeuer; verwickelte sich alle Augenblicke in ihre Sophistereyen; brachte sich dadurch bey Tische um die Eßlust,

bey Nacht um den Schlaf; und ward endlich mit seiner ganzen Lage so mißmuthig, daß er, ohne jedoch einen Menschen zuvor etwas merken zu lassen, beym Minister mit der Bittschrift einkam: aus Gnaden baldmöglichst wieder nach Waldheim geschafft zu werden.

Mancherley sonderbare Bitten waren gewiß schon an Ihro Excellenz, während ihrer gesegneten Landesregierung ergangen; doch eine ähnliche wohl schwerlich. Sie nahmen solche daher für das auf, — was sie auch wirklich scheinen konnte, — für einen Beweis von Verstandesverrückung; ließen ihren ehemahligen Secretär rufen, und ermahnten ihn lächelnd, doch künftig besser auf einen kindisch werdenden Mann Achtung zu geben. Bestürzt eilte der jüngere W. heim, beschwor mit echtem Sohneseifer seinen Vater, zu sagen: was ihm hier abgehe; erboth sich im Voraus zur möglichsten Erfüllung seiner Wünsche; sprach, als er den Grund seines Mißmuths mehr errieth, als erfuhr, mit den unberufenen Bekehrern, und machte dadurch in ihren Ermahnungen sowohl als in ihren Glaubensstreitigkeiten eine Pause. Aber die Seele des alten, nun einmahl aufgeregten W's ward gleichwohl nicht wieder ruhig. Er dünkte sich nun doch in seinem Glauben gestört. Daß er hier nicht leben könne, und doch auch noch nicht sterben wolle, sagt' er ungefragt zu jedem, der es hören wollte. Ungefähr 8 Tage später setzte er sich wieder in Marsch zum Premierminister, verlangte vorgelassen zu werden; warf sich, als man ihm dieses abschlug, geradezu auf den Fußboden im Vorzimmer hin, und schwur hoch und theuer, gutwillig nicht eher von dannen zu gehen, bis er Gewährung seines Gesuches erhalten habe.

„Ich will nach Waldheim! rief er; dorthin ge„höre ich. Dorthin hat ein gerechtes Urtheil mich ſchon „einmahl geſchickt! und dort will ich auch gelaſſen mei„nen Tod erwarten."

Dieſer Vorfall erregte, wie ſehr begreiflich, einen gewaltigen Lärmen. So war der Burgfrieden des eigentlichen ſächſiſchen Souverains noch nicht geſtört worden. Alle Bedienten des Hauſes, alle Fremden im Vorgemach ſammelten ſich um dieſen Liegenden; hielten ihn freylich wieder für raſend; hofften aber doch noch durch gütliches Zureden, oder ernſtliche Vorſtellung ihn zum Aufſtehen oder Weggehen zu bringen. — „Daß hier nicht der Ort ſey, wo man ſo toben dürfe; „daß Se. Excellenz dieſen Ungeſtümm hoch empfinden „und ſcharf ahnden würden; daß man Gewalt brau„chen, die Wache rufen, oder ſelbſt Hand anlegen „wolle; daß Sollicitant ſein Verlangen, wenn er ja „darauf beſtehe, am beſten ſchriftlich anbringen mö„ge." Dieß alles ward ihm vorgeſtellt, und dieß alles — fruchtete nichts. Er erhob vielmehr ſeine Stimme ſo anhaltend und laut, daß ſie wirklich ins Gemach des Miniſters drang; daß dieſer zwar nicht — was Grandezza und Herzhaftigkeit unterſagten! — ſelbſt herauskam; aber ſich doch erkundigen ließ, was denn vorgehe? und als er es erfuhr, herausſagen ließ: Er gebe ſein Ehrenwort, W's Verlangen ſolle binnen 3 Tagen erfüllt werden.

Auf dieſe Bothſchaft erhob ſich W. augenblicklich. — „Gut ſprach er, ich weiche nun. Ich warte ſo lan„ge; wiewohl gleich jetzt, beſſer als nächſtens wäre. „Aber ich ſchwöre auch bey Gott dem Allmächtigen, „hält man mir binnen drey Tagen nicht Wort, ſo

„komm' ich wieder und erneuere den heutigen Auftritt. „Sollte man dann vielleicht sogar den Eingang mir „verwehren, so ruf' ich vor der Hausthür den Pöbel „zusammen, und erzähle ihm: Wie auf einer Seite „die Wölfe in Schafskleidern herumschleichen, und „nach Seelen haschen; indeß man auf der andern Sei„te sogar denjenigen Eingebornen Gerechtigkeit ver„weigert, die für sich selbst das Zuchthaus fordern!" — Diese Worte, so sehr sie die Worte eines Tollen zu seyn schienen, drangen durch. Noch war damahls zwar der Richterstuhl des souverainen Volks keine so allbekannte und allgefürchtete Idee, als sie es später geworden ist. Doch scheute man sich auch hier, die größere Menge durch ausgesprengte Gerüchte zu reizen; gedachte vielleicht bey dieser Gelegenheit an jenen Hahnischen Aufstand *) und entfernte lieber in Ernst den Thoren, dem so viel daran lag, an einen Ort zu kommen, bey dessen Nahmen schon die andern bebten; und von welchem er selbst drey Mahl sich geflüchtet hatte.

Aber freylich war in der Art, wie er jetzt und ehemahls seinen Einzug im Schlosse Waldheim hielt, ein gewaltiger Abstand. Er kam jetzt nicht mehr zur

*) Dieser noch vor zwanzig oder dreyßig Jahren in Dresden sehr bekannte Aufstand ward durch den Mord erregt, den ein katholisch gewordener Trabant, Laubler, an dem lutherischen Geistlichen, M. Hahn, beging; wo dann der Pöbel diese, in jedem Betracht sinnlose Abscheulichkeit den Katholiken — aber gewiß dieß Mahl ohne Grund! — zur Last legte.

Strafe, ſondern auf eigenes Verlangen, in keiner Rückſicht als Züchtling, ſondern als ein Koſtgänger hin, in deſſen Willkühr es ſtand, dieſen Ort wieder zu verlaſſen, ſobald er wolle. Ein vom Miniſter unterzeichneter Befehl trug daher auch bloß dem Hausverwalter auf, für den Unterhalt dieſes Ankömmlings zu ſorgen, und nebenbey ein aufmerkſames Auge auf ſeine Reden und Thaten zu haben; ſein Sohn ſetzte ein beträchtliches Taſchengeld für ihn aus; die ihm zugetheilte Koſt war, wie ſie den ſogenannten Diſtinguirten gereicht wird; und eines der lichteſten, geräumigſten Zimmer ſollte ſeine Wohnſtube ſeyn. Doch gerade dieſe Auszeichnung gefiel W. keineswegs. Er ſchüttelte den Kopf, ſo wie man ihn einführte, und ſeine allererſte Bitte an den Hausverwalter war: ihm jenes Gemach, das er ſo lange bewohnt habe, wieder einzuräumen. Ein Paar Einwendungen dagegen ſchienen ſogleich ſeine Laune gewaltig zu verſtimmen; man brachte ihn daher endlich wirklich in ſolches. Er hielt ſein erſtes Nachtlager darin, und erſchien des andern Morgens mit einem neuen Begehren; denn er forderte — ſeine Wand zurück.

Dieſe Querwand nähmlich — das Andenken eines Zwanges, deſſen ſich der Erfinder doch vielleicht im Verfolge ſelbſt ſchämte, und deren Andenken man eben nicht zu verewigen ſtrebte, — war ſchon den Tag darauf, als W. ſeine Freyheit erhalten hatte, weggenommen worden; und W's. Verlangen darnach betrachtete man als das unläugbarſte Zeichen einer Geiſtesverrückung, welcher bald vielleicht die volle Raſerey nachfolgen werde. Man nahm daher zu den freundſchaftlichſten Vorſtellungen, zum lachenden Spott,

und endlich zur ernſtlichen Verweigerung ſeine Zuflucht. Nichts half, W. blieb auf ſeinem Kopf und ſeinem Begehren. Ja, als der Hausverwalter endlich mit den Unkoſten ſich entſchuldigte, die unnöthig erzeugt werden würden, und vorgab: daß er erſt höhern Orts anfragen müſſe; erboth ſich W. ſogleich auch dieſe Schwierigkeit zu heben, und ſeines Taſchengeldes ſo lange zu entbehren, bis die Bauausgabe davon beſtritten wäre. Ihm weiter auszulenken, war unmöglich. Der Hausverwalter, um ihn nicht ſtärker zu reizen, gab nach. Am dritten Tage ſchon ſtand dieſes Gemäuer in ſeiner vorigen Häßlichkeit wieder da. Eine kleine Thür, die er öffnen konnte, aber nie öffnete, war die einzige Verbeſſerung, die W. und zwar auch dieſe ungern — anzubringen erlaubte. Immer noch hoffte man, daß im Verfolge ſein Eigenſinn dieſes ſich ſelbſt auferlegten Zwanges überdrießig werden würde; aber man hoffte vergebens. Er lebte volle ſieben Jahre in dieſem Käfig. Nur drey Mahl in dieſer ganzen Zeit verließ er ihn auf ein Paar Stunden. Auch dann geſchah es bloß auf langes, vergebliches Begehren des Hausverwalters, der ihn an ſeinem Geburtstage zu Tiſche einlud.

In allem Übrigen beobachtete er die vorige Lebensart. Nie entfuhr ihm die geringſte Klage, das kleinſte unzufriedene Wort. Er verſicherte oft: er würde dieſe ſeine enge Wohnung mit keinem königlichen Schloſſe vertauſchen. Von Wahnſinn, oder auch nur Aberwitz, ließ keine Spur bey ihm ſich blicken. Er war fromm — ſehr fromm und nichts weiter. In der Mitte des ſiebenjährigen Krieges ſtarb er, nachdem er nur wenige Stunden gekrankt hatte. — Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes ſprach ſelbſt mit mehreren glaub-

würdigen Personen, die diesen Sonderling gekannt, ihn in seinem gemauerten Schranke gesehen und gesprochen, und nicht den geringsten Vortheil dabey hatten, diese Geschichte etwa zu verändern oder zu verschönern.

Edle Geistesgegenwart eines französischen Dragoners.

Wahre Anecdote.

Im siebenjährigen Kriege zog die französische Armee, von der hannöverischen gedrängt, einst schnell sich zurück, und der Feind folgte ihr dicht auf dem Fuße in drey Colonnen nach. Ein äußerst dichter Nebel fiel ein, und die Armeen kamen sich bis auf eine Viertelstunde nahe. Ein französischer Dragoner, der seitwärts in ein Dorf geritten war, und sich verspätet hatte, wollte nun seinem Regimente nach, als er plötzlich auf beyden Seiten den englischen Marsch schlagen hörte, und dadurch auf's gewisseste überzeugt ward, daß er mitten unter den Feinden sich befinde. Noch schützt' ihn der Nebel, der kaum einige Schritte weit ihn sehen ließ, und er eilte, so viel er konnte, um sich zu retten. Indem er dieß that, sah er einen hannöverischen Officier, der zwischen seinen Colonnen sich ganz sicher glaubte, daher gesprengt kommen. Der Franzose rief auf's unvermutheste ihn an: „Pardon gebethen! oder ich schieße dich vom Pferde." — Betäubt durch einen so unvermutheten Angriff, und in der Meinung, daß er wirklich unter die Feinde gerathen seyn müsse, wähl-

Gange unterbrochen, waren der
s: eine große Menge von Doctoren
...ragt und gebraucht, keiner ihm zu

...on, den unser Arzt ihm gab, war gar
... ihm frey heraus: daß er bey der
...ung dieses Übels, bey dem Alter des
... den vielen mißlungenen Versuchen
... Schaden für unheilbar halte. Aber
... nach gewöhnlicher Sitte der Un-
... größten Leiden doch von der Hoff-
... genommen hatte, war nicht so
... „Es sey hart," erwiederte er,
... ihm zu versagen. Er habe nun
... Arzte sein Zutrauen, und er
...igst um Arzney und Anwendung
... — Dieser letztern Bitte hät-
...urft, denn der gutmüthige
...n Leiden, und durch seinen
... auf's innigste gerührt,
...e an auf nichts sehnlicher,
... wenn nicht Genesung,
... verschaffen; schlug bis
...hern und Heften nach,
...s Nachdenken zu Hül-
...sen Mitteln nicht so
...te.
...sem Gedanken schla-
...e ihm jemand, den
...er seines Wunsches
... Nie in seinem gan-
... von einem solchen

Sonderbarer Traum.

Der eigenen mündlichen Erzählung eines ehrwürdigen, noch lebenden Freundes, mir als braver Mann und verdienter Arzt zweyfach schätzbar, verdanke ich das nachstehende Beyspiel eines Traumes, der zwar nicht einzig in seiner Art, aber doch gewiß selten ist. — Zu ihm kam vor ungefähr vierzig Jahren ein Pachter, ein Mann, schon in den Sechzigen, und seit vier und zwanzig Jahren mit einer der grausamsten Krankheiten geplagt. Denn ein Geschwür in der Urinblase nöthigte ihn, alle 5 oder 6 Minuten unter fürchterlichen Schmerzen einige Tropfen Urin zu lassen; seit langen Zeiten wußte er nicht mehr, was der Schlaf von einer Viertelstunde sey; größten Theils aus einem zähen Eiter bestand sein Wasser. Hemorrhoidalische Zufälle, die ein einziger in froher Gesellschaft *) zugebrachter Abend

*) Er hatte nähmlich mit einem seiner Freunde, der Tags darauf Hochzeit machen wollte, den von Bauern so genannten Rammelabend begangen; wo freylich etwas stark Wein gezecht worden war, und wo er gleich darauf Blut uriniert hatte.

in ihrem ordentlichen Gange unterbrochen, waren der Grund dieſes Übels; eine große Menge von Doctoren hatte er ſchon befragt und gebraucht, keiner ihm zu helfen vermocht.

Auch der Troſt, den unſer Arzt ihm gab, war gar keiner. Er geſtand ihm frey heraus: daß er bey der langen Einwurzelung dieſes Übels, bey dem Alter des Kranken, und bey den vielen mißlungenen Verſuchen anderer Ärzte, den Schaden für unheilbar halte. Aber der Leidende, der nach gewöhnlicher Sitte der Unglücklichen, auch im größten Leiden doch von der Hoffnung nicht Abſchied genommen hatte, war nicht ſo leicht abzuweiſen. — „Es ſey hart," erwiederte er, „alle Hülfe Gottes ihm zu verſagen. Er habe nun einmahl noch zu dieſem Arzte ſein Zutrauen, und er bitte ihn daher inſtändigſt um Arzney und Anwendung aller möglichen Mühe!" — Dieſer letztern Bitte hätte es eigentlich nicht bedurft, denn der gutmüthige Doctor, durch des Kranken Leiden, und durch ſeinen treuherzigen Ton und Blick auf's innigſte gerührt, dachte wirklich von der Stunde an auf nichts ſehnlicher, als ihm für ſein Zutrauen, wenn nicht Geneſung, doch wenigſtens Linderung zu verſchaffen; ſchlug bis zum Schlafengehen in allen Büchern und Heften nach, nahm eigene Erfahrung, eigenes Nachdenken zu Hülfe, und war doch mit allen dieſen Mitteln nicht ſo glücklich, zu finden, was er ſuchte.

Indem er ſo ſorgenvoll mit dieſem Gedanken ſchlafen ging, träumte ihm: Es rathe ihm jemand, den Drelincurtium zu leſen, ſo werde er ſeines Wunſches gewährt werden. Hier erwachte er. Nie in ſeinem ganzen Leben erinnerte er ſich, etwas von einem ſolchen

„komm' ich wieder und erneuere den heutigen Auftritt. „Sollte man dann vielleicht sogar den Eingang mir „verwehren, so ruf' ich vor der Hausthür den Pöbel „zusammen, und erzähle ihm: Wie auf einer Seite „die Wölfe in Schafskleidern herumschleichen, und „nach Seelen haschen; indeß man auf der andern Sei„te sogar denjenigen Eingebornen Gerechtigkeit ver„weigert, die für sich selbst das Zuchthaus fordern!" — Diese Worte, so sehr sie die Worte eines Tollen zu seyn schienen, drangen durch. Noch war damahls zwar der Richterstuhl des souverainen Volks keine so allbekannte und allgefürchtete Idee, als sie es später geworden ist. Doch scheute man sich auch hier, die größere Menge durch ausgesprengte Gerüchte zu reizen; gedachte vielleicht bey dieser Gelegenheit an jenen Hahnischen Aufstand *) und entfernte lieber in Ernst den Thoren, dem so viel daran lag, an einen Ort zu kommen, bey dessen Nahmen schon die andern bebten; und von welchem er selbst drey Mahl sich geflüchtet hatte.

Aber freylich war in der Art, wie er jetzt und ehemahls seinen Einzug im Schlosse Waldheim hielt, ein gewaltiger Abstand. Er kam jetzt nicht mehr zur

*) Dieser noch vor zwanzig oder dreyßig Jahren in Dresden sehr bekannte Aufstand ward durch den Mord erregt, den ein katholisch gewordener Trabant, Laubler, an dem lutherischen Geistlichen, M. Hahn, beging; wo dann der Pöbel diese, in jedem Betracht sinnlose Abscheulichkeit den Katholiken — aber gewiß dieß Mahl ohne Grund! — zur Last legte.

Strafe, ſondern auf eigenes Verlangen, in keiner Rückſicht als Züchtling, ſondern als ein Koſtgänger hin, in deſſen Willkühr es ſtand, dieſen Ort wieder zu verlaſſen, ſobald er wolle. Ein vom Miniſter unterzeichneter Befehl trug daher auch bloß dem Hausverwalter auf, für den Unterhalt dieſes Ankömmlings zu ſorgen, und nebenbey ein aufmerkſames Auge auf ſeine Reden und Thaten zu haben; ſein Sohn ſetzte ein beträchtliches Taſchengeld für ihn aus; die ihm zugetheilte Koſt war, wie ſie den ſogenannten Diſtinguirten gereicht wird; und eines der lichteſten, geräumigſten Zimmer ſollte ſeine Wohnſtube ſeyn. Doch gerade dieſe Auszeichnung gefiel W. keineswegs. Er ſchüttelte den Kopf, ſo wie man ihn einführte, und ſeine allererſte Bitte an den Hausverwalter war: ihm jenes Gemach, das er ſo lange bewohnt habe, wieder einzuräumen. Ein Paar Einwendungen dagegen ſchienen ſogleich ſeine Laune gewaltig zu verſtimmen; man brachte ihn daher endlich wirklich in ſolches. Er hielt ſein erſtes Nachtlager darin, und erſchien des andern Morgens mit einem neuen Begehren; denn er forderte — ſeine Wand zurück.

Dieſe Querwand nähmlich — das Andenken eines Zwanges, deſſen ſich der Erfinder doch vielleicht im Verfolge ſelbſt ſchämte, und deren Andenken man eben nicht zu verewigen ſtrebte, — war ſchon den Tag darauf, als W. ſeine Freyheit erhalten hatte, weggenommen worden; und W's. Verlangen darnach betrachtete man als das unläugbarſte Zeichen einer Geiſtesverrückung, welcher bald vielleicht die volle Raſerey nachfolgen werde. Man nahm daher zu den freundſchaftlichſten Vorſtellungen, zum lachenden Spott,

und endlich zur ernſtlichen Verweigerung ſeine Zuflucht. Nichts half, W. blieb auf ſeinem Kopf und ſeinem Begehren. Ja, als der Hausverwalter endlich mit den Unkoſten ſich entſchuldigte, die unnöthig erzeugt werden würden, und vorgab: daß er erſt höhern Orts anfragen müſſe; erboth ſich W. ſogleich auch dieſe Schwierigkeit zu heben, und ſeines Taſchengeldes ſo lange zu entbehren, bis die Bauausgabe davon beſtritten wäre. Ihm weiter auszulenken, war unmöglich. Der Hausverwalter, um ihn nicht ſtärker zu reizen, gab nach. Am dritten Tage ſchon ſtand dieſes Gemäuer in ſeiner vorigen Häßlichkeit wieder da. Eine kleine Thür, die er öffnen konnte, aber nie öffnete, war die einzige Verbeſſerung, die W. und zwar auch dieſe ungern — anzubringen erlaubte. Immer noch hoffte man, daß im Verfolge ſein Eigenſinn dieſes ſich ſelbſt auferlegten Zwanges überdrieſſig werden würde; aber man hoffte vergebens. Er lebte volle ſieben Jahre in dieſem Käfig. Nur drey Mahl in dieſer ganzen Zeit verließ er ihn auf ein Paar Stunden. Auch dann geſchah es bloß auf langes, vergebliches Begehren des Hausverwalters, der ihn an ſeinem Geburtstage zu Tiſche einlud.

In allem Übrigen beobachtete er die vorige Lebensart. Nie entfuhr ihm die geringſte Klage, das kleinſte unzufriedene Wort. Er verſicherte oft: er würde dieſe ſeine enge Wohnung mit keinem königlichen Schloſſe vertauſchen. Von Wahnſinn, oder auch nur Aberwitz, ließ keine Spur bey ihm ſich blicken. Er war fromm — ſehr fromm und nichts weiter. In der Mitte des ſiebenjährigen Krieges ſtarb er, nachdem er nur wenige Stunden gekrankt hatte. — Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes ſprach ſelbſt mit mehreren glaub-

würdigen Perſonen, die dieſen Sonderling gekannt, ihn in ſeinem gemauerten Schranke geſehen und geſprochen, und nicht den geringſten Vortheil dabey hatten, dieſe Geſchichte etwa zu verändern oder zu verſchönern.

Edle Geistesgegenwart eines französischen Dragoners.

Wahre Anecdote.

Im siebenjährigen Kriege zog die französische Armee, von der hannöverischen gedrängt, einst schnell sich zurück, und der Feind folgte ihr dicht auf dem Fuße in drey Colonnen nach. Ein äußerst dichter Nebel fiel ein, und die Armeen kamen sich bis auf eine Viertelstunde nahe. Ein französischer Dragoner, der seitwärts in ein Dorf geritten war, und sich verspätet hatte, wollte nun seinem Regimente nach, als er plötzlich auf beyden Seiten den englischen Marsch schlagen hörte, und dadurch auf's gewisseste überzeugt ward, daß er mitten unter den Feinden sich befinde. Noch schützt' ihn der Nebel, der kaum einige Schritte weit ihn sehen ließ, und er eilte, so viel er konnte, um sich zu retten. Indem er dieß that, sah er einen hannöverischen Officier, der zwischen seinen Colonnen sich ganz sicher glaubte, daher gesprengt kommen. Der Franzose rief auf's unvermutheste ihn an: „Pardon gebethen! oder ich schieße dich vom Pferde." — Betäubt durch einen so unvermutheten Angriff, und in der Meinung, daß er wirklich unter die Feinde gerathen seyn müsse, wähl-

te dieſer das Erſtere, und ergab ſich. Aber kaum hatte er es gethan, als er abermahls den Marſch ſeiner Landsleute hörte, und von Neuem überführt ward, daß er noch völlig zwiſchen Freundes-Heer ſich befinde.

„Was willſt du denn? ſprach er zu ſeinem Überwinder, ſind wir nicht in den engliſchen Colonnen? Wie kannſt du mich hier anzugreifen wagen?"

„Ich weiß gar wohl, wohin ich mich verirrt habe, erwiederte dieſer, und wo ich gern wieder herauszukommen wünſchte. Doch jetzt iſt mein Fall zweyerley; entweder ich werde entdeckt, und dann bin ich dein Gefangener, oder ich komme glücklich aus euern Colonnen heraus, und du bleibſt dann der meinige.

Vergebens both der Engländer, durch das Schimpfliche in dieſer Überraſchung gekränkt, Uhr, Börſe, was er nur bey ſich hatte, zum Löſegeld ihm an. Der Franzoſe blieb auf ſeinem Entſchluſſe, und das Glück wollte ihm ſo wohl, daß wirklich deſſen Durchſetzung ihm gelang.

Der Erzähler dieſer Anecdote, ein Mann von Stande und erſter Glaubwürdigkeit, war ſelbſt zugegen, als der brave Dragoner ſeinen Gefangenen an Prinz Xaver von Sachſen ablieferte. Möglich, daß ich, durch ihn unterſtützt, bald meinen Leſern noch mehrere Anecdoten aus dieſem ſiebenjährigen, an edlen Zügen ſo reichen, und für den Geſchichtſchreiber immer noch nicht erſchöpften Kriege mittheilen kann.

Sonderbarer Traum.

Der eigenen mündlichen Erzählung eines ehrwürdigen, noch lebenden Freundes, mir als braver Mann und verdienter Arzt zweyfach schätzbar, verdanke ich das nachstehende Beyspiel eines Traumes, der zwar nicht einzig in seiner Art, aber doch gewiß selten ist. — Zu ihm kam vor ungefähr vierzig Jahren ein Pachter, ein Mann, schon in den Sechzigen, und seit vier und zwanzig Jahren mit einer der grausamsten Krankheiten geplagt. Denn ein Geschwür in der Urinblase nöthigte ihn, alle 5 oder 6 Minuten unter fürchterlichen Schmerzen einige Tropfen Urin zu lassen; seit langen Zeiten wußte er nicht mehr, was der Schlaf von einer Viertelstunde sey; größten Theils aus einem zähen Eiter bestand sein Wasser. Hemorrhoidalische Zufälle, die ein einziger in froher Gesellschaft *) zugebrachter Abend

*) Er hatte nähmlich mit einem seiner Freunde, der Tags darauf Hochzeit machen wollte, den von Bauern so genannten Rammelabend begangen; wo freylich etwas stark Wein gezecht worden war, und wo er gleich darauf Blut urinirt hatte.

in ihrem ordentlichen Gange unterbrochen, waren der Grund dieſes Übels; eine große Menge von Doctoren hatte er ſchon befragt und gebraucht, keiner ihm zu helfen vermocht.

Auch der Troſt, den unſer Arzt ihm gab, war gar keiner. Er geſtand ihm frey heraus: daß er bey der langen Einwurzelung dieſes Übels, bey dem Alter des Kranken, und bey den vielen mißlungenen Verſuchen anderer Ärzte, den Schaden für unheilbar halte. Aber der Leidende, der nach gewöhnlicher Sitte der Unglücklichen, auch im größten Leiden doch von der Hoffnung nicht Abſchied genommen hatte, war nicht ſo leicht abzuweiſen. — „Es ſey hart," erwiederte er, „alle Hülfe Gottes ihm zu verſagen. Er habe nun einmahl noch zu dieſem Arzte ſein Zutrauen, und er bitte ihn daher inſtändigſt um Arzney und Anwendung aller möglichen Mühe!" — Dieſer letztern Bitte hätte es eigentlich nicht bedurft, denn der gutmüthige Doctor, durch des Kranken Leiden, und durch ſeinen treuherzigen Ton und Blick auf's innigſte gerührt, dachte wirklich von der Stunde an auf nichts ſehnlicher, als ihm für ſein Zutrauen, wenn nicht Geneſung, doch wenigſtens Linderung zu verſchaffen; ſchlug bis zum Schlafengehen in allen Büchern und Heften nach, nahm eigene Erfahrung, eigenes Nachdenken zu Hülfe, und war doch mit allen dieſen Mitteln nicht ſo glücklich, zu finden, was er ſuchte.

Indem er ſo ſorgenvoll mit dieſem Gedanken ſchlafen ging, träumte ihm: Es rathe ihm jemand, den Drelincurtium zu leſen, ſo werde er ſeines Wunſches gewährt werden. Hier erwachte er. Nie in ſeinem ganzen Leben erinnerte er ſich, etwas von einem ſolchen

Ärzte, ſolchem Schriftſteller gehört, geſehen, geleſen zu haben; gleichwohl dünkt' ihm der Traum ſonderbar; er ſtand auf, zeichnete den Nahmen ſich an, und eilte des andern Tages zu ſeinem Freunde, dem verſtorbenem Buchhändler Walther, um ihn zu fragen, ob er einen Autor dieſes Nahmens kenne? Er erhielt verneinende Antwort. Alle nur mögliche Katalogen wurden nachgeſchlagen; man fand nichts. Aber unſer Doctor beſtand feſt darauf, es ſoll deßfalls an die auswärtigen Buchhandlungen in Leipzig geſchrieben werden. Walther that es, und ſiehe da, zu meines ehrwürdigen Freundes eigenem Erſtaunen erhielten ſie nach einigen Wochen einen ziemlich dünnen Quartband, den Drelincourt, ein Franzoſe, ein Mann, von dem ſie in ihrem Leben kein Wort gewußt, unter dem Titel: Opera medica geſchrieben hatte; noch mehr, es fand ſich in dieſem Buche wirklich ein Mittel, durch welches der Kranke ſo weit genas, daß er oft nachher zu zwey Stunden an der Tafel ſeines Edelmanns ganz ohne Beſchwerde ſitzen konnte, den größten Theil ſeiner Schmerzen verlor, und ſein Leben bis auf 74 Jahre brachte.

Wie man dieſen Traum doch bis zu einer gewiſſen Art von Rückerinnerung drehen und zwingen wird, das begreife ich zwar wohl, aber mit der größten Überzeugung verſichert mein Gewährsmann wenigſtens, nie etwas vorher von dieſem Drelincourt gehört noch gewußt zu haben; und ein Mann von Wahrheitsliebe iſt er ſicher.

Wohlthätigkeit eines gemeinen, und doch wahrlich nicht gemeinen Mannes.

Wörtlich wahre Anecdote.

Zu Anfang des Winters 1793 stand eines Morgens zu Prag ein armer Mann, der gern gearbeitet hätte, und nichts zu arbeiten fand, traurig, mit verschränkten Armen, an der Hausthüre seiner kleinen Wohnung, und dachte seinem strengen, ausgezeichnet strengen Schicksale nach. Er war Gatte und Vater von neun Kindern. Alle waren noch unerzogen, alle ohne Brot, ohne Bett, ohne Kleidung, ohne Aussicht einer bessern Zukunft; sein ältester Sohn, ein Bursche von zwanzig Jahren, litt unbeschreiblich an epileptischen Zufällen, und ward überdieß von einem Heißhunger gequält, der doppelt schmerzlich mit seiner hülflosen Dürftigkeit abstach; und in allem diesen Jammer befand sich jener unglückliche Vater ganz ohne sein Verschen, oder höchstens durch einen einzigen, etwas gewagten, und doch so verzeihlichen Schritt!

Er war nähmlich von Geburt ein Prager, hatte die Conditorey erlernt, und lange in der Fremde,

[illegible] Sch[illegible], [illegible]. Dem hatte er [illegible], [illegible] Fr[illegible] gebracht. Dann [illegible] mehreren [illegible] gefunden, sich [illegible] Zeugnisse aufzuweisen. Aber ein unglückliches Ungefähr wollte, daß er in seinen letzten Dienst[illegible] seinen alten, gütigen Herrn, durch den Tod*), und zwar gerade zu der Zeit verlor, wo man, den öffentlichen Zeitungen nach, in Prag die glänzendsten Anstalten zur Huldigung von Leopold II. machte. Da unser Conditor schon längst einen innern Trieb zur Rückkehr in seine Vaterstadt empfunden hatte, und dort bey einer so festlichen Gelegenheit leichter als sonst und irgendwo anzukommen hoffte, so hatte er den unglücklichen Einfall, sich wieder mit Weib und Kindern dahin zu verpflanzen, und führte ihn wirklich aus. Zwar Anfangs gelang es ihm auch, bey der k. k. Conditorey auf hiesigem Schlosse mit angestellt zu werden. Aber der Hof kehrte in wenig Wochen nach Wien zurück; unser armer, halber Fremdling ward entlassen, both wohl an zwanzig Orten seine Dienste an, fand aber überall den Platz schon besetzt. Vergebens suchte er wenigstens eine einstweilige Versorgung, als Hausmeister, Thürsteher oder von einer anderen ähnlichen Art zu erhalten; jeder ehrliche Ausweg, den er einzuschlagen sich be-

*) Es war ein Graf von H—f—ld. Der Sohn und Erbe desselben verabschiedete die ganze Dienerschaft des Vaters, weil er eine vierjährige Reise anzutreten Willens war.

mühte, mißlang. Eben seine zahlreiche Familie erschwerte alles Unterkommen sowohl, als alles Weiterreisen. Nach und nach setzte er nicht nur sein erübrigtes weniges, bares Geld, sondern auch alle seine andern Habseligkeiten zu. Das Almosen einiger mitleidigen Seelen fristete zwar noch das physische Leben der Verarmten. Doch kaum hatten die Kinder noch das nothdürftigste Gewand, um ihre Blöße zu bedecken. Oft schien die Sonne schon lange in ihr Zimmer, und sie wußten noch nicht: wo Brot für den nächsten Mittag herzunehmen sey? — Wie sollte es jetzt erst werden, da der Winter einzubrechen, und tausend Nothdürftigkeiten zu fordern begann?

Indem der arme Conditor dieß Alles so bey sich überlegen, und freylich wohl in seiner Miene Gram genug ausdrücken mochte, blieb unter den Vorübergehenden ein Mann, in einen Mantel eingehüllt, bey ihm stehen, und fragte: was ihm fehle? Es war, das zeigte seine ganze Kleidung, nur ein gemeiner Mann, von dem sich wenig oder gar keine Unterstützung hoffen ließ; da aber dem Unglücklichen schon dann immer ein gutes Theil leichter um das Herz wird, wenn er nur Jemanden findet, der Antheil an seinem Kummer nehmen will, so ließ sich auch unser Conditor nicht lange bitten, allen oder doch seinen hauptsächlichsten Gram vor diesem Fremden auszuschütten. Aufmerksam hörte derselbe ihm zu, sprach am Ende ein Paar Worte von Bedauerung, und — ging.

„Wenn er dir wenigstens auch nur ein kleines Almosen gegeben hätte, mochte wahrscheinlich die Empfindung des bekümmerten Vaters bey diesem Weggehen seyn. Er sah dem Fremden noch einige Schritte

nach, und verfiel gar bald wieder in sein voriges düsteres Nachdenken; wenige Minuten, vielleicht auch eine Viertelstunde (denn nichts ist trügender als die Zeitrechnung der Schwermuth!) mochte es gedauert haben, als ihn wieder Jemand bey der Hand faßte. Er blickte auf, und es war — der vorige Fremde, der abermahls, doch jetzt in einem bloßen Oberkleid vor ihm stand. „Nehmt hin! sprach er, und reichte ihm eine Handvoll kleiner Silbermünze: es sind vier Gulden. Ich hätte Euch vorhin gern schon etwas und noch mehr gegeben; aber ich hatte selber nichts. Jetzt habe ich meinen Mantel verkauft. Hier ist das Geld dafür! Ich sehe, Ihr braucht es noch nöthiger, als ich den Mantel." Indem der Conditor ganz erstaunt da stand, indem er eben seinen Dank stammeln, und wenigstens nach dem Nahmen seines Wohlthäters fragen wollte, war dieser schon weg. Nie haben ihn seine Augen wieder gesehen.

Wenn es edle Handlungen gibt, die man beym Erzählen dadurch entweiht, daß man über ihren Werth auch nur ein Wort weiter spricht, so ist diese gewiß eine davon.

Die

Die schönste Grabschrift.

Im Gespräche einiger Freunde wurde ein Mahl die Frage aufgeworfen: Welche Grabschrift wohl für die schönste unter allen bisher bekannten gelten könne? — Ganz leicht dürfte diese Auflösung nicht seyn. Denn gerade in diesem Puncte haben die Menschen, bald für sich selbst, und bald für andere, schon unsäglich viel Kunst verschwendet. Schmeicheley und Eigenliebe, Gefühl und Schwärmerey, Witz und Scharfsinn, Laune und Einbildungskraft fanden hier Raum und Abwechslung im Überflusse. Doch ob an edler Einfalt, an reichhaltiger Gedankenfülle diejenige, die Theodos III. sich bestellte, zu übertreffen sey? — daran zweifle ich wenigstens so lange, bis man mich eines Bessern belehrt.

Dieser Theodos war Anfangs ein bloßer Beamter bey den kaiserlichen Staatsgefällen zu Adramitum in Phrygien. Die Soldaten einer griechischen, gegen die Sarazenen ausgeschickten Flotte zwangen ihm in einem Aufstande die Kaiserwürde, so sehr er sich dagegen sträubte, auf, und Anastasius II. mußte ihm auf dem Throne Platz machen. Er regierte löblich, nur allzu mild. Doch bald darauf erschien Leo, der Isau-

rier, an der Spitze einer fürchterlichen Landmacht; und kaum hörte Theodos: daß sein einziger Sohn in Leo's Hände gefallen sey, so erboth er sich zur freywilligen Entsagung der Herrschaft und zur Wahl des geistlichen Standes, wenn man ihm versprüche, seines Lebens zu schonen. Dieß geschah. Theodos und sein Sohn gingen zu Ephesus ins Kloster. Nie fiel dem herabgestiegenen Monarchen ein, nur den kleinsten Anspruch auf weltliche Hoheit zu erneuern. Doch lebte er in allgemeiner Achtung, und starb sogar im Geruche der Heiligkeit. Auf sein Grabmahl aber geboth er das einzige Wort zu setzen: Genesung!

Und ich wiederhohle es: Nie flossen nach meiner Empfindung Tugend, Philosophie und Religion so enge in einem Worte zusammen.

War dieſer Betrug verzeihlich?

Karoline, Gräfin von Mallzahn, ſtand jetzt an einem Zeitpunct, der Wenigen gefällt, am Schluſſe ihres mittlern Alters. Den größten Theil ihres Lebens hatte ſie in der Reſidenz und am Hofe zugebracht; war, weil es ihr Vater geboth, die Gemahlin eines geheimen Raths und Kammer-Präſidenten, — weil es der Fürſt ſo haben wollte, Oberhofmeiſterinn bey der Herzoginn geworden; hatte durch Rang und Reichthum Achtung genug genoſſen, und doch auch oft eine gewaltige Öde in ihrem Herzen gefunden. Denn dieſes Herz, von Natur einfach und ſanft, ſah ſich ganz gegen ſeinen Wunſch in das Gewirr der großen Welt geworfen, freute ſich eines edlen Gefühls mehr, als alles adeligen Schimmers; ſtrebte nach dem Beyfall des eigenen Gewiſſens ſtärker, als nach den Lobſprüchen des feinen, oft überverfeinerten Zirkels; verrieth ſich oft durch freymüthige Äußerungen der Zunge, und ward eben deßhalb nicht ſelten verkannt, und verſpöttelt.

Im 50. Jahre verlor ſie ihren Gemahl, deſſen Miniſterſtolz ſie oft durch ihre abſtechende Sanftmuth

gemildert, den sie durch linde Bitten von manchem Ungerechtigkeit abgehalten, und in dessen Amtsgeschäfte sie doch nie sich eingemischt hatte. Von nun an strebte sie, ganz dem Hofe sich zu entziehen, trat ihren Posten ab, um den sofort 20 Damen sich zankten, und 19 krank wurden; wählte sich ein Landgut, fern von der Hauptstadt zu ihrem Wohnort, und ward, — da sie bisher nur die Mutter eines Sohnes gewesen war, — jetzt die Mutter von mehr als 100 Familien.

Denn seitdem sie hier lebte und webte, überall mit eigenen Augen sah, mit eigenen Ohren hörte, — seitdem wagte es keiner ihrer Beamten mehr, den Schweiß des Unterthanes zu erpressen; seitdem blieb keine, noch so linde Klage mehr ungehört, keine billige ungeachtet; seitdem ward der fleißige Arbeiter belohnt, der träge ermuntert, der dürftige unterstützt. Sie ging fleißig hinab in die Hütten, und erlaubte es eben so gern, daß man auf das Schloß zu ihr komme. Zu ihr schlich oft am Stabe der Greis und der Kranke, und hohlte sich Arzney oder Labung; zu ihr nahm der Bedrängte in jeder Verlegenheit seine Zuflucht; selbst der Zwiespaltige übertrug ihr die Entscheidung seines Zwistes, und befolgte — ihr Urtheil, das sie gewöhnlich nur einen Rath zu nennen pflegte.

Einst, als sie bey der Kirchweih ihres Dorfes den Tänzen zusah, die, nach dortiger Landesart, unter freyem Himmel, im Schatten einer großen Linde aufgeführt wurden, brachten ihr die jüngern Mädchen des Kirchspiels einen großen, zierlich gewundenen Blumenkranz, nebst einer Art von Glückwunsch. Die Sprecherinn dieses Reimchens war eine kleine, un-

gefähr zehnjährige, blauäugige Blondine; und die sechzig oder siebenzig Worte ihrer Rede waren so ausdrucksvoll, so gut gewählt, daß die Gräfinn sich nicht enthalten konnte zu fragen: wer dieses artige Compliment sie gelehrt habe? Sie staunte, als das kleine Geschöpf ganz dreist erwiederte: es sey nur ihre eigene Erfindung gewesen; staunte noch mehr, als sie beym weitern Gespräch fast lauter solche Antworten bekam, die auch dem Besterzogensten Stadtmädchen keine Schande gemacht hätten. Sie erkundigte sich nun genauer nach derselben, und erfuhr, daß ihre Ältern gerade zur dürftigsten Classe im ganzen Dorfe gehörten, und mit sieben lebendigen Kindern reichlicher, als sie wohl wünschten, begabt wären. Sie winkte der Mutter, die von ferne stand, näher zu treten, und vernahm von ihr: „daß dieses Mädchen schon im dritten oder vierten Jahre so viel Lust zum Lesen und Schreiben geäußert, daß sie nicht eher geruht, bis man zur Schule sie geschickt habe; daß sie dort in wenigen Monathen mehr, als ihre übrigen Geschwister in so vielen Jahren, gelernt hätte; — daß sie auch zum Nähen und Spinnen viel Hang und Geschick, aber gar herzlich wenig Lust zu aller gröbern Handarbeit zeige."

Jedes Wort dieser Erzählung bestätigte die Gräfinn in dem gleich Anfangs gehegten Gedanken, daß in diesem Mädchen mehr geistige Anlage sich befinde, als einer bloßen Bäuerinn nothwendig, ja auch wohl zuträglich sey. Es entstand in ihr der Vorsatz, dasselbe für sich, dem Nahmen nach als eine Kammerdienerinn, in der That zur Gesellschafterinn aufzuziehen. Sie machte der Mutter gleich in der ersten Wärme einen förm-

vorzüglich in Schlesien, sich aufgehalten. Dort hatte er geheirathet, und allmählig eine so zahlreiche Familie zusammen gebracht. Dort hatte er auch bey mehreren Herrschaften in Diensten gestanden, sich immer anständig fortgeholfen, und von ihnen allen die besten Zeugnisse aufzuweisen. Nur ein unglückliches Ungefähr wollte, daß er in seiner letzten Condition seinen alten, gütigen Herrn, durch den Tod*), und zwar gerade zu der Zeit verlor, wo man, den öffentlichen Zeitungen nach, in Prag die glänzendsten Anstalten zur Huldigung von Leopold II. machte. Da unser Conditor schon längst einen innern Trieb zur Rückkehr in seine Vaterstadt empfunden hatte, und dort bey einer so festlichen Gelegenheit leichter als sonst und irgendwo anzukommen hoffte, so hatte er den unglücklichen Einfall, sich wieder mit Weib und Kindern dahin zu verpflanzen, und führte ihn wirklich aus. Zwar Anfangs gelang es ihm auch, bey der k. k. Conditorey auf hiesigem Schlosse mit angestellt zu werden. Aber der Hof kehrte in wenig Wochen nach Wien zurück; unser armer, halber Fremdling ward entlassen, both wohl an zwanzig Orten seine Dienste an, fand aber überall den Platz schon besetzt. Vergebens suchte er wenigstens eine einstweilige Versorgung, als Hausmeister, Thürsteher oder von einer anderen ähnlichen Art zu erhalten; jeder ehrliche Ausweg, den er einzuschlagen sich be-

*) Es war ein Graf von H—f—ld. Der Sohn und Erbe desselben verabschiedete die ganze Dienerschaft des Vaters, weil er eine vierjährige Reise anzutreten Willens war.

mühte, mißlang. Eben seine zahlreiche Familie erschwerte alles Unterkommen sowohl, als alles Weiterreisen. Nach und nach setzte er nicht nur sein erübrigtes weniges, bares Geld, sondern auch alle seine andern Habseligkeiten zu. Das Almosen einiger mitleidigen Seelen fristete zwar noch das physische Leben der Verarmten. Doch kaum hatten die Kinder noch das nothdürftigste Gewand, um ihre Blöße zu bedecken. Oft schien die Sonne schon lange in ihr Zimmer, und sie wußten noch nicht: wo Brot für den nächsten Mittag herzunehmen sey? — Wie sollte es jetzt erst werden, da der Winter einzubrechen, und tausend Nothdürftigkeiten zu fordern begann?

Indem der arme Conditor dieß Alles so bey sich überlegen, und freylich wohl in seiner Miene Gram genug ausdrücken mochte, blieb unter den Vorübergehenden ein Mann, in einen Mantel eingehüllt, bey ihm stehen, und fragte: was ihm fehle? Es war, das zeigte seine ganze Kleidung, nur ein gemeiner Mann, von dem sich wenig oder gar keine Unterstützung hoffen ließ; da aber dem Unglücklichen schon dann immer ein gutes Theil leichter um das Herz wird, wenn er nur Jemanden findet, der Antheil an seinem Kummer nehmen will, so ließ sich auch unser Conditor nicht lange bitten, allen oder doch seinen hauptsächlichsten Gram vor diesem Fremden auszuschütten. Aufmerksam hörte derselbe ihm zu, sprach am Ende ein Paar Worte von Bedauerung, und — ging.

„Wenn er dir wenigstens auch nur ein kleines Almosen gegeben hätte, mochte wahrscheinlich die Empfindung des bekümmerten Vaters bey diesem Weggehen seyn. Er sah dem Fremden noch einige Schritte

nach, und verfiel gar bald wieder in sein voriges düsteres Nachdenken; wenige Minuten, vielleicht auch eine Viertelstunde (denn nichts ist trügender als die Zeitrechnung der Schwermuth!) mochte es gedauert haben, als ihn wieder Jemand bey der Hand faßte. Er blickte auf, und es war — der vorige Fremde, der abermahls, doch jetzt in einem bloßen Oberkleid vor ihm stand. „Nehmt hin! sprach er, und reichte ihm eine Handvoll kleiner Silbermünze: es sind vier Gulden. Ich hätte Euch vorhin gern schon etwas und noch mehr gegeben; aber ich hatte selber nichts. Jetzt habe ich meinen Mantel verkauft. Hier ist das Geld dafür! Ich sehe, Ihr braucht es noch nöthiger, als ich den Mantel." Indem der Conditor ganz erstaunt da stand, indem er eben seinen Dank stammeln, und wenigstens nach dem Nahmen seines Wohlthäters fragen wollte, war dieser schon weg. Nie haben ihn seine Augen wieder gesehen.

Wenn es edle Handlungen gibt, die man beym Erzählen dadurch entweiht, daß man über ihren Werth auch nur ein Wort weiter spricht, so ist diese gewiß eine davon.

Die

Die schönste Grabschrift.

Im Gespräche einiger Freunde wurde ein Mahl die Frage aufgeworfen: Welche Grabschrift wohl für die schönste unter allen bisher bekannten gelten könne? — Ganz leicht dürfte diese Auflösung nicht seyn. Denn gerade in diesem Puncte haben die Menschen, bald für sich selbst, und bald für andere, schon unsäglich viel Kunst verschwendet. Schmeicheley und Eigenliebe, Gefühl und Schwärmerey, Witz und Scharfsinn, Laune und Einbildungskraft fanden hier Raum und Abwechslung im Überflusse. Doch ob an edler Einfalt, an reichhaltiger Gedankenfülle diejenige, die Theodos III. sich bestellte, zu übertreffen sey? — daran zweifle ich wenigstens so lange, bis man mich eines Bessern belehrt.

Dieser Theodos war Anfangs ein bloßer Beamter bey den kaiserlichen Staatsgefällen zu Adramitum in Phrygien. Die Soldaten einer griechischen, gegen die Sarazenen ausgeschickten Flotte zwangen ihm in einem Aufstande die Kaiserwürde, so sehr er sich dagegen sträubte, auf, und Anastasius II. mußte ihm auf dem Throne Platz machen. Er regierte löblich, nur allzu mild. Doch bald darauf erschien Leo, der Isau-

rier, an der Spitze einer fürchterlichen Landmacht; und kaum hörte Theodos: daß ſein einziger Sohn in Leo's Hände gefallen ſey, ſo erboth er ſich zur freywilligen Entſagung der Herrſchaft und zur Wahl des geiſtlichen Standes, wenn man ihm verſpräche, ſeines Lebens zu ſchonen. Dieß geſchah. Theodos und ſein Sohn gingen zu Epheſus ins Kloſter. Nie fiel dem herabgeſtiegenen Monarchen ein, nur den kleinſten Anſpruch auf weltliche Hoheit zu erneuern. Doch lebte er in allgemeiner Achtung, und ſtarb ſogar im Geruche der Heiligkeit. Auf ſein Grabmahl aber geboth er das einzige Wort zu ſetzen: Geneſung!

Und ich wiederhohle es: Nie floßen nach meiner Empfindung Tugend, Philoſophie und Religion ſo enge in einem Worte zuſammen.

War dieſer Betrug verzeihlich?

Karoline, Gräfin von Mallzahn, ſtand jetzt an einem Zeitpunct, der Wenigen gefällt, am Schluſſe ihres mittlern Alters. Den größten Theil ihres Lebens hatte ſie in der Reſidenz und am Hofe zugebracht; war, weil es ihr Vater geboth, die Gemahlin eines geheimen Raths und Kammer-Präſidenten, — weil es der Fürſt ſo haben wollte, Oberhofmeiſterinn bey der Herzoginn geworden; hatte durch Rang und Reichthum Achtung genug genoſſen, und doch auch oft eine gewaltige Öde in ihrem Herzen gefunden. Denn dieſes Herz, von Natur einfach und ſanft, ſah ſich ganz gegen ſeinen Wunſch in das Gewirr der großen Welt geworfen, freute ſich eines edlen Gefühls mehr, als alles adeligen Schimmers; ſtrebte nach dem Beyfall des eigenen Gewiſſens ſtärker, als nach den Lobſprüchen des feinen, oft überverfeinerten Zirkels; verrieth ſich oft durch freymüthige Äußerungen der Zunge, und ward eben deßhalb nicht ſelten verkannt, und verſpöttelt.

Im 50. Jahre verlor ſie ihren Gemahl, deſſen Miniſterſtolz ſie oft durch ihre abſtechende Sanftmuth

gemildert, den sie durch linde Bitten von manchem Ungerechtigkeit abgehalten, und in dessen Amtsgeschäfte sie doch nie sich eingemischt hatte. Von nun an strebte sie, ganz dem Hofe sich zu entziehen, trat ihren Posten ab, um den sofort 20 Damen sich zankten, und 19 krank wurden; wählte sich ein Landgut, fern von der Hauptstadt zu ihrem Wohnort, und ward, — da sie bisher nur die Mutter eines Sohnes gewesen war, — jetzt die Mutter von mehr als 100 Familien.

Denn seitdem sie hier lebte und webte, überall mit eigenen Augen sah, mit eigenen Ohren hörte, — seitdem wagte es keiner ihrer Beamten mehr, den Schweiß des Unterthanes zu erpressen; seitdem blieb keine, noch so linde Klage mehr ungehört, keine billige ungeachtet; seitdem ward der fleißige Arbeiter belohnt, der träge ermuntert, der dürftige unterstützt. Sie ging fleißig hinab in die Hütten, und erlaubte es eben so gern, daß man auf das Schloß zu ihr komme. Zu ihr schlich oft am Stabe der Greis und der Kranke, und hohlte sich Arzney oder Labung; zu ihr nahm der Bedrängte in jeder Verlegenheit seine Zuflucht; selbst der Zwiespaltige übertrug ihr die Entscheidung seines Zwistes, und befolgte — ihr Urtheil, das sie gewöhnlich nur einen Rath zu nennen pflegte.

Einst, als sie bey der Kirchweih ihres Dorfes den Tänzen zusah, die, nach dortiger Landesart, unter freyem Himmel, im Schatten einer großen Linde aufgeführt wurden, brachten ihr die jüngern Mädchen des Kirchspiels einen großen, zierlich gewundenen Blumenkranz, nebst einer Art von Glückwunsch. Die Sprecherinn dieses Reimchens war eine kleine, un-

gefähr zehnjährige, blauäugige Blondine; und die sechzig oder siebenzig Worte ihrer Rede waren so ausdrucksvoll, so gut gewählt, daß die Gräfinn sich nicht enthalten konnte zu fragen: wer dieses artige Compliment sie gelehrt habe? Sie staunte, als das kleine Geschöpf ganz dreist erwiederte: es sey nur ihre eigene Erfindung gewesen; staunte noch mehr, als sie beym weitern Gespräch fast lauter solche Antworten bekam, die auch dem Besterzogensten Stadtmädchen keine Schande gemacht hätten. Sie erkundigte sich nun genauer nach derselben, und erfuhr, daß ihre Ältern gerade zur dürftigsten Classe im ganzen Dorfe gehörten, und mit sieben lebendigen Kindern reichlicher, als sie wohl wünschten, begabt wären. Sie winkte der Mutter, die von ferne stand, näher zu treten, und vernahm von ihr: „daß dieses Mädchen schon im dritten oder vierten Jahre so viel Lust zum Lesen und Schreiben geäußert, daß sie nicht eher geruht, bis man zur Schule sie geschickt habe; daß sie dort in wenigen Monathen mehr, als ihre übrigen Geschwister in so vielen Jahren, gelernt hätte; — daß sie auch zum Nähen und Spinnen viel Hang und Geschick, aber gar herzlich wenig Lust zu aller gröbern Handarbeit zeige."

Jedes Wort dieser Erzählung bestätigte die Gräfinn in dem gleich Anfangs gehegten Gedanken, daß in diesem Mädchen mehr geistige Anlage sich befinde, als einer bloßen Bäuerinn nothwendig, ja auch wohl zuträglich sey. Es entstand in ihr der Vorsatz, dasselbe für sich, dem Nahmen nach als eine Kammerdienerinn, in der That zur Gesellschafterinn aufzuziehen. Sie machte der Mutter gleich in der ersten Wärme einen förm-

lichen Antrag deßhalb, und man kann leicht erachten daß derselbe vom Kind, und von den Ältern mit tausendfacher Freude, tausendfachem Dank angenommen ward. Louise — denn in diesen wohlklingenden Nahmen ward das einfachere Elisabeth umgewandelt — kam schon den andern Morgen, als Pflegekind auf das Schloß. Dem Pfarrer des Orts, einem jungen, braven Mann, ward ihr Unterricht, alltäglich ein Paar Stunden hindurch übertragen; was er ihr lehrte, waren nicht tief wissenschäftliche, aber nützliche Kenntnisse, in jeglichem Stande heilsam. Die Gräfinn selbst unterwies das kleine schmeichelnde Mädchen in den anständigsten weiblichen Arbeiten; einige andere ließ sie ihr zeigen. Louise lernte willig, begriff schnell, und behielt fest. Jede Beschäftigung im Hauswesen, und im weiblichen Putz gelang ihr. Sie zeigte bey manchen Vorfällen einen guten natürlichen Geschmack, den Anwendung noch verfeinerte. Da die Gräfinn eine beträchtliche Büchersammlung besaß, und solche fast mit jedem Monath verstärkte, da sie die besten Schriften damahliger Zeit von Louisen sich vorlesen und noch andere auszugsweise erzählen ließ; da sie oft Briefe an ihre Freunde und Freundinnen ihr in die Feder sagte, so ward auch des Mädchens Geist durch Selbstlesen und Nachdenken hinlänglich ausgebildet. Fünf volle Jahre vergingen ihr, als so viel einzelne Wochen. Als sie am Schluß des sechzehnten Sommers stand, war sie im ganzen weiten Sinn des Worts, ein höchst liebenswürdiges, auch im Äußern reizend geformtes Mädchen geworden. Ihre gütige Pflegemutter entwarf im Stillen zu ihrer Versorgung schon manchen Plan. Daß sie ihr nahe bleiben sollte, war die Bedingniß bey je-

dem; — aber das Schickſal, das ſo oft menſchlicher Hoffnung ſpottet, hatte auch über Louiſe ganz etwas Anderes beſchloſſen.

Die Gräfinn Mallzahn hatte — wie ſchon früher erwähnt wurde — einen einzigen bereits erwachſenen Sohn. Wenige Tage vor dem Tode ſeines Vaters war er auf Reiſen gegangen; hatte mit Gemächlichkeit ganz Europa durchwandert, und dann, wenn nicht ganz nach Wunſch, doch mit Bewilligung ſeiner Mutter, den Kriegsſtand ſich erwählt. Er war ein ſchöner, wohlgebauter, — aber auch ganz in den Grundſätzen der großen Welt aufgezogener und eingeweihter junger Mann; im Charakter mehr nach Vater, als Mutter gerathen. Schon ſechs Jahr von ihr entfernt, hatte er nun Urlaub auf ein Paar Monathe genommen, und trug in Geheim manche Sorge, wie er dieſe wohl auf dem allzu ſtillen Landgute hinbringen werde. In den Briefen ſeiner Mutter hatte er zwar einige Mahl geleſen, daß ſie ein Bauermädchen nach ihrer Hand ſich ziehe, aber auch ſtets nur wenig darauf geachtet. — „Es wird ein Kammerkätzchen von gewöhnlichem Schlage ſeyn!“ dachte er, und ſtutzte daher um ſo ſtärker, als er Louiſe das erſte Mahl ſah, und im Geſpräche mit ihr bald fand, daß ſie alle Unſchuld des Landmädchens mit der Munterkeit einer Städterinn verbinde; daß ſie zwar noch nie einen Ball oder ein Theater geſehen habe, aber doch ihren ſchönen Körper mit Anſtand trage; daß ſie durchaus nicht mit Witz und Beleſenheit prahle, und doch Beydes in hohem Grade beſitze. Er machte zuerſt ſeiner Mutter ein ſchmeichelhaftes Compliment über ihre Schöpfungsgabe, und ſagte dann Louiſen ſelbſt ein Paar artige Lobeserhebungen; ſie

hörte ſolche mit ſchamhafter Verbeugung und ſchweigend, aber doch wahrſcheinlich nicht mit Mißfallen an. Er hatte nun oft mit ihr zu ſprechen, und blieb oft Viertelſtunden lang im Vorbeygehen an ihrem Arbeitstiſchchen ſtehen; plauderte, ſcherzte mit ihr, und Louiſe — hatte dagegen nichts einzuwenden. Aber bald verſuchte er auch — wenn nur die Mutter den Rücken wandte, — als ein wahrer junger Officier ſich gröſſere Freyheiten herauszunehmen; und ein Betragen dieſer Art war für Louiſe gänzlich neu. Ihre Scham und Unſchuld fand ſich hierdurch höchlich beleidigt. Sie ſtieß die Hand, die nicht bloß ans Kinn greifen, den Arm, der ſie umſchlingen wollte, raſch und ernſthaft zurück; ja ſie vermied von nun an alle Gelegenheit, ſich nur eine Secunde lang mit ihm allein zu befinden.

Doch eben dieſe Sprödigkeit mehrte die Begier des Grafen. Er konnte ſich's nicht einbilden, daß dieß Ernſt ſey. Schlau genug wußte er es einzuleiten, daß ſeine Mutter bald darauf auf einige Tage zu einer nachbarlichen Freundinn verreiſte, und Louiſe daheim ließ. Noch ſchlauer verſuchte er, unter dem Vorwand eines Morgenſpazierritts, auch von dort ſich auf einige Stunden zu entfernen; ſprengte nach ſeinem Gute; band ſein Pferd in einem Gebüſche des engliſchen Schloßgartens an, und ſchlüpfte durch eine Hintertreppe hinauf, ſpornſtreichs nach Louiſens Zimmer. Das gute, ſich ſicher dünkende Mädchen, ſeit wenigen Minuten erſt aus den Federn gekommen, ſtand ſo eben in einem leichten Nachtgewand vor dem Spiegel, um ihr Haar zu ordnen. Plötzlich hörte ſie ihre Thür mehr aufreiſſen als aufmachen, blickte betroffen ſich um, und ſah den Grafen. Sein Eintrit glich einer Erſcheinung.

Doch eben dieſes halb bewußtloſe Erſtaunen, eben dieſe Halbbekleidung hatte der junge Wollüſtling gehofft, gewünſcht; — und fand ſie jetzt zweyfach reizend. Er erneuerte nun ſeine Bitte: brachte ſeine Worte ſo ſchnell und kräftig als möglich an; bath freylich vor der Hand nur um ein Paar willige Küſſe, ſchritt aber, als er die ehemahlige Antwort wieder erhielt, zu ſo ernſten Maßregeln, daß es einer wahren — Gewaltthätigkeit glich; daß es vielleicht auch nur das Vorſpiel zu einer ſeyn ſollte.

Doch die ſonſt wahrlich nicht überſtarke Louiſe rang jetzt mit Rieſenkräften. Ihre beyden Hände ſtießen den Angreifer weit von ſich. Mit einem Sprunge war ſie dann in einer nachbarlichen Kammer: raſch verriegelte ſie die Thür derſelben von innen. Eben ſo, faſt unglaublich ſchnell, ſchlüpfte ſie durch ein Fenſter auf einen langen Gang, von welchem eine verborgene Stiege auf den Schloßhof führte. Mit zehn oder zwölf Sprüngen war ſie unten; und dann — ſich nicht umſehend, ob irgend jemand ihr folge, ja ſelbſt ihrer Halbnacktheit nicht achtend, — flog ſie immer quer durchs Dorf zur Hütte ihrer Ältern.

Nicht wenig erſchracken dieſe, als ſo ganz unerwartet, zu der Zeit, und in der Geſtalt ihre Tochter hereintrat, oder vielmehr hereinſtürzte. Noch größer ward ihr Erſtaunen, als Louiſe endlich Athem gewann, und ihnen dann ganz offenherzig die Urſache ihrer Flucht geſtand. Zwar konnten Vater und Mutter, — Beyde ein Paar ehrliche Grauköpfe, die in der Einfalt ihres Herzens über Zucht und Ehrbarkeit ganz nach den Vorſchriften der Bibel dachten, — das Betragen ihrer Tochter nicht tadeln, ſuchten fürs erſte nur, ſie zu

trösten, und traten dann mit ihr in Überlegung, was nun anzufangen sey? Aber freylich diese Letztere war höchlich schwer. Zurück aufs Schloß wollte Louise für keinen Preis mehr gehen. Eben so wenig konnte sie auch bey ihren Ältern bleiben. Nicht gerechnet, daß die Armuth derselben, — wiewohl die milde Gräfinn manchen Zuschuß ihnen gewährte, — keine neue Kostgängerinn duldete; nicht gerechnet, daß die nun schon an bessere Nahrung gewöhnte Louise hier gewiß nicht mehr sich wohl befunden hätte, so war sie ja hier nicht einmahl vor den Zudringlichkeiten des jungen Grafen gesichert! Seine Mutter konnte, wenn es ihr falsch vorgetragen ward, eine solche Entfernung leicht sehr übel deuten; konnte ihrem Sohne mehr als einer Fremden glauben; konnte ihre Rückkunft fordern, und im Weigerungsfall des schwärzesten Undanks sie beschuldigen. Kurz im Dorfe selbst durfte Louise keineswegs bleiben; nur, wohin sie sich begeben sollte, das wußte sie nicht; das wußten weder Vater noch Mutter.

Endlich ward man einig, den Herrn Pfarrer deßfalls zu befragen. Er hatte ja Theil an Louisens Erziehung; hatte bey jeder Gelegenheit sie höchlich gelobt, war ein Mann von Klugheit und Frömmigkeit zugleich. Unter dem Vorwande, daß seine unpäßliche Gattinn sich nach einem Zuspruch ihres Beichtigers sehne, lockte ihn Louisens Vater herbey. Er stutzte nicht wenig, als er, statt der vermutheten Kranken, die gesunde, aber höchst traurige Louise hier fand, und von ihr beschworen ward, mit einem guten Rath ihr Beystand zu leisten. — Höchst wahrscheinlich, daß Ihro Wohlehrwürden im Herzen wünschten, mit einem solchen Ansuchen verschont zu bleiben, und daß sie bey

ſorgten, im Verfolg von jeder Einmiſchung nur Verdruß zu haben. Er beſtrebte ſich daher auch einige Minuten hindurch, dem furchtſamen Mädchen die Gefahr geringer, als ſie ſich dieſelbe denke, zu ſchildern. Er rieth ihr Rückkehr — Vorſicht — im höchſten Nothfall: Aufrichtigkeit gegen ihre Wohlthäterinn. Er hatte in jeder Rückſicht Recht mit dieſer Ermahnung. Aber als er Louiſe unerſchütterlich in ihrem Vorſatze fand, als ſie mit Thränen betheuerte: nun ſo wolle ſie allein, bloß im Vertrauen auf Gott und ihre Unſchuld, in die weite Welt gehen, und ſehen, wo ſie bleiben werde; da rührte ihn dieſe, zwar übertriebene, aber auf einen guten Boden aufſchießende Schwärmerey; da fiel ihm wirklich zuletzt ein Auskunftsmittel ein; und er rückte mit demſelben, doch erſt nach manchem Verſprechen der tiefſten Verſchwiegenheit, hervor.

Er hatte zu Dr** eine weitläufige Verwandte, die von der Haubenſteckerinn nach und nach bis zur Putzhändlerinn aufgeſtiegen war, und eine beträchtliche Kundſchaft haben ſollte. Ihr Ruf war unbeſcholten; nicht als ob ſie die ganze Lebenszeit hindurch von Stein und Marmor geweſen wäre; aber ſie ſtand nun tief in den Vierzigen, und war häßlich, wie die Sünde. Der Näherinnen brauchte ſie immer viele. Louiſens Geſchicklichkeit konnte ihr vielleicht nützlich ſeyn. An dieſe erboth ſich der Paſtor daher einen Empfehlungsbrief zu ſchreiben. Mit Entzücken nahm Louiſe dieß Erbiethen an. Von ein Paar ältern Hausanzügen, die ſie ſchon abgelegt, und ihrer Mutter für die jüngern Geſchwiſter gegeben hatte, die aber nun wieder hervorgeſucht wurden, bereitete ſie ſich eine ziemlich anſtändige Kleidung, arbeitete tief in die Nacht, und machte ſich doch

ſchon mit früheſter Tageszeit, nebſt ihrem Vater zu Fuß auf die Reiſe nach Dr**. Des dritten Abends kamen ſie dort an, und fanden Madam Bellwings — ſo hieß die Putzhändlerinn — Gewölbe und Wohnung. Sie ſtutzte ein wenig, als ſie das prieſterliche Empfehlungsſchreiben las; ſie machte viele Schwierigkeiten, demſelben nachzukommen; ſie beſah ſich ſogar mißtrauiſch genug Louiſen von allen Seiten. Doch gefiel ihr das Äußere des armen, ſchüchternen Mädchens. Einige Proben ihrer Geſchicklichkeit, in Eile begehrt und geleiſtet, überzeugten ſie, daß eine ſolche Koſtgängerinn ihre Koſt reichlich bezahlen werde. Sie entſchloß ſich daher, dieſelbe zu behalten; und der gute alte Vater ging allein, — aber auch eben deßhalb getröſteter in ſeine Heimath.

Hier war, kaum eine halbe Stunde vor ihm, auch die Gräfinn zurück gekommen, und nicht wenig erſtaunt, als ſie Louiſen nirgends fand, ja als ſie ſogar vernahm, daß man ſchon ſeit etlichen Tagen ſie vermiſſe. Sie ſchmählte aufs Ernſtlichſte, daß man nicht ſofort ſie davon benachrichtigt habe; ſie ſtellte bey allen Hausgenoſſen die ſtrengſte Unterſuchung an. Viele derſelben muthmaßten heimlich etwas von der wahren Beſchaffenheit; denn ein Gärtnerburſch hatte des Grafen angebundenes Pferd und ihn ſelbſt, wie er verdrießlich zurück ſchlich, bemerkt; eine Küchenmagd hatte Louiſen bey ihrer blinden Flucht von Weitem geſehen, und zur Hälfte erkannt, auch über das offene Kammerfenſter und die verriegelte Thür waren manche Gloſſen gemacht worden. Aber Keiner und Keine fanden es räthlich, vor dem Ohre der Gräfinn ihre Vermuthungen zu äußern, und ihren künftigen Gebiether dabey anzu-

ſchuldigen. Ein Paar Liebesdiener munkelten ſogar von der Möglichkeit, daß Louiſe mit einem heimlichen Buhlen entwichen ſey. Man wollte einen fremden jungen Mann durch den Garten unter ihrem Fenſter haben ſchleichen ſehen, und ſo weiter. Mit Widerwillen verwarf die edle, argwohnloſe Gräfinn eine ſolche Beſchuldigung, ſie ging ſelbſt zu Louiſens Ältern; ſie erkundigte ſich mit der innigſten Theilnahme nach jedem noch ſo kleinen Umſtand; auch dieſe verſicherten, ihre Tochter ſeit acht oder zehn Tagen mit keinem Auge geſehen zu haben. Daß ſie dieſe Erklärung ſo ziemlich gelaſſen, — nur mit ein Paar einzelnen Thränen thaten, befremdete die gute alte Dame ein wenig. — Sie durchſuchte Louiſens Habſeligkeiten und Schreibereyen aufs Genaueſte. Keines ihrer Kleidungsſtücke fehlte; keine Zeile machte ſie verdächtig; und doch war ſie verſchwunden. Die Gräfinn war mehrere Mahl Willens, eine öffentliche Anfrage ihretwegen ergehen zu laſſen; ſie befragte den Paſtor deßhalb; und er widerrieth es mit möglichſter Behuthſamkeit. Die gute alte Dame, nachdem ſie überall geforſcht und nirgend eine Spur gefunden hatte, mußte ſich endlich wohl zufrieden geben.

Am vergnügteſten, als ſie mit ihren Erkundigungen nachließ, war — ihr Herr Sohn. Auch ihn hatte ſie ein Paar Mahl mit Blicken angeſehen, die ihn beunruhigten. Warum Louiſe entwichen ſey, wußte er nur allzugut; doch wohin; war ihm unerklärlich. Viel nachzufragen wagte er nicht einmahl. Denn er ſpürte gar wohl, er ſey nicht verdachtlos. Zuweilen wohl machte er ſich heimlich Vorwürfe, — „Wer weiß, wo ſie hülflos herumirrt!" dacht' er manchmahl: aber dann

tröstete er sich eben so schnell mit dem Gedanken; „die Thörinn! ich wollte ihr ja kein Leids thun! Wer hieß ihr mich für einen Basilisken halten? Ist es dem Bauernmädchen nicht Ehre genug, wenn sich ein Graf und ein Officier in ihre Larve verliebt?“ — Nach einigen Wochen ging er wieder zu seinem Regimente und vergaß, nach der gewöhnlichen Sitte gewisser Standespersonen bald der beleidigten Person und seines Fehltrittes.

Indeß Louise so vermißt — verleumdet — und endlich für gestorben oder verdorben angesehen ward, lebte sie zwar ein sehr eingeschränktes, mühsames, aber nach ihrem eigenen Gefühl nicht unangenehmes Leben. Durch Fleiß, Willfährigkeit, Geduld und Genügsamkeit erwarb das brave Mädchen sich bald das volle Zutrauen ihrer angeblichen Muhme. Mit frühesten Morgen schon bey ihrer Arbeit zu nichts verdrossen, was sie erlernen oder versuchen sollte, — so eingezogen, daß es ihr schon genügte, wenn Madame Bellwing nur je zuweilen bey einem sonntäglichen Spaziergang sie mitnahm, — in ihren Wünschen so bescheiden, daß sie es schon mit Dank erkannte, wenn es ihr erlaubt ward, des Abends ein Paar Stunden bey Lesung eines nützlichen oder angenehmen Buches auszuruhen — zeigte sie zum Gewerbe ihrer Pflegerinn die trefflichsten Gaben. Denn nicht genug, daß alle jene modischen Kleinigkeiten des vielfachsten, wandelbarsten Dings unter der Sonne des Frauenzimmerputzes, aus London und Paris, aus Wien und Berlin verschrieben, von ihr mit täuschender Kunst nachgebildet wurden; sie wußte auch allem dem, was durch ihre Hände ging, einen Zusatz von Nettigkeit und Geschmack zu geben,

der ſich weit über das Gewöhnliche erhob. Bald wurde dieß von Käufern und Käuferinnen bemerkt; bald kam, vorzüglich durch ihr Verdienſt, das ſchon vorher als gut bekannte Galanteriegewölbe zum Ruf des beſten in ganz Dr** und jede Dame von ſo genanntem guten Tone, jedes Fräulein, das auf dem nächſten Ball Anbether zu haben wünſchte, ſchämte ſich irgendwo anders als bey Madam Bellwing, ihr Kopftuch oder ihr Buſentuch einzukaufen. Faſt gleiche Beſchaffenheit hatte es mit den jungen Stutzern. Da Louiſe wenigſtens einige Stunden des Tages im Gewölbe und beym Handverkauf zubringen mußte, ſo kam bald ihre Schönheit, die Anmuth ihres Betragens, der feine Ausdruck jeder ihrer kleinſten Reden zu ſo allgemein günſtiger Bemerkung, daß oft die Kammerherren und Kammerjunker zu halben Dutzenden ſich einfanden; daß Manches Geſchenk für Schweſter, Nichten und — Freundinnen nur deßhalb von ihnen gekauft ward, um bey der Gelegenheit auch mit der ſchönen Vogtländerinn — ſo nannte man Louiſen gewöhnlich — ſprechen zu können; und die Herren mit Uniformen und vom — Wehrſtande pflegten, wenn ihnen auch ſonſt nichts gebrach, treulich für doppelten Preis hier ihre Kokarden machen zu laſſen; und hatten bey dem Weggehen gemeiniglich, nichts auszuſetzen, als daß dieſes niedliche Geſchöpf ſo verdammt — züchtig ſey.

Madame Bellwing ſelbſt war gegen Louiſens Verdienſt nicht blind, und nicht unerkenntlich. Nicht genug, daß ſie ihr bald Anfangs ſchon über Koſt und Kleidung noch einen kleinen Gehalt ausſetzte; daß ſie ſolchen in drey Jahren drey Mahl freywillig — obſchon freylich nur um wenige Thaler — ſteigerte; daß ſie

bey jeder Gelegenheit ihr mehr Achtung, als ihren Gespielen, erwies; sondern als sie erfuhr: daß schon ein Paar von ihren Zunftgenossinnen um dieses nützliche Mädchen geworben, größere Vortheile ihr angeborhen, und doch abschlagige Antwort erhalten hätten, da war sie endlich großmüthig, oder vorsichtig genug, ihr eine verhältnißmäßige Theilnahme des steigenden Gewinnes einzuräumen, ja ihr völlige Handlungs-Genossenschaft zu versprechen, wenn sie nur noch ein oder zwey Jahre in ihrem jetzigen Posten aushalte. Ein Erbiethen, das Louise nicht mit Zufriedenheit bloß, sondern auch mit Dank annahm.

Einer alten Einrichtung nach, pflegen in Chur S... jährlich zwey Regimenter Fußvolk in die Hauptstadt des Landes als Besatzung einzurücken, und so unter sich abzuwechseln, bis der Zirkel von Neuem anfängt. Drey Jahre und einige Monathe darüber war Louise im Dr.., da traf die Reihe auch das Regiment, bey welchem Graf Mallzahn als Officier in Diensten stand. Schon am zweyten Tage, nach seiner Einrückung hörte er von einigen seiner Kameraden, die schöne Vogtländerinn als ein ganz englisches Mädchen preisen; und schon am nächsten Morgen — denn Herren seiner Art sind wißbegierig! — wollte er mit eigenen Augen sich überzeugen, wie viel an jener Lobeserhebung Wahrheit oder Zusatz sey? Mit neugierigem Blick trat er in das Gewölbe. Aber wie stutzte er, Trotz seiner soldatischen Keckheit, als er in diesem ihm so gepriesenen Frauenzimmer gleich in der ersten Secunde dieselbe Louise wieder erkannte, die er vor einigen Jahren so gröblich beleidiget hatte. Fast wäre ein lauter Ausruf der Verwunderung ihm entschlüpft. Er stammelte;

melte; er wußte nicht gleich, wornach er ſich erkundigen ſollte? Auch ſie erinnerte ſich ſeiner gleich ſchnell, gleich richtig. Scharlachroth ward ihr Geſicht; ſie legte das Nähzeug weg, das ſie in Händen hatte, und entfernte ſich mit der ſichtlichſten Unruhe.

Mit neuer Gewalt entflammte ſich von dieſem Augenblick an der Liebe heftigſtes Feuer in Graf Mallzahns Bruſt. Er konnte dieſen ganzen Tag hindurch keinen andern Gedanken gewinnen, als ſie, — als ſie, die ſo ſeltſam Wiedergefundene! Er ermangelte nicht, des andern Morgens wieder hinzugehen; er hatte ſich künſtlich genug die ganze ſchlafloſe Nacht hindurch überdacht und geordnet: wie er ſie anreden — was er vorwenden — womit er ſich entſchuldigen wolle. Aber er hätte auch alle dieſe Mühe ſich erſparen können; denn Louiſens ſcharfes, wachſames Auge war ſeiner von Weitem ſchon inne geworden, und ſie verſchwand wieder, indem er zum Gewölbe hereintrat. Acht Tage hinter einander geſchah ganz das Gleiche. Er kam jeden Morgen, nur zu verſchiedenen Stunden. Immer entwich Louiſe durch die hintere Thür, indem er zur vordern hineinſchritt. Mallzahn hätte verzweifeln mögen vor Ärger und Ungeduld. Louiſens Schönheit ſtieg in ſeiner Schätzung mit jedem Tage. Selbſt der halbverächtliche, verweiſende Blick, den ſie bey dem Weggehen auf ihn zu werfen pflegte, erhöhte nach ſeinem Gefühl, — vielleicht auch nach ſeinem Bewußtſeyn, ihn verdient zu haben — ihren Reiz.

Am neunten Tage fiel unſerm Grafen ein Mittel bey, von welchem es ihn gleich ſtark wunderte, und verdroß, daß er nicht früher ſchon darauf gerathen ſey. Er beſchloß, bey der ältern Dame anzubringen,

was die Jüngere nicht hören wollte. — Er hatte schon jetzt, natürlicher Weise täglich etwas eingekauft, aber es waren Kleinigkeiten gewesen. Jetzt machte er sich durch einen ansehnlichen, unbehandelten, zwey Mahl kurz hinter einander getroffenen Einkauf bey Madame Bellwing bemerkt und beliebt; sprach dann aufrichtig mit ihr; fand, daß sie von Louisens Schicksal etwas, doch nicht alles wisse, ergänzte treulich das Fehlende; gab sich dabey völlig aller Sünden schuldig; wußte jedoch auch von Reue, von Erkenntniß seines Unrechts, vom innigsten Wunsch es auszusöhnen, von wahrer Besserung, von Dankbarkeit und dergleichen einen so allerliebsten Mischmasch herzuschwatzen; wußte vorzüglich am Schluß der Rede, diese leeren Worte mit so wichtigen Gründen zu unterstützen, daß er die eigennützige und schwache Bellwing bald ganz gewann. Sie versprach ihm Fürbitte bey Louisen einzulegen; sie that es wirklich; sie erhielt Anfangs das entschlossenste: „Nimmermehr!" und: „Ich mag von dem Nichtswürdigen kein Wort mehr hören!" zur Antwort; Aber sie kam so oft, zu so verschiedenen Zeiten mit ihrer Vorstellung wieder; sie wußte ihr eigenes Ansehen so schonend und so kräftig zugleich einzumischen, daß Louise endlich doch versprach, sie wolle Mallzahns Gegenwart nicht mehr so erbittert meiden; daß sie ihm wirklich dann und wann ein kleines gleichgültiges Gespräch, doch nur in Gegenwart eines Dritten, gewährte. Sobald er hingegen die kleinste Bitte um Vergebung, oder ein bedeutendes Compliment auf ihre Reize einweben wollte, verbeugte sie sich schweigend und — ging.

Das wäre ein sehr schlechter Soldat, wohl gar ein sehr schlechter Mann zu nennen, der bey einem Mädchen, das er liebt, mit einem solchen Verhältnisse lange sich begnügte! Auch Mallzahn ward des bloß gleichgültigen Gespräches bald überdrießig; steckte sich von Neuem hinter die angebliche Muhme, und bath: ihr gutes Wort für ihn zu wiederhohlen und zu erweitern. Sechs Paar Spitzen-Manschetten, zu doppeltem Preise bezahlt, machten die Alte willig. Sie begann wieder so oft, so fein, so vortheilhaft das einsame Abendgespräch auf den ganz — allerliebsten, schön gewachsenen, artigen Grafen zu leiten; wußte jedes Wort, das er gesagt hatte, so herauszuheben, wußte ihn in so vortheilhafte Vergleichung mit Andern zu bringen, daß endlich ein Mahl in einer zutraulichen Minute Louise ihrer Handlungsgenossinn — denn bis so weit hatte indeß die Lage ihrer Sachen sich verbessert! — erröthend gestand: auch ihr sey Anfangs der Graf nicht ganz gleichgültig gewesen. Mit Wohlgefallen habe sie seinem erstern, theils muntern, theils einschmeichelnden Tone zugehört; und wäre er bey diesem geblieben, wäre er nicht zu solchen offenen Gewaltthätigkeiten übergegangen, so würde sie zwar nicht ihre Pflicht vergessen haben; aber auch nicht so — vor ihm geflohen seyn.

Man kann leicht denken, daß von diesem Geständnisse keine Sylbe verloren ging; und aufgemuntert durch den bekannten Satz: daß jedes Feuer auch Funken hinterlasse, unterrichtet von der schwachen Seite seiner Geliebten, unterstützt durch jene zweydeutige oder vielmehr nun bestochene Freundinn, entwarf der Wollüstling einen Plan, der nur allzugut ihm glückte.

Eintritt in Madame Bellwings Behauſung war ihm in jeder Rückſicht erlaubt. Er bediente ſich dieſer Erlaubniß ſo beſcheiden, daß er nie davon Mißbrauch machte. Er drang ſich nie in Louiſens Zimmer; aber er ſchien ihr jeden Augenblick, den ſie in Geſellſchaft mit ihm zubringen wollte, innigſt zu verdanken. Er both ihr nie ein Geſchenk an; aber er ſorgte für ihre Liebe zum Leſen. Die beſten Bücher erhielt ſie von ihm, früher noch, ehe ſie irgend ein Bücherverleiher ausboth. Er kam oft in ihr Gewölbe; aber dann war es immer ein Kauf für ihn oder einen Andern ſeines Standes. In fremder Gegenwart, und auch wenn er ſie allein fand, behandelte er ſie mit einer Achtung, einer Feinheit, die er gegen keine ſeines Standes, die er gegen eine Herzoginn nicht ſorgfältiger hätte äußern können. Mit jener linden Schwermuth, jener ſtummen Aufmerkſamkeit, jener unermüdeten Thätigkeit, jenem wahrhaft warmen Blick verſchloſſener Empfindung ſchmeichelte der Verführer ſo lange um die zwar erfahrner gewordene, doch ſchuldloſe, und eben deßhalb immer noch argwohnleere Louiſe herum, bis er endlich wieder von ſeiner Liebe auch — ſprechen durfte; ſprach dann ſo ſanft, ſo kirrend, daß er bald ihr ganzes Vertrauen ſich erwarb; ging ſo allmählig von Stufe zu Stufe: wußte ſo ſchlau und doch ſo unbeſtimmt das Verſprechen künftiger Heirath mit einzumiſchen, ſo vollſtändig ſeine Geiſtesänderung, ſo innig rein ſeine Zärtlichkeit darzuſtellen, daß Louiſe endlich an einem heitern ſchwülen Sommerabend — im Düſter des entweichenden Tages, zu jener gefährlichen Zeit, wo das Mädchen ungeſehen erröthet, der Jüngling immer kühner ſich anſchmiegt, — von ſeinem Fle-

hen gerührt, von ſeiner Gluth mit ergriffen, nicht wieder wie ehemahls — entfloh; an ihre Pflicht nicht eher gedachte, als da es — zu ſpät war.

Iſt ein Mahl dieſer Schritt geſchehen, dann kann gemeiniglich das arme geſtrauchelte Mädchen nur weinen, nur flüchtige Vorſätze faſſen, und mit denſelben immer tiefer noch in das Netz ihres Verführers fallen. Schwüren, die ihr ſelbſt verdächtig ſcheinen, Unwahrſcheinlichkeiten, die als Wahrheit ihr verrechnet werden, traut ſie nun blindlings, weil ſie — muß; und glücklich dünkt ſie ſich ſchon dann, wenn nur im Arm des Geliebten Reue und Gewiſſensbiſſe — ihr ſonſt ſo treuliches Gefolge — von ihr auf Stunden lang weichen. Dieß war auch Louiſens Fall! Ach ſie wußte gar wohl, wie viel ſie verloren hatte; aber ſie taumelte nun den gewöhnlichen Weg eines zärtlichen, verirrten Mädchens weiter, und empfand auch bald die Folgen davon; empfand, daß ſie — Mutter werden ſolle.

Mit lebhafter Freude ſchien Graf Mallzahn dieſe unter Erröthen, unter dem Erguß ſchamhafter Thränen ihm zugeflüſterte Nachricht zu vernehmen. Er küßte raſch dieſe Letztern von der Wange; er erinnerte ſich von ſelbſt jenes Verſprechens der Ehe; er wiederhohlte den Schwur: Louiſe, meine Gemahlinn, oder nie Eine! aber er führte freylich auch das Leben ſeiner Mutter, die eine ſolche Heirath — und mehr noch die bisherige Geheimhaltung ihres Umganges — tief kränken würde, als ein obwaltendes Hinderniß an; er verſprach auch dieſes vielleicht zu heben, wenn er im nächſten Frühjahr heim reiſen, und nach und nach im Geſpräch die nun im Alter eigenſinnig gewordene Dame herum lenken könne. Louiſe ſeufzte und ſchwieg. — Als

ſie ihm zu gehöriger Zeit, nach möglichſt getroffener Vorſicht der Verheimlichung, eine Tochter gebar, ließ er ſie wirklich auf ſeinen Nahmen taufen; wies der Hebamme, bey welcher Louiſe entbunden worden, und die einen Ort zur Erziehung des Kindes ausgemittelt hatte, ein reichliches Koſtgeld an; und verſprach ſeine Schuld allvierteljährig vorſchußweiſe abzutragen.

Doch indeß war auch die ſeinem Regimente in Dr** beſtimmte Beſatzungs-Friſt verfloſſen; es kehrte zurück in ſein gewöhnliches, nicht allzu fernes Standquartier; und Graf Mallzahn mußte natürlicher Weiſe mit. Zwar ſchlug er Louiſen vor, ihn zu begleiten; ſchwur, daß für jede — nicht Nothwendigkeit allein, ſondern auch anſtändige Bequemlichkeit geſorgt werden ſolle; aber doch war in dieſem Vorſchlag nicht ganz mehr das Feuer ſeiner erſten Wärme, auch konnte Louiſe durchaus nicht ſich entſchließen, ſo ganz vor den Augen der Welt ihre Verirrung darzuſtellen. Sie ſchlug es daher ab, und ein ſchmerzlicher Blick auf den goldenen, von ihm geſchenkten Ring an ihrem Finger geworfen, ſprach ohne Worte deutlich genug. Er verſtand ſie gar wohl; er umarmte ſie feurig, ſchwur ihr öftere Verbindung. Sie glaubte davon, ſo viel ſie konnte, und trennte ſich mit tauſend Thränen. Mallzahn kam das erſtere halbe Jahr hindurch allmonathlich auf ein Paar Tage zu einem heimlichen Beſuch, und ſchrieb wöchentlich Briefe voll ſchwärmeriſcher Zärtlichkeit. Dann fanden ſich Abhaltungen, die ihn wenigſtens zur beſtimmten Zeit einzutreffen hinderten. Dann hatte es ſein Oberſter erfahren, und verſagte ihm nach Art ſolcher alten ſoldatiſchen Griesgrame, den Urlaub; auch ward ihm durch genaue Beobachter jedes unbe-

merkte Wegſtehlen unmöglich. Mit dem Schluß des Jahres wurden der Sendſchreiben immer weniger; ihr Ton ward kälter, — endlich blieben ſie gar aus.

Eine ſehr alltägliche Geſchichte in den Jahrbüchern der Liebe! Ein deſto wichtigeres, deſto qualvolleres Ereigniß für die arme Louiſe! Ihr Schmerz war eine geraume Zeit hindurch faſt Schmerz der Verzweiflung. Sie beſaß Geiſtes-Klarheit genug, um dieſes Verſtummen einige Zeit, bevor es noch eintraf, zu errathen, zu erwarten; aber ſie war auch ſtolz genug, jeden Vorwurf, jede Beſchwerde ſich zu erſparen, deren Unnützlichkeit ſie ſicher voraus ſah. Sie hätte gern durch eben dieſen Stolz ſich ſelbſt geheilt, ſich ſelbſt getröſtet; doch dieß vermochte ſie nicht; und fiel durch dieſen Kampf mit ſich ſelbſt in eine Krankheit, die ſie dem Grabe nahe brachte. Ihre Jugend überwand zwar; aber ihr Schmerz blieb; die Zeit konnte ihn etwas lindern, doch nicht verbannen; auch die Hoffnung erſtarb nicht ganz. Die Richtigkeit, mit welcher Mallzahn noch im zweyten und im dritten Jahre das Koſtgeld ſeines Kindes voraus bezahlte, ließ ſie auf einen ſchwachen Überreſt von Gewiſſenhaftigkeit und fortdauernden Andenken ſchließen; und ach, man gibt ja ſo ungern die Glaublichkeit deſſen, was man wünſcht, Preis! Man täuſcht ſich ſo gern mit günſtigen Schattenbildern, wenn man in der Wirklichkeit nur Stoff zum Grame ſieht.

Wenigſtens blieb Louiſe ihrer Seits dem Treuloſen völlig getreu. Es würde ihr nicht ſchwer gefallen ſeyn, einen andern Liebhaber, — noch mehr auch einen andern Gatten immittelſt zu erlangen. Der kleine Flecken, den ihre Ehre durch den nur ſchlecht verhehlten Umgang mit einem ſo reizenden, vornehmen Wol-

lüſtling erlitten, und der Verdacht, der ſie auch wegen der Folgen dieſes Umgangs getroffen, verblich durch die Zeit und durch ihre, ſtets fortan makellos bleibende Aufführung; ihre Reize erhielten ſich, auch nach Wochenbett und Krankenlager, ungemindert. Sie gewannen ſogar in manchem Auge durch einen Zug der Schwermuth mehr, als ſie durch Abnahme des Feuers im Blick verloren hatten; der Bewunderer und der Bewerber fanden ſich wieder genug ein. Doch ſie war zu gewiſſenhaft, als einen redlichen Mann durch Verſtellung zu täuſchen; zu ſchamhaft, als irgend einem Freunde das Geſtändniß ihrer Schwäche abzulegen, und ſelbſt — im edelſten Verſtande des oft entweihten Wortes — zu empfindſam, als nach jenem liebenswürdigen Verräther einen zweyten Mann lieben zu können. Mit Anſtand und Beſcheidenheit lehnte ſie daher alle Vorſchläge dieſer Art ab; fuhr, auch nach Madame Bellwings Tode, die unerwartet zu ihren Vätern verſammelt ward, in Betreibung ihres Handels fort, und erwarb ſich allmählig ein kleines Eigenthum, von welchem ſie treulich ihrem alten Vater — die Mutter war auch geſtorben — manche Beyhülfe ſchickte, aber auch ſtets ſich hüthete, daß ja niemand auf der Gräfinn Hofe von ihrem Leben und ihrer Lebensart etwas vernähme.

Doch das Maß ihrer Prüfungen war noch nicht voll. Sie ſollte von Neuem und ſtärker an ihren Flüchtling erinnert werden. Der * * Erbfolge Krieg brach aus; die Chur S** Truppen ſtießen zu ihren weit ſtärkern Bundesgenoſſen. Das Regiment, wo Mallzahn diente, war eines von denen, die zuerſt ins Feld mußten, und an einigen Orten wenigſtens ins kleine Ge-

fecht kamen. Es gab in dieſem Kriege der großen Ereigniſſe nicht viele, aber der Gerüchte deſto mehrere. Auch zu Louiſens Ohr drangen manche Poſten, die furchtbar klangen. O wie zagte das unglückliche Mädchen, wenn man ſich wieder erzählte; nun ſey eine große Schlacht unumgänglich; oder wenn man gar verſicherte: nun ſey ſie geliefert; ſo viele Tauſende wären geblieben; ſoviel noch Mehrere gefangen oder verwundet. „Ach!" dachte ſie oft, „wenn unter ihnen auch Mallzahn wäre! Die Rache des Himmels ſucht ja oft den Meineidigen heim. Aber nein! mich — mich zugleich würde ſie treffen. Trauer um ihn würde gewiß auch mich ins Grab ſtürzen!" — Es traf ſie Trauer; nicht von der Seite, wo ſie es jetzt alltäglich beſorgte, ſondern von einer andern, gleich empfindlichen.

Ihr Töchterchen, das einzige Weſen in der Welt; das noch zuweilen in wenigen verſtohlnen Minuten das Leben ihr werth machte, — die kleine holde Marianne, die ſchon Worte zu ſtammeln, Begriffe zu reihen, und der ſchönen, ſie oft beſuchenden Muhme zu liebkoſen vermochte, — ach ſie erkrankte plötzlich und ſtarb. Louiſe glaubte noch nie einen Schmerz, außer dieſem, erfahren zu haben; ſo heftig, ſo durchdringend war er. Nun ſah ſie auch das letzte Band zwiſchen ihr und Mallzahn zerriſſen. Zwanzig Mahl wollte ſie ſelbſt ihm davon Nachricht geben, eben ſo oft entſank die Feder ihrer Hand. Wohl möglich, daß nicht der Schmerz allein, — daß auch ein höheres Schickſal ſie ihr entwand. Zudem wußte ſie ja auch nicht einmahl recht, wohin ſie ihren Brief richten ſolle. Sechs Wochen verliefen indeß; und ſiehe da! neue wichtige Vorfälle trugen ſich zu.

Von ihm — von ihm ſelbſt, dem ſo lange Zeit ſtumm gebliebenen Mallzahn kamen Briefe, an die Frau gerichtet, deren Obſorge er Mariannens Erziehung anvertraut hatte; fürchterlich war der Anfang derſelben, merkwürdig der Inhalt, überraſchend der Schluß. — In einem Vorpoſtengefechte war unſer Graf durch den Unterleib geſchoſſen, war, in letzten Zügen gleichſam, von der Wahlſtatt weggebracht, und nur durch die äußerſte Sorgfalt ſeines Kammerdieners und eines Wundarztes gerettet worden. Auch jetzt ſchien ſein ſtätes, lebenslängliches Loos — Siechthum zu ſeyn. In dieſer Erwartung des Todes, — geſtand er aufrichtig — habe die Verlaſſung Louiſens, und noch weit ſtärker das unbeſtimmte Loos ſeines Kindes ſchwer auf ſeinem Herzen gelegen; und jetzt, da die Hoffnung, in Kriegsdienſten aufzuſteigen, ganz bey ihm verſchwinde; da er ſeinen Abſchied zu nehmen, und auf ſeinen Gütern zu leben entſchloſſen ſey; jetzt ſey er, wenn dieſe ſeine Tochter noch lebe, erböthig, ihrer Mutter ſeine Hand zu geben: mehr, wie er frey geſtehe, aus dem Gefühl väterlicher Zärtlichkeit, als aus dem Gefühl ehelicher Liebe, die einem ſo kränklichen Körper fremd zu werden beginne. Der Tod ſeiner Mutter, den er gerade damahls, als er ſelbſt noch in höchſter Gefahr geſchwebt, vernommen habe, ſetze ihn in Stand, hier ganz nach ſeiner Willkür zu handeln.

Welch ein Gemiſch unbeſchreiblicher Empfindungen, als mit dieſem Briefe die Empfängerinn zu Louiſen hineilte; als ſie mit den kurzen Worten: „da — da leſen Sie!" derſelben ihn darboth; als Louiſe mit einem unterdrückten Schrey die Aufſchrift erkannte; ihn dann zitternd auseinander ſchlug, und mehr —

mehr als ein Mahl las! Welch ein Mitleid bey des Geliebten Todesgefahr! welche bittere Beschwerde über ein Schicksal, das kurz vorher der Hoffnung letzten Schimmer ihr geraubt hatte, und nun der Beraubten noch durch ein falsches Lächeln zu spotten schien! Sie hatte so innig den Verlust ihrer Tochter beweint; hatte oft geglaubt, keine Thräne mehr für ihn übrig zu haben. Jetzt fühlte sie ihn von Neuem, fühlte ihn dreydoppelt wieder; denn Mariannens Leben war ja die Bedingung der ihr anzubiethenden Hand, war die Bedingung ihrer wieder zu rettenden Ehre! Alles glaubte sie, sey damahls schon verloren, als der Geliebte sie verließ; Alles hätte sie jetzt wieder bekommen, was nur ihr inbrünstigstes Gebeth vom Himmel jemahls erflehte. Mit wie bittersüßen Freuden schwebte die täuschende Einbildung vor ihr! Sie sah den Frieden ihres Herzens, die Achtung aller Redlichen, die Liebe ihres Gemahls, — ja durch Sorgfalt, Zärtlichkeit und Ruhe seine Gesundheit zurückkehren, wenn nur — Marianne noch lebte; und alles, alles Dieß verschwand wieder: der schöne Schimmer war sternenlose Nacht, denn ihre Tochter war todt. Ihre Ehe war zerrissen, — bevor sie begann.

Eine kleine Weile gab Louisens Vertraute diesem Jammer sich zu lüften Raum; dann gestand sie zwar, daß die Lage derselben bedenklich sey; fügte aber hinzu, daß sie doch ein Mittel, ihr abzuhelfen, wisse. „Frauen meiner Art," sagte sie lächelnd, „haben der Mädchen mehrere vor sich, die es nicht ruchtbar machen wollen, wenn sie Mütter werden, und welche eben daher die Erziehung mancher ihrer Liebespfänder uns überlassen. Erinnern sie sich des kleinen Mädchens, das mit Ihrer

Tochter zugleich aufwuchs, und meine Nichte heißt? Sie ist nichts weniger als das. Ihre Mutter, ein Fräulein von vornehmem Hause, starb in meinem Gemach an den Folgen einer höchst schmerzhaften Geburt, und setzte, bevor sie starb, ein knappes Legat zu ihrer Tochter Unterhalt aus. Auch dieß fällt so unordentlich, daß ich schon mehr als einmahl die arme Kleine an ein Waisenhaus abgeben wollte. An Alter und Erziehung ist sie mit Mariannen ganz gleich. Ihre Geistesgaben scheinen nicht geringe; vom Herzen ist sie die Güte selbst. Was hindert Sie jetzt, dieselbe für Ihr Kind anzunehmen und auszugeben? Die kleine Unschuldige weiß von ihrer Abstammung kein Wort, und sah ihre Mutter nie. Sie wird mit kindlichster Zärtlichkeit an Ihnen hängen. Auch dem Grafen geschieht kein Unrecht bey diesem Tausche. Er ist so schuldlos auf einer Seite, und so gutthätig auf der andern."

„Und wäre doch," rief Louise im vollsten Feuer der Empfindung aus, „ein Betrug; wohl gar ein schändlicher Betrug! soll ich ihn, nach dem ich so lange seufzte, da er reumüthig in meine Arme zurückkehren will, mit einer Lüge empfangen? Soll ich durch Täuschung unsere erneute Verbindung bewirken? Soll ich ihm ein Kind unterschieben, das seinem Blute fremd ist? Soll ich fürs ganze übrige Leben die Rolle — einer Heuchlerinn spielen? Soll ich in stäter Gefahr schweben, durch andere, und am allererſten durch mich selbst verrathen zu werden? Könnt' ich ihm ins Auge blicken, wenn er mich fragte: ist dieß unsere Marianne? Könnte ichs ansehen, wenn er vielleicht sie inbrünstig ans Herz drückte, und dann — — Nein! ich will seine

bisherige Untreue nicht durch einen Betrug aufwiegen! Ich will aufrichtig handeln, will ihm Alles schreiben — —"

„Und werden dadurch vielleicht seine Lage verschlimmern, seine Krankheit verstärken! die Nachricht von Mariannens Tod wird ihm ein schmerzlicher Verlust mehr seyn; der Anblick jenes kleinen Engels würde wahrscheinlich als Arzeney ihm dienen. Sie können das Glück eines unschuldigen Wesens machen, einem Gewissens-Kranken Beruhigung geben, von neuen Fehltritten ihn abhalten, sich selbst Genugthuung verschaffen, und wollten es nicht, weil der Nahme Betrug Sie schreckt? Wer Menschen glücklich macht, übt dadurch keinen Betrug! Für sich selbst sorgen, ist heilige Pflicht. Überdenken Sie dieß genauer den Abend hindurch! Über Nacht kommt oft besserer Rath. Morgen auf jeden Fall gedenke ich dem Grafen zu antworten; das Wie und Was hängt von Ihnen ab."

Sie ging und ließ Louisen in einer Verlegenheit ohne Gleichen. Die Nacht, die ihr bevorstand, war die schlaflöseste und bängste ihres ganzen Lebens. Selbst damahls, als Sie zuerst des Geliebten Untreue muthmaßte, — selbst damahls, als sie von Mariannens Todtenbett hinwegwankte, war ihr Herz ruhiger, ihr Geist gefaßter gewesen. Vor den Augen ihrer Seele standen tausend Zweifel, und nur die einzige Gewißheit: morgen, morgen schon, mußt du dir selbst das Urtheil deines Glücks und Unglücks sprechen! — Ja, ja! es war unläugbar! das, wozu ihre Vertraute rieth, war ein Betrug; aber es war auch zugleich das einzige, das letzte, das nie wiederkehrende Mittel, einen geliebten Treulosen ihr wieder zu verschaffen; war für seinen

sie ihm zu gehöriger Zeit, nach möglichst getroffener Vorsicht der Verheimlichung, eine Tochter gebar, ließ er sie wirklich auf seinen Nahmen taufen; wies der Hebamme, bey welcher Louise entbunden worden, und die einen Ort zur Erziehung des Kindes ausgemittelt hatte, ein reichliches Kostgeld an; und versprach seine Schuld allvierteljährig vorschußweise abzutragen.

Doch indeß war auch die seinem Regimente in Dr** bestimmte Besatzungs-Frist verflossen; es kehrte zurück in sein gewöhnliches, nicht allzu fernes Standquartier; und Graf Mallzahn mußte natürlicher Weise mit. Zwar schlug er Louisen vor, ihn zu begleiten; schwur, daß für jede — nicht Nothwendigkeit allein, sondern auch anständige Bequemlichkeit gesorgt werden solle; aber doch war in diesem Vorschlag nicht ganz mehr das Feuer seiner ersten Wärme, auch konnte Louise durchaus nicht sich entschließen, so ganz vor den Augen der Welt ihre Verirrung darzustellen. Sie schlug es daher ab, und ein schmerzlicher Blick auf den goldenen, von ihm geschenkten Ring an ihrem Finger geworfen, sprach ohne Worte deutlich genug. Er verstand sie gar wohl; er umarmte sie feurig, schwur ihr öftere Verbindung. Sie glaubte davon, so viel sie konnte, und trennte sich mit tausend Thränen. Mallzahn kam das erstere halbe Jahr hindurch allmonathlich auf ein Paar Tage zu einem heimlichen Besuch, und schrieb wöchentlich Briefe voll schwärmerischer Zärtlichkeit. Dann fanden sich Abhaltungen, die ihn wenigstens zur bestimmten Zeit einzutreffen hinderten. Dann hatte es sein Oberster erfahren, und versagte ihm nach Art solcher alten soldatischen Griesgrame, den Urlaub; auch ward ihm durch genaue Beobachter jedes unbe-

merkte Wegſtehlen unmöglich. Mit dem Schluß des Jahres wurden der Sendſchreiben immer weniger; ihr Ton ward kälter, — endlich blieben ſie gar aus.

Eine ſehr alltägliche Geſchichte in den Jahrbüchern der Liebe! Ein deſto wichtigeres, deſto qualvolleres Ereigniß für die arme Louiſe! Ihr Schmerz war eine geraume Zeit hindurch faſt Schmerz der Verzweiflung. Sie beſaß Geiſtes-Klarheit genug, um dieſes Verſtummen einige Zeit, bevor es noch eintraf, zu errathen, zu erwarten; aber ſie war auch ſtolz genug, jeden Vorwurf, jede Beſchwerde ſich zu erſparen, deren Unnützlichkeit ſie ſicher voraus ſah. Sie hätte gern durch eben dieſen Stolz ſich ſelbſt geheilt, ſich ſelbſt getröſtet; doch dieß vermochte ſie nicht; und fiel durch dieſen Kampf mit ſich ſelbſt in eine Krankheit, die ſie dem Grabe nahe brachte. Ihre Jugend überwand zwar; aber ihr Schmerz blieb; die Zeit konnte ihn etwas lindern, doch nicht verbannen; auch die Hoffnung erſtarb nicht ganz. Die Richtigkeit, mit welcher Mallzahn noch im zweyten und im dritten Jahre das Koſtgeld ſeines Kindes voraus bezahlte, ließ ſie auf einen ſchwachen Überreſt von Gewiſſenhaftigkeit und fortdauernden Andenken ſchließen; und ach, man gibt ja ſo ungern die Glaublichkeit deſſen, was man wünſcht, Preis! Man täuſcht ſich ſo gern mit günſtigen Schattenbildern, wenn man in der Wirklichkeit nur Stoff zum Grame ſieht.

Wenigſtens blieb Louiſe ihrer Seits dem Treuloſen völlig getreu. Es würde ihr nicht ſchwer gefallen ſeyn, einen andern Liebhaber, — noch mehr auch einen andern Gatten immittelſt zu erlangen. Der kleine Flecken, den ihre Ehre durch den nur ſchlecht verhehlten Umgang mit einem ſo reizenden, vornehmen Wol-

lüſtling erlitten, und der Verdacht, der ſie auch wegen der Folgen dieſes Umgangs getroffen, verblich durch die Zeit und durch ihre, ſtets fortan makellos bleibende Aufführung; ihre Reize erhielten ſich, auch nach Wochenbett und Krankenlager, ungemindert. Sie gewannen ſogar in manchem Auge durch einen Zug der Schwermuth mehr, als ſie durch Abnahme des Feuers im Blick verloren hatten; der Bewunderer und der Bewerber fanden ſich wieder genug ein. Doch ſie war zu gewiſſenhaft, als einen redlichen Mann durch Verſtellung zu täuſchen; zu ſchamhaft, als irgend einem Freunde das Geſtändniß ihrer Schwäche abzulegen, und ſelbſt — im edelſten Verſtande des oft entweihten Wortes — zu empfindſam, als nach jenem liebenswürdigen Verräther einen zweyten Mann lieben zu können. Mit Anſtand und Beſcheidenheit lehnte ſie daher alle Vorſchläge dieſer Art ab; fuhr, auch nach Madame Bellwings Tode, die unerwartet zu ihren Vätern verſammelt ward, in Betreibung ihres Handels fort, und erwarb ſich allmählig ein kleines Eigenthum, von welchem ſie treulich ihrem alten Vater — die Mutter war auch geſtorben — manche Beyhülfe ſchickte, aber auch ſtets ſich hüthete, daß ja niemand auf der Gräfinn Hofe von ihrem Leben und ihrer Lebensart etwas vernähme.

Doch das Maß ihrer Prüfungen war noch nicht voll. Sie ſollte von Neuem und ſtärker an ihren Flüchtling erinnert werden. Der * * Erbfolge Krieg brach aus; die Chur S** Truppen ſtießen zu ihren weit ſtärkern Bundesgenoſſen. Das Regiment, wo Mallzahn diente, war eines von denen, die zuerſt ins Feld mußten, und an einigen Orten wenigſtens ins kleine Ge-

fecht kamen. Es gab in dieſem Kriege der großen Ereigniſſe nicht viele, aber der Gerüchte deſto mehrere. Auch zu Louiſens Ohr drangen manche Poſten, die furchtbar klangen. O wie zagte das unglückliche Mädchen, wenn man ſich wieder erzählte; nun ſey eine große Schlacht unumgänglich; oder wenn man gar verſicherte: nun ſey ſie geliefert; ſo viele Tauſende wären geblieben; ſoviel noch Mehrere gefangen oder verwundet. „Ach!" dachte ſie oft, „wenn unter ihnen auch Mallzahn wäre! Die Rache des Himmels ſucht ja oft den Meineidigen heim. Aber nein! mich — mich zugleich würde ſie treffen. Trauer um ihn würde gewiß auch mich ins Grab ſtürzen!" — Es traf ſie Trauer; nicht von der Seite, wo ſie es jetzt alltäglich beſorgte, ſondern von einer andern, gleich empfindlichen.

Ihr Töchterchen, das einzige Weſen in der Welt; das noch zuweilen in wenigen verſtohlnen Minuten das Leben ihr werth machte, — die kleine holde Marianne, die ſchon Worte zu ſtammeln, Begriffe zu reihen, und der ſchönen, ſie oft beſuchenden Muhme zu liebkoſen vermochte, — ach ſie erkrankte plötzlich und ſtarb. Louiſe glaubte noch nie einen Schmerz, außer dieſem, erfahren zu haben; ſo heftig, ſo durchdringend war er. Nun ſah ſie auch das letzte Band zwiſchen ihr und Mallzahn zerriſſen. Zwanzig Mahl wollte ſie ſelbſt ihm davon Nachricht geben, eben ſo oft entſank die Feder ihrer Hand. Wohl möglich, daß nicht der Schmerz allein, — daß auch ein höheres Schickſal ſie ihr entwand. Zudem wußte ſie ja auch nicht einmahl recht, wohin ſie ihren Brief richten ſolle. Sechs Wochen verliefen indeß; und ſiehe da! neue wichtige Vorfälle trugen ſich zu.

Von ihm — von ihm selbst, dem so lange Zeit stumm gebliebenen Mallzahn kamen Briefe, an die Frau gerichtet, deren Obsorge er Mariannens Erziehung anvertraut hatte; fürchterlich war der Anfang derselben, merkwürdig der Inhalt, überraschend der Schluß. — In einem Vorpostengefechte war unser Graf durch den Unterleib geschossen, war, in letzten Zügen gleichsam, von der Wahlstatt weggebracht, und nur durch die äußerste Sorgfalt seines Kammerdieners und eines Wundarztes gerettet worden. Auch jetzt schien sein stätes, lebenslängliches Loos — Siechthum zu seyn. In dieser Erwartung des Todes, — gestand er aufrichtig — habe die Verlassung Louisens, und noch weit stärker das unbestimmte Loos seines Kindes schwer auf seinem Herzen gelegen; und jetzt, da die Hoffnung, in Kriegsdiensten aufzusteigen, ganz bey ihm verschwinde; da er seinen Abschied zu nehmen, und auf seinen Gütern zu leben entschlossen sey; jetzt sey er, wenn diese seine Tochter noch lebe, erböthig, ihrer Mutter seine Hand zu geben: mehr, wie er frey gestehe, aus dem Gefühl väterlicher Zärtlichkeit, als aus dem Gefühl ehelicher Liebe, die einem so kränklichen Körper fremd zu werden beginne. Der Tod seiner Mutter, den er gerade damahls, als er selbst noch in höchster Gefahr geschwebt, vernommen habe, setze ihn in Stand, hier ganz nach seiner Willkür zu handeln.

Welch ein Gemisch unbeschreiblicher Empfindungen, als mit diesem Briefe die Empfängerinn zu Louisen hineilte; als sie mit den kurzen Worten: „da — da lesen Sie!" derselben ihn darboth; als Louise mit einem unterdrückten Schrey die Aufschrift erkannte; ihn dann zitternd auseinander schlug, und mehr —

mehr als ein Mahl las! Welch ein Mitleid bey des Geliebten Todesgefahr! welche bittere Beschwerde über ein Schicksal, das kurz vorher der Hoffnung letzten Schimmer ihr geraubt hatte, und nun der Beraubten noch durch ein falsches Lächeln zu spotten schien! Sie hatte so innig den Verlust ihrer Tochter beweint; hatte oft geglaubt, keine Thräne mehr für ihn übrig zu haben. Jetzt fühlte sie ihn von Neuem, fühlte ihn dreydoppelt wieder; denn Mariannens Leben war ja die Bedingung der ihr anzubiethenden Hand, war die Bedingung ihrer wieder zu rettenden Ehre! Alles glaubte sie, sey damahls schon verloren, als der Geliebte sie verließ; Alles hätte sie jetzt wieder bekommen, was nur ihr inbrünstigstes Gebeth vom Himmel jemahls erflehte. Mit wie bittersüßen Freuden schwebte die täuschende Einbildung vor ihr! Sie sah den Frieden ihres Herzens, die Achtung aller Redlichen, die Liebe ihres Gemahls, — ja durch Sorgfalt, Zärtlichkeit und Ruhe seine Gesundheit zurückkehren, wenn nur — Marianne noch lebte; und alles, alles Dieß verschwand wieder: der schöne Schimmer war sternenlose Nacht, denn ihre Tochter war todt. Ihre Ehe war zerrissen, — bevor sie begann.

Eine kleine Weile gab Louisens Vertraute diesem Jammer sich zu lüften Raum; dann gestand sie zwar, daß die Lage derselben bedenklich sey; fügte aber hinzu, daß sie doch ein Mittel, ihr abzuhelfen, wisse. „Frauen meiner Art," sagte sie lächelnd, „haben der Mädchen mehrere vor sich, die es nicht ruchtbar machen wollen, wenn sie Mütter werden, und welche eben daher die Erziehung mancher ihrer Liebespfänder uns überlassen. Erinnern sie sich des kleinen Mädchens, das mit Ihrer

Tochter zugleich aufwuchs, und meine Nichte heißt? Sie ist nichts weniger als das. Ihre Mutter, ein Fräulein von vornehmem Hause, starb in meinem Gemach an den Folgen einer höchst schmerzhaften Geburt, und setzte, bevor sie starb, ein knappes Legat zu ihrer Tochter Unterhalt aus. Auch dieß fällt so unordentlich, daß ich schon mehr als einmahl die arme Kleine an ein Waisenhaus abgeben wollte. An Alter und Erziehung ist sie mit Mariannen ganz gleich. Ihre Geistesgaben scheinen nicht geringe; vom Herzen ist sie die Güte selbst. Was hindert Sie jetzt, dieselbe für Ihr Kind anzunehmen und auszugeben? Die kleine Unschuldige weiß von ihrer Abstammung kein Wort, und sah ihre Mutter nie. Sie wird mit kindlichster Zärtlichkeit an Ihnen hängen. Auch dem Grafen geschieht kein Unrecht bey diesem Tausche. Er ist so schuldlos auf einer Seite, und so gutthätig auf der andern."

„Und wäre doch," rief Louise im vollsten Feuer der Empfindung aus, „ein Betrug; wohl gar ein schändlicher Betrug! soll ich ihn, nach dem ich so lange seufzte, da er reumüthig in meine Arme zurückkehren will, mit einer Lüge empfangen? Soll ich durch Täuschung unsere erneute Verbindung bewirken? Soll ich ihm ein Kind unterschieben, das seinem Blute fremd ist? Soll ich fürs ganze übrige Leben die Rolle — einer Heuchlerinn spielen? Soll ich in stäter Gefahr schweben, durch andere, und am allererſten durch mich selbst verrathen zu werden? Könnt' ich ihm ins Auge blicken, wenn er mich fragte: ist dieß unsere Marianne? Könnte ichs ansehen, wenn er vielleicht sie inbrünstig ans Herz drückte, und dann — — Nein! ich will seine

bisherige Untreue nicht durch einen Betrug aufwiegen! Ich will aufrichtig handeln, will ihm Alles schreiben — —"

„Und werden dadurch vielleicht seine Lage verschlimmern, seine Krankheit verstärken! die Nachricht von Mariannens Tod wird ihm ein schmerzlicher Verlust mehr seyn; der Anblick jenes kleinen Engels würde wahrscheinlich als Arzeney ihm dienen. Sie können das Glück eines unschuldigen Wesens machen, einem Gewissens-Kranken Beruhigung geben, von neuen Fehltritten ihn abhalten, sich selbst Genugthuung verschaffen, und wollten es nicht, weil der Nahme Betrug Sie schreckt? Wer Menschen glücklich macht, übt dadurch keinen Betrug! Für sich selbst sorgen, ist heilige Pflicht. Überdenken Sie dieß genauer den Abend hindurch! Über Nacht kommt oft besserer Rath. Morgen auf jeden Fall gedenke ich dem Grafen zu antworten; das Wie und Was hängt von Ihnen ab."

Sie ging und ließ Louisen in einer Verlegenheit ohne Gleichen. Die Nacht, die ihr bevorstand, war die schlaflooseste und bängste ihres ganzen Lebens. Selbst damahls, als Sie zuerst des Geliebten Untreue muthmaßte, — selbst damahls, als sie von Mariannens Todtenbett hinwegwankte, war ihr Herz ruhiger, ihr Geist gefaßter gewesen. Vor den Augen ihrer Seele standen tausend Zweifel, und nur die einzige Gewißheit: morgen, morgen schon, mußt du dir selbst das Urtheil deines Glücks und Unglücks sprechen! — Ja, ja! es war unläugbar! das, wozu ihre Vertraute rieth, war ein Betrug; aber es war auch zugleich das einzige, das letzte, das nie wiederkehrende Mittel, einen geliebten Treulosen ihr wieder zu verschaffen; war für seinen

Unbeſtand, für ſeine bisherige Kälte nur eine ſehr kleine Vergeltung; konnte ſogar ihm ſelbſt Glück und Seelenruhe ſchenken! Jetzt oder nie mußte der Augenblick ergriffen und benutzt werden! — Wahrlich, dieſe Lockung war für ein Weib, — und wär' es die vollkommenſte ihres Geſchlechts, wär es ein halber Seraph geweſen, allzuſtark! Louiſe unterlag ihr. Als am nächſten Morgen die Vertraute wieder kam, noch ein Mahl ſie ermahnte, noch ein Mahl ihr rieth, des Glückes günſtigen Wink nicht zu verſchmähen, da warf ſie ſich derſelben zitternd an den Hals, ſchwieg mit ſichtlichem Kampfe noch ein Paar Minuten lang, und flüſterte dann: „Schreiben Sie, was Ihnen gut däucht!"

Die ſchlaue Vermittlerinn ließ ſich dieß nicht zwey Mahl ſagen. Sie gewann ſelbſt zu viel bey einem Tauſche, wo ſie eine beſchwerliche Ziehtochter los ward, und einer reichlichen Belohnung entgegen ſehen konnte. Ein Brief von ihr meldete ſofort dem Grafen: daß ſeine Marianne noch lebe, daß ſie mit jedem Tage neue Gaben des Körpers und Geiſtes entwickle; daß ihre Mutter für den Vater des Kindes noch allen Reiz und alle Zärtlichkeit unverletzt aufbewahre; daß ſie jetzt, auf die erſte Nachricht von ſeinem Unfall und ſeiner Reue, ihm zugeeilt ſeyn würde, hätte ſie nur beſtimmter den Ort ſeines Aufenthalts gewußt; und daß ſie Alles verzeihen werde, wenn er nur jetzt noch thue, was Pflicht und Gewiſſen ihm riethen."

Die Antwort auf dieſen Brief verzog nicht lange; Mallzahn ſchrieb nun an Louiſen ſelbſt. Er meldete ihr, daß er, mit immer noch höchſt ſiechem Körper, nach genommenem Abſchied, in kleinen Tagereiſen auf ſein

mütterliches Schloß zurück zu kehren gedenke; dorthin lud er sie, nebst ihrer Tochter, auch zu kommen ein. Dort, wo sein Unrecht begonnen, wolle er auch es zu vergüten streben. Ihre Sanftmuth, ihre unerschütterliche Liebe sey freylich einer weit glänzendern Belohnung werth; aber wenigstens soll in dem schon versiegenden Becher des Lebens jeder Tropfen weislich genossen, und seiner Gattinn, seiner Tochter gewidmet seyn. — Sein Brief hatte freylich nicht mehr die glühende Beredsamkeit anfänglicher Liebe; aber er schien aus wahrhaft gerührtem Herzen, aus einem festen Vorsatz der Vergütung zu fließen. Louise las ihn mit Thränen des innigsten Gefühls. Es bedurfte eines ernsten Zuspruchs ihrer Vertrauten, daß sie nicht von Neuem wankte in ihrem Vorhaben; daß sie nicht abermahls den Entschluß eines aufrichtigen Geständnisses faßte. Am dritten Morgen verließ sie Dr ** und eilte nach dem Ort ihrer Geburt. Schon war zwey Tage vorher Graf Mallzahn dort angekommen. Als er Louisen unvermuthet in sein Zimmer eintreten sah, mit einem Reiz, der durch die lange Entfernung für ihn neu geworden war — an ihrer Hand ein holdes Mädchen, gebildet wie die kindliche Unschuld; als dieses Kind ihn zuerst mit der Frage: bist du mein Vater? begrüßte; als Louise mit Scham und Zärtlichkeit zugleich in seine Arme sank: da — da vergaß er seine körperliche Schwäche und Schmerzen, da fühlte er sich froh und glücklich, da gestand er sogar: er sey dieses Glückes unwerth! auch Louise, als wenige Minuten nachher ihr Vater ins gräfliche Gemach trat, als er die lang entbehrte Tochter umarmte, küßte, segnete —

ach, ſie hatte nun nichts gelitten! Sie vergaß aller Leiden und aller — Gewiſſenszweifel.

Mallzahn eilte jetzt, ſein Wort zu erfüllen. Am dritten Tage ſchon beging er feyerlich ſeine Vermählung; erkannte zugleich Mariannen öffentlich für ſeine Tochter. Der Ruf davon durchflog raſch die Gegend. Tauſend Köpfe ſchüttelten bedenklich; tauſend adelige Naſen rümpften ſich; aber wer Louiſen ſah, der entſchuldigte ihn; wer ſie genauer kennen lernte, beneidete ſchier den Gatten und Vater in ihm. Sie ward bald ein Muſter aller Frauen rings umher. Sie wußte ſich in ihren neuen Stand mit ſo viel Würde und Sanftmuth zugleich, mit ſolchem Anſtand gegen Jene, denen ſie nun glich, mit ſolcher Beſcheidenheit gegen Alle, die nun unter ihr ſtanden, zu finden, daß alles Spötteln verſtummte, und alle Mißgunſt ſich beſänftigte. Gegen ihren Gemahl war ſie die Liebe, die Gefälligkeit ſelbſt. Jeden ſeiner Winke befolgte, faſt jeden ſeiner Gedanken errieth ſie. Doch wußte ſie weislich von jenem Übermaß ſich zu entfernen, wo der allzu geliebte Mann leicht zur Gleichgültigkeit, wohl gar zum Ekel übergeht. Auch geſchah, was Louiſe gehofft hatte: Mallzahns kränkelnder Körper ward durch beſorgte Pflege wieder geſund und feſt. Er behielt zwar einiges Gefühl ſeiner Wunden; aber es war im ſtrengſten Sinne mehr Gefühl, als Schmerz zu nennen.

Als Louiſe vom Altar zurückkam, hatte ſie einige Minuten lang ſich einſam in ihr Zimmer begeben, und knieend zum Himmel empor eine Bitte geſtammelt, die ſonſt junge Gattinnen ſelten zu thun pflegen: die Bitte, ihr kein Kind weiter zu verleihen. Sie zitterte vor der mannigfachen Durchkreuzung von Gewiſſens-

zweifeln,

zweifeln, die dann ihr Herz beunruhigen würden, wenn sie ein angenommenes Kind ihrem rechtmäßigen vorgehen sähe, und das Schicksal erhörte ihr Flehen. Mallzahn wünschte sich gegenseitig zwar oft einen Sohn, doch ertrug er auch die Versagung desselben mit männlichem Gleichmuth. Er pflegte oft lächelnd zu sagen: es geschähe wahrscheinlich, weil er ohnehin schon des Glückes allzu begünstigter Zögling sey. Er warf oft Louisen und Mariannen im Scherze vor: sie versüßten ihm nicht sowohl sein Leben, sie betrögen ihn um dasselbe; denn sie machten ihm Monathe zu Tagen, und Tage zu Stunden.

Je mehr diese letztere heranwuchs, je größere Vorzüge entfalteten sich in ihr. Ihre erste Erzieherinn hatte keinesweges zu viel ihr zum Lobe gesagt. Ein liebenswürdiger Körper, ein gebildeter — oder eigentlich sich selbst bildender Geist, und eine edle Seele machten sie zum seltenen Kleinod ihres Geschlechts. Louise liebte sie zärtlich. Noch unendlich wärmer hing Mallzahn mit allen Sinnen, allen Gedanken an ihr. Wenn sie oft am Clavier ein Lied ihm spielte und sang; wenn sie bey kleinen Unpäßlichkeiten an seinem Bette saß, ihn pflegte, oder ihm etwas vorlas, wenn sie bey kleinen häuslichen Bällen im leichten Tanze dahin schwebte; jetzt plötzlich die Reihen verließ, zu ihm flog, die Hand ihm küßte, wenn sie, so oft er von der Jagd oder von einem kleinen Ausritt zurück kehrte, ihm entgegen kam, und schmeichelnd ihn fragte: „Mein Vater, wie geht dir's?" Dann konnt' er es oft nicht satt werden, sie an sein Herz zu drücken; dann gestand er nicht selten laut: dieses Mädchen würd' er für kein Königreich hingeben. Aber dann, wenn sein Blick so voll

Tochter zugleich aufwuchs, und meine Nichte heißt? Sie ist nichts weniger als das. Ihre Mutter, ein Fräulein von vornehmem Hause, starb in meinem Gemach an den Folgen einer höchst schmerzhaften Geburt, und setzte, bevor sie starb, ein knappes Legat zu ihrer Tochter Unterhalt aus. Auch dieß fällt so unordentlich, daß ich schon mehr als einmahl die arme Kleine an ein Waisenhaus abgeben wollte. An Alter und Erziehung ist sie mit Mariannen ganz gleich. Ihre Geistesgaben scheinen nicht geringe; vom Herzen ist sie die Güte selbst. Was hindert Sie jetzt, dieselbe für Ihr Kind anzunehmen und auszugeben? Die kleine Unschuldige weiß von ihrer Abstammung kein Wort, und sah ihre Mutter nie. Sie wird mit kindlichster Zärtlichkeit an Ihnen hängen. Auch dem Grafen geschieht kein Unrecht bey diesem Tausche. Er ist so schuldlos auf einer Seite, und so gutthätig auf der andern."

„Und wäre doch," rief Louise im vollsten Feuer der Empfindung aus, „ein Betrug; wohl gar ein schändlicher Betrug! soll ich ihn, nach dem ich so lange seufzte, da er reumüthig in meine Arme zurückkehren will, mit einer Lüge empfangen? Soll ich durch Täuschung unsere erneute Verbindung bewirken? Soll ich ihm ein Kind unterschieben, das seinem Blute fremd ist? Soll ich fürs ganze übrige Leben die Rolle — einer Heuchlerinn spielen? Soll ich in stäter Gefahr schweben, durch andere, und am allererſten durch mich selbst verrathen zu werden? Könnt' ich ihm ins Auge blicken, wenn er mich fragte: ist dieß unsere Marianne? Könnte ichs ansehen, wenn er vielleicht sie inbrünstig ans Herz drückte, und dann — — Nein! ich will seine

bisherige Untreue nicht durch einen Betrug aufwiegen! Ich will aufrichtig handeln, will ihm Alles schreiben — —"

„Und werden dadurch vielleicht seine Lage verschlimmern, seine Krankheit verstärken! die Nachricht von Mariannens Tod wird ihm ein schmerzlicher Verlust mehr seyn; der Anblick jenes kleinen Engels würde wahrscheinlich als Arzeney ihm dienen. Sie können das Glück eines unschuldigen Wesens machen, einem Gewissens-Kranken Beruhigung geben, von neuen Fehltritten ihn abhalten, sich selbst Genugthuung verschaffen, und wollten es nicht, weil der Nahme Betrug Sie schreckt? Wer Menschen glücklich macht, übt dadurch keinen Betrug! Für sich selbst sorgen, ist heilige Pflicht. Überdenken Sie dieß genauer den Abend hindurch! Über Nacht kommt oft besserer Rath. Morgen auf jeden Fall gedenke ich dem Grafen zu antworten; das Wie und Was hängt von Ihnen ab."

Sie ging und ließ Louisen in einer Verlegenheit ohne Gleichen. Die Nacht, die ihr bevorstand, war die schlaflose ste und bängste ihres ganzen Lebens. Selbst damahls, als Sie zuerst des Geliebten Untreue muthmaßte, — selbst damahls, als sie von Mariannens Todtenbett hinwegwankte, war ihr Herz ruhiger, ihr Geist gefaßter gewesen. Vor den Augen ihrer Seele standen tausend Zweifel, und nur die einzige Gewißheit: morgen, morgen schon, mußt du dir selbst das Urtheil deines Glücks und Unglücks sprechen! — Ja, ja! es war unläugbar! das, wozu ihre Vertraute rieth, war ein Betrug; aber es war auch zugleich das einzige, das letzte, das nie wiederkehrende Mittel, einen geliebten Treulosen ihr wieder zu verschaffen; war für seinen

Unbeſtand, für ſeine bisherige Kälte nur eine ſehr kleine Vergeltung; konnte ſogar ihm ſelbſt Glück und Seelenruhe ſchenken! Jetzt oder nie mußte der Augenblick ergriffen und benutzt werden! — Wahrlich, dieſe Lockung war für ein Weib, — und wär' es die vollkommenſte ihres Geſchlechts, wär es ein halber Seraph geweſen, allzuſtark! Louiſe unterlag ihr. Als am nächſten Morgen die Vertraute wieder kam, noch ein Mahl ſie ermahnte, noch ein Mahl ihr rieth, des Glückes günſtigen Wink nicht zu verſchmähen, da warf ſie ſich derſelben zitternd an den Hals, ſchwieg mit ſichtlichem Kampfe noch ein Paar Minuten lang, und flüſterte dann: „Schreiben Sie, was Ihnen gut däucht!"

Die ſchlaue Vermittlerinn ließ ſich dieß nicht zwey Mahl ſagen. Sie gewann ſelbſt zu viel bey einem Tauſche, wo ſie eine beſchwerliche Ziehtochter los ward, und einer reichlichen Belohnung entgegen ſehen konnte. Ein Brief von ihr meldete ſofort dem Grafen: daß ſeine Marianne noch lebe, daß ſie mit jedem Tage neue Gaben des Körpers und Geiſtes entwickle; daß ihre Mutter für den Vater des Kindes noch allen Reiz und alle Zärtlichkeit unverletzt aufbewahre; daß ſie jetzt, auf die erſte Nachricht von ſeinem Unfall und ſeiner Reue, ihm zugeeilt ſeyn würde, hätte ſie nur beſtimmter den Ort ſeines Aufenthalts gewußt; und daß ſie Alles verzeihen werde, wenn er nur jetzt noch thue, was Pflicht und Gewiſſen ihm riethen."

Die Antwort auf dieſen Brief verzog nicht lange; Mallzahn ſchrieb nun an Louiſen ſelbſt. Er meldete ihr, daß er, mit immer noch höchſt ſiechem Körper, nach genommenem Abſchied, in kleinen Tagereiſen auf ſein

mütterliches Schloß zurück zu kehren gedenke; dorthin lud er sie, nebst ihrer Tochter, auch zu kommen ein. Dort, wo sein Unrecht begonnen, wolle er auch es zu vergüten streben. Ihre Sanftmuth, ihre unerschütterliche Liebe sey freylich einer weit glänzendern Belohnung werth; aber wenigstens soll in dem schon versiegenden Becher des Lebens jeder Tropfen weislich genossen, und seiner Gattinn, seiner Tochter gewidmet seyn. — Sein Brief hatte freylich nicht mehr die glühende Beredsamkeit anfänglicher Liebe; aber er schien aus wahrhaft gerührtem Herzen, aus einem festen Vorsatz der Vergütung zu fließen. Louise las ihn mit Thränen des innigsten Gefühls. Es bedurfte eines ernsten Zuspruchs ihrer Vertrauten, daß sie nicht von Neuem wankte in ihrem Vorhaben; daß sie nicht abermahls den Entschluß eines aufrichtigen Geständnisses faßte. Am dritten Morgen verließ sie Dr** und eilte nach dem Ort ihrer Geburt. Schon war zwey Tage vorher Graf Mallzahn dort angekommen. Als er Louisen unvermuthet in sein Zimmer eintreten sah, mit einem Reiz, der durch die lange Entfernung für ihn neu geworden war — an ihrer Hand ein holdes Mädchen, gebildet wie die kindliche Unschuld; als dieses Kind ihn zuerst mit der Frage: bist du mein Vater? begrüßte; als Louise mit Scham und Zärtlichkeit zugleich in seine Arme sank: da — da vergaß er seine körperliche Schwäche und Schmerzen, da fühlte er sich froh und glücklich, da gestand er sogar: er sey dieses Glückes unwerth! auch Louise, als wenige Minuten nachher ihr Vater ins gräfliche Gemach trat, als er die lang entbehrte Tochter umarmte, küßte, segnete —

ach, ſie hatte nun nichts gelitten! Sie vergaß aller Leiden und aller — Gewiſſenszweifel.

Mallzahn eilte jetzt, ſein Wort zu erfüllen. Am dritten Tage ſchon beging er feyerlich ſeine Vermählung; erkannte zugleich Mariannen öffentlich für ſeine Tochter. Der Ruf davon durchflog raſch die Gegend. Tauſend Köpfe ſchüttelten bedenklich; tauſend adelige Naſen rümpften ſich; aber wer Louiſen ſah, der entſchuldigte ihn; wer ſie genauer kennen lernte, beneidete ſchier den Gatten und Vater in ihm. Sie ward bald ein Muſter aller Frauen rings umher. Sie wußte ſich in ihren neuen Stand mit ſo viel Würde und Sanftmuth zugleich, mit ſolchem Anſtand gegen Jene, denen ſie nun glich, mit ſolcher Beſcheidenheit gegen Alle, die nun unter ihr ſtanden, zu finden, daß alles Spötteln verſtummte, und alle Mißgunſt ſich beſänftigte. Gegen ihren Gemahl war ſie die Liebe, die Gefälligkeit ſelbſt. Jeden ſeiner Winke befolgte, faſt jeden ſeiner Gedanken errieth ſie. Doch wußte ſie weislich von jenem Übermaß ſich zu entfernen, wo der allzu geliebte Mann leicht zur Gleichgültigkeit, wohl gar zum Ekel übergeht. Auch geſchah, was Louiſe gehofft hatte: Mallzahns kränkelnder Körper ward durch beſorgte Pflege wieder geſund und feſt. Er behielt zwar einiges Gefühl ſeiner Wunden; aber es war im ſtrengſten Sinne mehr Gefühl, als Schmerz zu nennen.

Als Louiſe vom Altar zurückkam, hatte ſie einige Minuten lang ſich einſam in ihr Zimmer begeben, und knieend zum Himmel empor eine Bitte geſtammelt, die ſonſt junge Gattinnen ſelten zu thun pflegen: die Bitte, ihr kein Kind weiter zu verleihen. Sie zitterte vor der mannigfachen Durchkreuzung von Gewiſſens-

zweifeln,

zweifeln, die dann ihr Herz beunruhigen würden, wenn sie ein angenommenes Kind ihrem rechtmäßigen vorgehen sähe, und das Schicksal erhörte ihr Flehen. Mallzahn wünschte sich gegenseitig zwar oft einen Sohn, doch ertrug er auch die Versagung desselben mit männlichem Gleichmuth. Er pflegte oft lächelnd zu sagen: es geschähe wahrscheinlich, weil er ohnehin schon des Glückes allzu begünstigter Zögling sey. Er warf oft Louisen und Mariannen im Scherze vor: sie verstüßten ihm nicht sowohl sein Leben, sie betrögen ihn um dasselbe; denn sie machten ihm Monathe zu Tagen, und Tage zu Stunden.

Je mehr diese letztere heranwuchs, je größere Vorzüge entfalteten sich in ihr. Ihre erste Erzieherinn hatte keinesweges zu viel ihr zum Lobe gesagt. Ein liebenswürdiger Körper, ein gebildeter — oder eigentlich sich selbst bildender Geist, und eine edle Seele machten sie zum seltenen Kleinod ihres Geschlechts. Louise liebte sie zärtlich. Noch unendlich wärmer hing Mallzahn mit allen Sinnen, allen Gedanken an ihr. Wenn sie oft am Clavier ein Lied ihm spielte und sang; wenn sie bey kleinen Unpäßlichkeiten an seinem Bette saß, ihn pflegte, oder ihm etwas vorlas, wenn sie bey kleinen häuslichen Bällen im leichten Tanze dahin schwebte, jetzt plötzlich die Reihen verließ, zu ihm flog, die Hand ihm küßte, wenn sie, so oft er von der Jagd oder von einem kleinen Ausritt zurück kehrte, ihm entgegen kam, und schmeichelnd ihn fragte: „Mein Vater, wie geht dir's?" Dann konnt' er es oft nicht satt werden, sie an sein Herz zu drücken; dann gestand er nicht selten laut: dieses Mädchen würd' er für kein Königreich hingeben. Aber dann, wenn sein Blick so voll

Innigkeit auf ihr ruhte, — dann ſtand auch oft plötzlich Louiſe auf; eine Thräne ſchimmerte in ihrem Auge; ſie entfernte ſich unter irgend einem Vorwande in ihr Cabinett, und kam oft nach einer Stunde erſt mit etwas trüber Stirne wieder. Man hielt es für Wirkung mütterlicher Liebe; daß des Gewiſſens nie zu unterdrückende Stimme hier wirkſam ſey, ahndete Niemand.

Dreyzehn oder vierzehn Jahre vergingen. Marianne war nun mannbar geworden. Freywerber erſchienen von nahe und von ferne, mit noch verſteckter, oder offen daliegender Abſicht. Der kleine Flecken, der von mütterlicher Seite ihren Adel entſtellte, war freylich in Mancher Augen — doch ein Flecken; aber noch mehrere überſahen ihn bey ſo großem Reichthum, bey ſo mannigfachen Gaben des Körpers und der Seele. Am vortheilhafteſten unterſchied ſich vor allen Baron von Bardenburg; ein junger Mann von vornehmer Geburt, beträchtlichem Vermögen und wohlgebautem Körper. Er war frühzeitig auf Reiſen gegangen, und war — ein ziemlich ſeltner Fall — gebildet und doch unverderbt davon zurückgekehrt; war verbindlich im Umgange mit dem ſchönen Geſchlechte, und doch kein Geck; beſaß vielfache Kenntniſſe, ließ ſie oft im Geſpräche durchſchimmern, und prahlte doch nie damit; war der nahe Vetter eines Miniſters, und galt doch für einen jungen Cavalier, der durch ſich ſelbſt im Staat empor ſteigen werde. Graf Mallzahn ſchätzte ihn hoch, errieth den Grund ſeiner öftern Beſuche, und ſah ſie gern. Marianne ward heiter, wenn er in's Gemach trat, und ſtill, wenn er wegging. Im Tanze ſchwebten ſie zweyfach leicht daher, wenn er ſie auf-

forderte; und im Gespräch überhörte sie die Schmeicheleyen aller Übrigen gleichgültig; doch bey der kleinsten Verbindlichkeit aus Bardenburgs Munde, überzog Scharlachröthe ihre Wangen, und eine leise Verbeugung dankte ihm dafür. Bardenburg, von so günstigen Anzeichen ermuntert, warb endlich förmlich beym Vater, und die Vertröstung, die er empfing, konnte bereits für halbe Gewißheit gelten. Mallzahn, in fester Überzeugung, daß ein solcher Schwiegersohn auch seiner Gemahlinn nicht mißfallen werde, eilte nach Bardenburgs Entfernung in Louisens Gemach, und hinterbrachte ihr dessen Gesuch. Er staunte nicht wenig, als er sie plötzlich erblassen, durch den ganzen Körper erbeben und einer Ohnmacht nahe sah; er staunte noch mehr, als sie in die Worte ausbrach: „So wäre er denn da — der Augenblick, vor welchem ich so lange schon zittere!"

Sie warf sich, indem sie dieß rief, zu den Füßen ihres Gemahls, sie umfaßte seine Kniee, sie bath ihn mit Thränen, die plötzlich und stromweise sich ergossen, ihr zu verzeihen. — Mallzahn wußte nicht, was er erwiedern, was er thun sollte. Unbegreiflich war ihm Alles. Fast hätte er geglaubt, daß eine schnelle Krankheit seine Gemahlinn des Bewußtseyns beraube. Er suchte sie wieder aufzurichten. Er fragte sie mit der liebreichsten Besorgniß: „Was habe ich dir denn zu verzeihen, edelstes Weib? Weib, das seit dem ersten Augenblick unsrer Verbindung noch mit keiner Miene mich beleidigte?"

„Ach und doch — doch habe ich es gethan! So bitter — so hinterlistig — so nahe an's Herz dich tref-

fand — so anhaltend! bin diese ganze Zeit hindurch Betrügerinn und Heuchlerinn gewesen!"

„Du? du eine Heuchlerinn? Unmöglich! — die ganze Welt strafe ich Lügen, wenn sie dich dessen zeiht! — Welcher Wahn quält dich? Rede, fasse dich, liebe Louise, und dann sprich!"

„Ja, ich will sprechen, und ich — muß! aber wirst du mich dann nicht verstoßen? Versprichst du mir das?"

„Louise, — mein Leben verwett' ich darauf: es ist ein Hirngespinnst, was dich peiniget. Enthülle es mir!"

„Ach es ist nur zu wahr! es wird dir selbst nur allzu gewiß werden! Marianne, dieses von dir so geliebte Mädchen — sie, über deren Hand du jetzt so weislich und so gütig schalten willst —"

„Nun — warum stockst du? Rede, ich beschwöre dich! Marianne —"

„Ist nicht deine Tochter!"

„Nicht? — Nicht? Ha Treulose, wäre es möglich, daß früher schon ein Anderer — —"

„O nein! nein! vollende nicht! dieser Verdacht straft allzu blutig. Sie ist die meinige eben so wenig."

Ein sprachloses Erstaunen versteinerte den Grafen. Jene Besorgniß, daß seine Gemahlinn irre rede, erwachte von Neuem. Aber Louise nützte diesen Raum, um das Geständniß ihrer Schuld zu vollenden. Ihre Erzählung war kurz, doch kraftvoll und genügend. Sie vergaß keinen der Zweifel, die sie erschüttert, keinen der Gründe, die sie — verleitet hatten. Mallzahn sah nur zu deutlich, daß sie Wahrheit sprach. Es blieb Bestürzung in seiner Miene, doch der Unwille schwand.

„Ich habe gefehlt," ſchloß Louiſe mit dem ſüßeſten Tone vereinter Reue und Inbrunſt: „Ich habe höchlich gefehlt! Aber mein theurer Gemahl, überſieh nicht, daß es nur Fehl aus Liebe zu dir, aus Streben nach deinem Beſitz war! Sprich das Urtheil über mich — ſprich, wenn es ſeyn muß, nur nach Gerechtigkeit aus! doch zeuge wenigſtens, ob mein Betragen, ſeit ich deine Hand erhielt, — —"

„Vollende dieſe Frage nicht! Es war untadelhaft."

„Ach, ich ſah, daß du glücklich wurdeſt durch mich! ſah, daß meine Zärtlichkeit dein Leben verſüßte, und ſcheute mich nun, den Traum zu verſcheuchen, der — freylich durch meine Schuld! — deine Sinne berauſchte. Tauſend Mahl ſchwebte auf meinen Lippen ein aufrichtiges Geſtändniß; tauſend Mahl verſchloß eine falſche Scham mir wieder den Mund. Aber feſt hatte ich im Voraus ſchon mir einen Zeitpunct geſetzt. Jetzt, da Marianne die Genoſſinn eines edlen Gatten, das Mitglied einer neuen Familie werden ſoll — jetzt —"

„Ich verſtehe dich. Einen Gemahl glaubteſt du nicht ſo täuſchen zu dürfen, wie du den Vater täuſchteſt. O Louiſe, wie zutrauungslos war dein langes Schweigen! wie grauſam dürfte nun, für Mariannen wenigſtens, dein ſpätes Reden werden! Wenn ich nun entſcheide, wie ich — kann; wenn dieſes unſchuldige, von erſter Kindheit an mit eitler Hoffnung aufgewachſene Mädchen jetzt plötzlich erfährt, wer ſie nicht iſt; wenn ſie in eben dem Zeitpunct, wo, ihrer Erwartung nach, des Lebens ſchönſtes Glück ihr winkt, ſich wieder zurückgeſetzt ſieht, — Louiſe, erſt nach einer Stunde werde ich dein Urtheil fällen!"

Er verließ ſie ſchnell, und verſchloß ſich in ſein Gemach. Louiſe wagte es nicht, nur durch ein einziges Wort ihn zurückzurufen. Furchtbar war die Stunde, die ihr vorüberſchlich; ruhiger iſt die letzte Stunde, in welcher ein ungern Sterbender dem Hochgericht entgegenwankt. Ihres Gemahls letzte Worte ſchollen immer ernſter, immer drohender in ihr Ohr. Sie fühlte die ſchreckliche Beſorgniß, ein unſchuldiges Mädchen unglücklich gemacht zu haben; ſah ſich ſelbſt wieder zurückgeſtoßen, in Schmach und Verſpottung, ſah ſich getrennt von ihrem Gemahl, — glaubte Alles verloren zu haben, ſeine Liebe und ſeine Achtung. Jede Minute dehnte ſich ihr zu Monathen aus. Sie wagte es nicht, ihr Zimmer zu verlaſſen, — nicht Mariannen, nicht die geringſte ihrer Aufwärterinnen zu rufen. Sie glaubte, auf ihrer Stirne ſtehe, nicht bloß, daß ein Kummer, ſondern auch, welcher Kummer ſie folterte? Sie fuhr noch bänger zuſammen, als jetzt die Thür ihres Cabinetts wieder aufging, als ihr Gemahl wieder hereintrat. Sie erkühnte ſich nicht, die Augen gegen ihn aufzuſchlagen. Doch mild nahm er ſie bey der Hand.

„Sey ohne Sorgen!“ ſprach er: „Dein Richter verzeiht! Ja noch mehr, er verzieh dir ſchon, bevor er hinwegging. — Nur, um doch einiger Maßen deinen Trug zu beſtrafen, nur, um im eignen Herzen deſto ſicherer zu ſeyn, daß nicht Überraſchung allein, ſondern auch Überlegung wirke, wählte ich mir dieſe Bedenkzeit. Weib meiner Seele, Wonne meines Lebens, ich vergebe dir von Grund meines Herzens. Ich ſegne die Liſt ſogar, die für mich ein Quell von ſo mancher Seligkeit ward. Sie hat mich nicht zum beglück-

ten Gatten allein, ſie hat mich auch zum Biedermann gemacht. Dir gehörte meine Hand, auch ohne Anſpruch der Mutter! — Wohlan, Marianne, meine angebliche Tochter ſey hinfort auch meine angenommene; ſey einſt die Erbinn meines ganzen Vermögens! Ich will dieß befeſtigen, nach jeder Vorſchrift der Geſetze. Doch ehe ſie ſelbſt das Geheimniß ihrer Geburt erfährt, ſoll Bardenburg es wiſſen, und wählen! Sein Wort bürgt mir für Schweigen auf jeden Fall." —

Louiſe wollte noch ein Mahl zu den Füßen ihres Gemahls ſinken; er verhinderte es durch die zärtlichſte Umarmung. Seine Küſſe trockneten ihre Thränen. Bardenburg ward gerufen; er ſtaunte gleichfalls bey dieſer Eröffnung; doch wie er wählte, bedarf wohl kaum erſt einer Meldung. Ja um ſeine Schwiegerältern ganz zu überzeugen, daß er in ſeiner Braut bloß — Mariannen ſelbſt, und nicht die geſetzliche Erbinn liebe, bedung er ſich, daß jede Verfügung ihrenthalben erſt nach der Hochzeit geſchehe. Erſt nach der prieſterlichen Einſegnung und am erſten Morgen ihrer ſchon vollzogenen Ehe ward die junge Frau mit ſich ſelbſt bekannter gemacht. Knieend dankte ſie dann ihrem edlen Vater, küſſend ihrem edlen Gemahl für ihre Güte. Nun erſt verſtand ſie die ehemahligen Thränen ihrer zweyten Mutter, aber nie ſah man deren eine wieder fließen.

Das Damenhemd.

Nach einem alten Fabliau.

Ritter Gebhard von Aldringen war ein Dreyundfechziger; Frau Isabella hatte so eben erst ihren zwey und zwanzigsten Geburtstag gefeyert. Er war runzelig, kraftlos, und in den sechs Jahren ihres Eheſtandes faſt immer krank; ſie dagegen war ſchön, flink und feurig. Ein höchſt verdrießlicher Abſtand für Beyde! — Gleichwohl hatte Ritter Gebhard auch manche gute Eigenſchaft an ſich. Er war reich, freygebig, ziemlich hell von Geiſt, und bieder von Herzen. Über dieß hütete er ſich ſorgſam vor zwey Unarten, die ſonſt treuliche Gefährtinnen des Alters und Siechthums zu ſeyn pflegen, — vor Eigenſinn und Eiferſucht. Einen Theil dieſes Verdienſtes hatte er wohl ſeinem von Natur ſchon ſanften Charakter zu verdanken, doch einen weit größern noch ſeinem Nachdenken.

Denn da er während ſeines männlichen Alters viel in und mit der Welt gelebt, viel Menſchen und Menſchen ähnliche Geſchöpfe kennen gelernt, und ſich dadurch eine gewiſſe Art von milder Lebensweisheit erworben hatte, ſo hielt er es für eben ſo thöricht als unge-

recht, an eine noch junge, reizende, kraftvolle Frau die Forderung ergehen zu lassen, daß sie den ganzen Lenz ihres Lebens an seinem Krankenbette einsam hinbringen möge. Für ungerecht, — denn warum sollte sie nicht auch genießen, was er vor dem genossen hatte? — Für thöricht, — denn der ungeliebte Gemahl mußte durch ein solches Betragen sich bald zum Allgehaßten machen! Er glaubte über dieses, bey einigen Graubärten von seiner Bekanntschaft bemerkt zu haben, daß sie dann, wenn sie der Wartung allzu viel begehrten, nun — gar keine mehr bedurften. Wie bald, dachte er, ist einem gar zu eigensinnigen Kranken im Schlafe ein Küssen weg gezogen, ein Süppchen verpfeffert, eine wirksame Arzeney zur unrechten Zeit gereicht! Wer das allezeit im Voraus merken wollte, müßte wahrlich Allwissenheit besitzen. Nur willige Freundschaft macht die Krankenpflege leicht. Ich will daher, Trotz Zipperleins und Steinschmerzen, mein Weibchen in guter Laune zu erhalten suchen, so lange und so viel ich vermag!

Diesem Vorsatze getreu, machte er sie nicht nur zur unbeschränkten Gebietherinn seines Hauswesens, erfreute sie oft mit ansehnlichen Geschenken, ermahnte sie fleißig und aus eigener Bewegung, irgend eine Freundinn aus der Nachbarschaft zu besuchen oder einzuladen, sondern so oft nur seine Kränklichkeit es einiger Maßen erlaubte, so oft eine günstige Jahrszeit, oder ein kleiner Überrest ehemahliger Kräfte ihn einige Tage oder Wochen vom Lager empor hoben, so oft veranstaltete er auf seiner eigenen Burg manche treffliche Gastmähler, manches stattliche Ritterspiel. Bey ihnen hatte dann natürlicher Weise die Dame des

Schloſſes den Vorſitz, erſchien in köſtlichen Gewändern, prangte mit Gold, Edelſteinen und Perlen, kurz, bewies durch den Augenſchein, daß es ihr mindeſtens nicht an allen Gütern des Glücks mangle, wenn gleich das Maß ehelicher Freuden ihr etwas kärglich zugemeſſen ſey.

Bey dieſen feſtlichen Gelagen, bey den vielen Gäſten, die geladen und ungeladen auf Aldringers Burg ſich einfanden, und bey der großen Zwangloſigkeit, deren Frau Iſabella genoß, konnte es nicht fehlen, daß auch bald Beſucher erſchienen, die auf die Dame vom Hauſe, — eben weil ſie ſo ſanft und ſchön, ihr Gemahl aber ſo nachſichtsvoll und baufällig war, — ein lüſternes Auge richteten, und die bey mancher Gelegenheit bald verſteckt, bald ziemlich offen, bald ſchüchtern, und bald dreiſt genug ſich zum Erſatze des einzigen Abgangs ihr antrugen. Selbſt die Sitte dahmaliger Zeiten, — für ſo heilig ſie auch in mancher Lobeserhebung gelten, — war Abſichten dieſer Art gar nicht unhold, hatte für Plane von zweydeutiger Gattung ein Wort, das herrlich klang, einen Deckmantel, der meiſterlich verhüllte! Denn faſt jede Dame des eilften, zwölften, dreyzehnten Jahrhunderts, verehelicht oder ledig, ſpröde oder gefällig, hatte ihren erklärten Ritter, ja, wohl oft noch mehr, als Einen.

Daß dieß mit Zucht und Tugend ſich wohl vertragen konnte, und auch wirklich vertrug, iſt erwieſen genug. Doch daß gleichwohl nicht ſelten ein Schalk dahinter ſich barg, daß es manchem ehrlichen Deutſchen, — ob er gleich nicht Fürſt, noch Mitglied der Tafelrunde war, mit Freund und Gattinn ging, wie

weiland dem Könige Artus *), daran wird wohl keiner zweifeln, der nur ein wenig ſich auf Männer und Frauen verſteht?

Zwar Frau Iſabella, — dieſes Zeugniß verdiente ſie mit Würden! — hielt feſt an ehelicher Tugend. Jede Schmeichelrede, jede verführeriſche Lockung ſchien nicht nur fruchtlos, ſondern auch unvernommen an Ohr und Herzen abzuprallen. Jedes Erbiethen vom Ritterdienſt, — ſelbſt im ehrbarſten Sinne des Wortes, — wurde abgelehnt. Sie würde ſich, ſagte ſie oft, ſelbſt verachten, wenn ſie einen Gemahl hinterginge, der ſo traulich und liebevoll ſie behandle. — Um ein verlornes Federchen ihres Kopfputzes, um ein Bändchen von ihrer Buſenſchleife fixirten ſich oft zehn bis zwölf Hände. Aber ſo bald ſie den Verluſt bemerkte, forderte ſie ihn mit ſo hohem Tone, mit ſo ernſtlichem Blicke zurück, daß auch der trotzigſte Ritter die Wiedergabe nicht verweigern konnte. Ungern litt ſie im Tanze den kleinſten Händedruck, und erwiederte keinen.

Wohl bemerkte dieſes Alles Ritter Gebhard im Stillen, und wohl gefiel ihm ein Betragen, das er für die edelſte Art des Dankes erkannte. Aber endlich glaubte er doch in der Gutmüthigkeit ſeines Herzens, Frau Iſabella übertreibe es mit dieſem Danke und ihrer Tugend. Feſt überzeugt, daß eine ſo ſtrenge weibliche Zucht kein echter Naturtrieb, ſondern eine

*) Die verliebten Abenteuer der Königinn Genievra und des Ritters Launzelot ſind ſo bekannt, daß die obige Stelle hoffentlich keiner Erläuterung bedarf.

ſich ſelbſt auferlegte Pflicht ſey; nicht minder überzeugt, daß jede überſtrenge Pflicht, ſelbſt vorgeſchrieben, oder von Andern anbefohlen, endlich ermüde, beſorgte er: Theils, daß ſeine Gattinn um das Glück ihres Lebens, mit allzu ſpäter Reue, ſich täuſche, Theils, daß ein überſpannter Bogen plötzlich, nicht bloß nachlaſſen, ſondern ſpringen dürfte. — „Weibchen," ſprach er daher einſt, „du verdienſt mein Lob und meinen Beyfall, daß du alle die jungen Laffen von dir abwehreſt, die ſo gern dich beſchwatzen, und mich obendrein mit einem Hauptſchmuck beſchenken möchten. Du handelſt bieder und klüglich zugleich; denn Bedauerung und Schmerz pflegten von jeher unerlaubten Freuden zu folgen. Aber auch die Tugend hat ihre Mittelſtraße. Das Herz des Weibes fordert Beſchäftigung. Eine anſtändige Liebe iſt ihm nicht nur vergönnt, ſondern auch faſt nothwendig. Daß ich dir nicht mehr Liebe einzuflößen vermag, erkenne ich nur allzu gut. Die Natur der Weiblichkeit zu beſchränken, kam mir nie in den Sinn, und unnütz wäre es auch, wenn ich es unternähme. Zu dem haſt du noch einen Grund mehr, für dein Herz zu ſorgen! Mein Leben iſt der Grube, und du biſt der Witwenſchaft nahe. An dich fällt meine Burg, denn ſie iſt Kunkellehe; dir wird Alles, was ich habe; darüber iſt längſt mein letzter Wille niedergeſchrieben. Aber dann wirſt du ſtraks einen Schirmherrn bedürfen. Der Frau allein gehorchen weder Knappen noch Saſſen, wie ſie wohl ſollten; die Nachbarn necken ſie ungeſtraft; ein treuer mannlicher Ritter wird dir dann Nothdurft. Wähle ihn zeitig, weil du noch Raum zum Überlegen, und, — was das Wichtigſte iſt, — auch Raum zur Prüfung haſt. Un-

geprüft, Weibchen, traue Keinem! Auch wir Männer lügen; lügen faſt ſo ſchön und täuſchend, als — ihr. Dein Geſchlecht übt vielleicht den Trug noch etwas früher und feiner aus; aber auch das meinige eifert ihm baß nach."

Überraſchend kam Frau Iſabellen dieſe etwas lange Rede, und höchſt unerwartet war ihr deren Inhalt und Wendung. Aber eben, weil ſie ſo lang war, hatte die Zuhörerinn Zeit genug, ſich zu ſammeln, und antwortete darauf nach Frauenweiſe, das heißt, — klüglich. Sie fand es ſehr gütig, daß ihr Gemahl für eine Treue ſich bedanke, die nur Erfüllung ihrer Pflicht ſey, und zwar eine Erfüllung, die ihr nicht ſchwer ankomme. Sie verſicherte, ſo lange ſie ihn habe, keines Ritters zu bedürfen; ſie fürchte nicht, ihn zu überleben; aber wenn ja dieſes traurige Loos ſie treffen ſollte, ſo werde ſie keinen zweyten Gemahl, ſondern ihren nächſten Blutsverwandten um Schutz anſprechen.

So und dem ähnlich lauteten ihre Worte! Aber kaum war ſie allein, ſo dachte ſie doch genauer den ſeinigen nach, und fand unendlich viel Wahrheit darin. Es ſchien ihr nun allmählig erlaubt und immer erlaubter, ſich auch einen Ritter zu wählen, da nicht nur faſt alle Damen vom Stande das Gleiche thäten, ſondern auch der Einzige, der etwas dagegen einwenden könne, ſelbſt dazu rathe. Sie beſchloß, — bloß weil er es ihr gerathen habe, — wirklich diejenigen zu prüfen, die um ihre Gunſt ſich müheten; ja, ſie beſchloß, bald und ernſt mit ihrer Prüfung anzufangen. Es kann ja, dachte ſie, nichts ſchaden, wenn ich wenigſtens weiß, wer es am lauterſten mit mir meint?

Durch das Verſprechen, ſeine Dame zu heißen, verpflichte ich mich noch zu nichts, wogegen die Tugend ſchmollen, und der Argwohn klaffen dürfte!

Wohl zwanzig Ritter gingen, indem ſie dieß dachte, vor ihren muſternden Geiſtesaugen vorüber. Alle zwanzig hatten um ſie geworben, doch nur auf drey derſelben, (ſo genügſam iſt weiblicher Sinn!) haftete Frau Iſabella mit ihrem ſpähenden Blicke, und glaubte auch in ſich ſelbſt gegen dieſe Drey ein Samenkörnchen von Zuneigung zu entdecken, das, gehörig gepflegt, wohl aufkeimen, und höher empor wachſen könnte, ohne jedoch den tief gewurzelten Baum der Gattenzärtlichkeit deßhalb zu kränken. — Hugo von Wartburg war der erſte in dieſem Kleeblatte; ein ſtattlicher Ritter, der in Turnieren ſchon manchen Dank davon getragen, in ernſtlichen Kämpfen ſchon oft geſiegt hatte, der aber auch keine Gelegenheit vorbey gehen ließ, dieſe erworbene Ehre ſeinen Mitmenſchen bekannt und fühlbar zu machen. Jede ihm nur ſchief dünkende Miene, jedes ihm nur zweydeutig klingende Wort war er mit dem Schwerte zu rächen erböthig; überall folgten ihm Knappen und Stallmeiſter zu Dutzenden nach; daß er von den alten Landgrafen in Thüringen durch ſeine Ur-Ur-Großmutter in gerader Linie abſtamme, erzählte er alltäglich wenigſtens zehn Mahl. Er hatte ſich feſt vorgenommen, nächſtens einen Wallfahrtszug nach Paläſtina zu thun; daß er von daher Frau Iſabellen zehn ſarazeniſche Sclaven, die ſein Schwert erfechten ſollte, mitbringen werde, verſicherte er mit einer Zuverſicht, die wohl ſchon für eine halbe Wirklichkeit gelten konnte.

Ihm an ritterlichem Ruhme nicht tief unterge-

ordnet, und an Gütern und Habe noch weit, weit überlegen war Reichard von Jarthauſen. Auch ihn begleitete, wo er ging und ſtand, eine ganze Schar reich gekleideter Diener. Seine Rüſtung ſtarrte und funkelte von Gold und Edelgeſteinen. Sieben Schlöſſer längs dem Rhein und der Moſel gehörten ihm eigenthümlich. Er hatte ſchon oft Frau Iſabellen fürſtliche Geſchenke dargebothen, ſiebenfache Schnuren orientaliſcher Zahlperlen, Halsbänder von Smaragden und Rubinen. Immer hatte ſie dieſelben ausgeſchlagen; immer mit Hoheit der Miene, aber ein Paar Mahl doch mit mißlicher Selbſtüberwindung im Herzen!

Weder durch große erfochtene Preiſe, und noch minder durch anſehnliche Güter zeichnete ſich Wolfram von Hagenau aus. Denn erſt ſeit zwey oder drey Jahren führte er die ritterliche Lanze, hatte ſie zwar nie durch Feigheit entehrt, aber auch nie noch eine Gelegenheit erſehen, da er den flüchtigen Ruhm beym Haarſchopf faſſen konnte. Sein ganzes väterliches Erbe beſtand in einem kleinen halb verfallenen Schloſſe, umringt von einigen dürftigen Hütten. Die Bewohner derſelben baueten einen kargen Boden, der kaum das dritte Korn ſeinen Pflügern zum Lohne gab. Wolframs Renten erſtreckten ſich ungefähr auf hundert Goldgulden. Von dieſen lebte er knapp, doch niemanden läſtig. Er hätte ein Paar Mahl ſchon Hofämter erhalten können; ſie behagten ihm nicht. Hugo's Knappen ritten auf ſchöneren Gäulen, als ſein Streitroß war, die Wämmſer von Reinhards Dienern koſteten mehr, als ſein Feſttagsgewand. Gleichwohl mangelte es ihm nicht ganz an Verdienſten, die bey Damen, oder wenigſtens bey Einer Dame zu empfehlen vermögend ſind!

Sein ſchönes, großes, blaues Auge, offenbar von der Natur beſtimmt, frey um ſich her zu ſchauen, und doch nur unter zwanzig Frauen Frau Iſabellen aufzuſuchen — ſein, wenn er ſie nun gefunden hatte, feſt auf ihr haftender, und doch nicht unbeſcheidener Blick, — ſeine Emſigkeit, mit welcher er jeden Wink von ihr nicht nur befolgte, ſondern größten Theils ſchon voraus errieth, — ein gewiſſer edler, faſt ſtolzer, und doch mit Sanftmuth gepaarter Zug ſeines Antlitzes, — eine noch unverletzte, unverſchwelgte Kraft der Jugend, auf die er nie trotzte, die er aber gleichwohl zu fühlen, und bey der er zu denken ſchien: ich werde nie eine Beleidigung, ſelbſt von Höhern nicht, ungerächt ertragen! — Alles, alles dieſes waren Eigenſchaften, die Frau Iſabellens Scharfblick nicht entgingen, die ſie ſogar heimlich längſt, wiewohl nicht ganz ihrem wahren Werthe nach ſchätzte; denn unter der kleinen Zahl geachteter Bewerber ſtand er nur zum — Beſchluſſe.

Der Ruf eines nahen prächtigen Turniers durchlief eben damahls ganz Franken, Baiern und Schwaben. Die Hochzeit eines reichen, mächtigen Grafen, — denn beſcheiden waren noch die Titel der damahligen Zeit, und der Grafen gab es vielleicht ſchon damahls allzu viel, doch wenigſtens ſo viel nicht, als heut zu Tage, — ſollte mit allem nur erdenklichen Pompe gefeyert werden. Schon war bekannt gemacht worden, daß man dabey nicht bloß mit einzelnen Lanzenrennen, ſondern auch mit einem Kampfe in ganzen Banden *) ſich erluſtigen wolle. Jeder, der durch Stand

*) Daß es bey den alten Turnieren Fälle gab, da man ſchanzenweiſe focht, da eine Feſtung beſtürmt, oder eine Ver-

Stand und Muth sich berechtigt hielt, daran Theil zu nehmen, jeder, den nach zerschellten Ribben, zerbrochenen Armen und — bekränztem Haupte lüsterte, rüstete sich seit Monathen schon auf diesen wichtigen Tag. Daß unsere drey Ritter nicht davon wegbleiben würden, wußte Frau Isabella mit Zuverläßigkeit, und hielt es für die bequemste Gelegenheit, einen derselben oder vielleicht alle drey auf ein Mahl zu prüfen.

Unter mehreren Knappen auf Ritter Gebhards Burg war einer, Rudolph mit Nahmen, der schon allmählig zum Ritter selbst reifte; ein gewandter Jüngling, wohl geschickt, jeden Auftrag zu fassen und auszuführen, brav genug, um im Nothfalle mit dem Schwerte selbst wacker drein zu schlagen, bey jedem Geschäfte lauter, wie Gold, verschwiegen wie das Grab, schlau, wie ein Wiesel, und Frau Isabellen so treu, wie ihr Schatten. Ihn berief sie jetzt, als zum Turniere noch drey oder vier Tage fehlten, in ihr Gemach, übergab ihm ein feines leinenes Hemd, von ihren eigenen Händen in nächtlicher Stille verfertigt, und sprach dabey:

„Auf! sattle dir stracks den flüchtigsten Zelter im ganzen Stalle, und bringe dieses Gewand dem Ritter Hugo von Wartburg mit diesen Worten: — „Frau Isabella von Aldringen grüßet Euch! Daß es Euch beym nahen Turniere an einer herrlichen Rüstung nicht gebrechen werde, weiß sie zwar wohl; doch schickt sie Euch

---

schanzung erstiegen wurde, und da auch nicht selten das Spiel mit Ernst sich endete, alles dieses ist bekannt genug.

hier eine, wie an ähnlichen Tagen vielleicht noch keine getragen wurde! Oft schon drangt Ihr in sie, ihr Ritter werden, in ihrem Nahmen die Lanze zerbrechen, das Schwert schwingen zu dürfen. Wohlan, es sey Euch erlaubt! Doch höret erst, unter welcher Bedingung: Gegenwärtiges Gewand, von ihr verfertiget, vierfach mit ihrem Nahmen bezeichnet, sey Euer Panzer! Außer dem bloß mit Hemd, Schild und Leinharnisch bewaffnet, stellt Euch kühn jedem Trotzer entgegen! Ist Eure Liebe und Euer Muth rechter Art, so wird auch dieses Hemd genüglich Euch schützen; wo nicht, so schämt Euch künftig, den Maulhelden zu spielen, und buhlt um Dirnen, deren Ehre und Gelust für Gold feil sind!"

So sprich, und nimmt er es an, so bringe mir schleunige Nachricht! Schlägt er es aber aus, so vermelde gleiche Post dem Ritter Reinhard von Jarthausen. Ist auch dieser feigherzig, so versuche Wolfram von Hagenau. Bringst du es von dort gleich fruchtlos zurück, so überreiche es mir schweigend! Ihre Unehre ist kein Wort der Meldung werth!

Der Knappe that, wie ihm gebothen wurde. Nicht ohne merkliche Zeichen der Verwunderung hörte Ritter Hugo auf seine Rede; doch griff er mit kecker, stolzer Miene nach dem Gewande. — „Melde deiner Gebiethe-rinn, sprach er, von mir Gruß und Dank! Ich nehme die Rüstung an, und hoffe, ihr und der Übersenderinn Ehre zu machen." Rudolph wollte sich entfernen. Schon unter dem Thore der Burg, schon im Begriffe, über die Fallbrücke zurückzusprengen, hörte er noch ein Mahl seinen Nahmen rufen, und wandte den Klepper. „Der Tag, sprach Hugo, dämmert schon.

Es wäre unziemend, wenn du ungelabt die Burg verließest. Bleibe über Nacht allhier! Auch ich will meinen Caplan rufen lassen, und ihm einige Zeilen schriftlicher Antwort an deine Gebietherinn in die Feder sagen!" — Ein gewisser bedenklicher Zug schien sich, indem er dieß sprach, unter Ritter Hugo's Augen zu formen. Schon stieg in Rudolph's Herzen ein kleiner Argwohn empor. Er blieb nicht der Erquickung, sondern der versprochenen Antwort halber.

Am andern Morgen, bald nach Tages Anbruch, hieß ihn der Burgherr wieder rufen. — „Besserer Rath, sprach er, kommt zuweilen über Nacht. Bringe dieses Hemd deiner Gebietherinn wieder, und melde ihr: Ritter Hugo von Wartburg habe immer geglaubt, Einer von denen zu seyn, denen man Wahrheit in Worten und Gefühlen auch ungeprüft zutrauen könne. Kränkend sey daher für ihn der Zweifel, der in ihrer Forderung liege. Doch würde er sie erfüllt haben, sähe sich nicht dadurch sein ritterlicher Ruhm gefährdet. — Wenn mich Panzerlosen der Speer eines weit feigherzigern Gegners durchbohrt, so ist es nicht der Verlust meines Lebens, sondern meiner bisher wohl erworbenen Ehre, der mich schmerzt. Das war es, was mir gestern schon halb dunkel dämmerte, und was ich ihr schriftlich zu melden gedachte, hätte nicht gerade gestern Abend mein Pater zu tief in das Glas geguckt!

Stark kochte der Unwille bey Rudolphen empor; doch nahm er, Frau Isabellen's Bemerkung eingedenk, stillschweigend das Gewand, und ging. Sein Weg war nun zum Ritter Reinhard gerichtet, seine Botschaft die vorige, und sein Empfang — gleichfalls. Doch nein! Reinhard von Jaxthausen entschloß sich

wenigſtens raſcher, und antwortete redlicher. Denn ohne erſt eine Nacht Bedenkzeit zu brauchen, ohne erſt das ihm dargebothene Hemd mit prahlendem Geſchwätz anzunehmen, rief er ſogleich: Um dieſen Preis ſey Ritter von Frau Iſabellen, wer nach Zerfleiſchung ſeines Leichnames, nach Zerbrechung ſeiner Gliedmaßen ſich ſehnet! Ich ſcheue den Kampf nicht; ich wollte mich für ſie wohl mit Rieſen ſchlagen. Aber in dieſem Panzer würde mich doch gewaltig frieren. Unbilliges Begehren verdient abſchlägige Antwort!

Rudolph ritt von dannen. — „Ob ich mir denn erſt, dachte er bey ſich ſelbſt, vom Ritter Wolfram gleichen Spott abhohle? Ob es nicht klüger wäre, meinen Gaul heimwärts zu lenken?" — Er beſann ſich bald eines Andern, und that, wie Frau Iſabella begehrt hatte. Auch gegen Abend kam er auf Hagenau's Schloſſe, — oder Schlößlein vielmehr, — an. Bey dem kärglichen Mahle ſaß der Ritter ſo eben, als der Knappe zu ihm eintrat. Er ſtaunte über den, ihm gar wohl bekannten Herold, doch mehr noch über desſelben Bothſchaft. — „Ja, ja! rief er, als Rudolph geendet hatte, ja, ich bin bereit, zu thun, was die Schönſte der Frauen fordert. Dieſes Gewand von ihren Händen geheiliget, ſoll mein Cüraß ſeyn am morgenden Tage. Ich will ihn tragen, wenn man entweder den Preis mir reichet, oder in das Bette von Erde mich hinab ſenkt! Gehe, ſage deiner Gebietherinn.... Doch nein, ſage ihr nichts! Sey morgen mein Begleiter, mein Zuſchauer, wenn ich kämpfe! Werde dann erſt mein Bothe, wenn ich ſiege oder falle! Jetzt aber vor allen Dingen gehe hinunter in meinen Stall! Den beſten Klepper, den du da findeſt, wähle dir aus, als

ein Andenken von mir! Gerne gäbe ich dir als Bothenlohn noch ein schöneres Roß, wenn ich nur selbst mehr, als Ein Streitroß besäße!"

Nicht zwey Mahl ließ der Knappe sich dieses gebiethen. Höchst unerwartet war ihm ein solcher Empfang. Zweyfach grell stach er gegen die Abfertigung der beyden Ersten ab. Doch besorgte Rudolph im Stillen, auch hier vielleicht dürfte besserer Rath über Nacht kommen. — Er irrte! Zwar war Ritter Wolfram noch lange vor Tagesanbruche wach, ermunterte alle seine Knechte (deren freylich höchstens drey seyn mochten), mit lautem Zuruf. Aber die gestrige Freude glühte noch heute auf seinen Wangen. Rudolph mußte sein Gast bey dem Frühstücke seyn. Alles wurde aufgetragen, was seine sparsame Vorrathskammer nur vermochte; Frau Isabellens Nahme war immer das dritte Wort seines Mundes. Die Rosse wurden bald gesattelt und gezäumt. Gleich nach Sonnenaufgange bestieg man sie. Der Weg zum Kampfplatze betrug ungefähr eine kleine Meile. Wolfram war ganz so gerüstet, wie Frau Isabelle es begehrt hatte, mit Helm, Schild, Beinharnisch, und über dem Brustwamse, statt des Harnisches, mit dem gefährlichen Hemde bekleidet. Eine gewaltige Menge der Ritter, von nahe und von fern, hielt schon vor den Schranken. Die Federbüsche ihrer Helme wogten, wie ein unübersehbares Saatenfeld, die schönsten Frauen, zwölf Meilen in der Runde herum eingeladen, zierten die Bühnen; die Blüthe des südlichen Deutschlandes schien hier in einem einzigen großen Strauße vereint zu glänzen.

Ein gewaltiges Flüſtern entſtand und lief im Kreiſe der Kampfluſtigen ſowohl, als auf den Bühnen umher, da Wolfram einritt. Die abenteuerliche Abweichung in ſeiner Rüſtung fiel männiglich auf. Bey dem erſten Anblick glaubte man zwar, er trage dieſes Hemd über dem Panzer. Doch da man bald ſpürte, daß dieſer gänzlich ihm fehle, da mehrte ſich das Geziſche, das Zuſammenſtoßen und Schurteln der Köpfe, das Lächeln und die Verwunderung der Frauen. Unter ſo viel tauſend Augenzeugen wußten nur zwey Ritter deutlich genug, was dieſe Tracht zu bedeuten habe? und hüteten ſich wohl, ihre Kenntniß allgemeiner zu machen. Alle übrigen riethen und riethen, — bald der Wahrheit ziemlich nahe, und bald wieder unendlich weit von ihr ſich entfernend. Viele hielten es für die Buße irgend eines beträchtlichen Fehltrittes; Andere für das Mittel, eine anweſende Spröde zu gewinnen; noch Andere glaubten etwas unglimpflich, doch nicht unwahrſcheinlich, es ſpucke Verirrung im Gehirne des guten Ritters! Aber alles dieſes Geliſpel und Geſpötte ſtörte Wolfram's Feſtigkeit nicht. Zwar, als er ſo viele wohl gerüſtete Kämpfer um ſich her ſah, ſo viele drohende Lanzen, ſo viele Nebenbuhler des Preiſes, ſo viel ſchöne funkelnde Augen, die, weil ſie wohl wußten, daß dieſer Ritter nicht für ſie fechte, deſto eher ihm das Überwundenwerden gönnen dürften; als er unter ihnen Frau Iſabellen überall ſuchte, und nirgends fand (denn ſie ſaß daheim, vergeblich eingeladen, und pflegte ihres abermahls krank gewordenen Gatten), da, wie er ehemahls ſelbſt geſtand, überlief ihn ein unwillkürlicher Schauder! Der Gedanke, hier warten deiner Wunden, Tod, und vielleicht noch Spott,

und Schmach nach dem Tode! durchblitzte seine Seele. Aber eben so rasch und unendlich größer stand vor ihr der edle Lohn, wenn er ausdaure und siege: die Gunst seiner Dame, ihr Lob, wohl gar ihr süßer Kuß! Alle Furcht, alle Scheu entwich. Drey Mahl empfahl er sich in Gedanken Frau Isabelle'n, Ein Mahl seinem Schutzheiligen. Dann stellte er sich dreist auf die Stechbahn.

Das Glück feuriger Liebe schien ihn zu begleiten. Von sechs Gegnern, die nach und nach gegen ihn ansprengten, räumten fünf den Sattel, und der sechste erhielt sich mühsam an der Mähne des Rosses. Unter diesen Gefällten war selbst der prahlende Hugo von Wartburg, der doppelt knirrschte, als ihn sein Nebenbuhler in den Sand herab setzte. Fast alle Lanzen waren fruchtlos auf Wolfram's Schilde zersplittert; eine einzige hatte, doch unbedeutend, seine Hüfte gestreift. Es tröpfelte etwas Blut herab, er achtete dessen nicht. Doch jetzt nahte sich des Turniers zweyter Theil; ein Kampf in ganzen Banden. Funfzig Ritter sollten ein Castell, oder vielmehr ein hölzernes Nachgebild desselben beschützen; andere funfzig es angreifen. Wohl hätte Wolfram ganz davon wegbleiben können; denn seine Mannheit und die Stärke seiner Liebe waren genüglich erhärtet und bewiesen. Doch dann hätte er nur auf einen geringern Dank und Kampfpreis Anspruch zu machen gehabt; sein Ehrgeiz begehrte den vorzüglichsten. Unerschrocken stellte er sich daher unter die Angreifer, und kam in das erste Glied. Nur zu gefahrvoll war ein solches Spiel, selbst für Männer, vom Haupthaar bis zur Zehe hinab in Eisen verhüllt; — um wie viel gefahrvoller noch für den kaum halb Be-

deckten! Umsonst, daß er einen Theil seines Körpers durch den fest angeschlossenen Schild zu schirmen suchte! Ein weit größerer stand doch jedem Anfalle bloß. Auch empfand er dieß schnell genug. Mancher Stoß, mancher Schwertstreich drang tief in sein Fleisch hinein; manche Wunde zerfetzte sein Gewand und — seinen Körper. Ströme von Blut färbten die weisse Leinwand bald roth. Dennoch wich der Ritter nicht! Liebe, Ehre, Verzweiflung stählten nicht seinen Leib, aber wohl seinen Geist. Unaufhaltsam drang er weiter vorwärts, drang desto heftiger, je mehr er bald ganz zu stürzen besorgte. Er sprengte zuerst die Reihen der Vertheidiger; er war der Erste auf dem erstürmten Walle.

Ein lauter Jubel der Zuschauer erscholl. Drommeten verkündeten die Endschaft einer so bedenklichen Lustbarkeit. Nicht der Ausspruch der Kampfrichter bloß, sondern auch die Stimme der ganzen Versammlung rief den panzerlosen Ritter, — den Ritter im Hemde als Sieger, als Verdiener des ersten Preises aus. Als er hinritt, ihn aus den Händen der Braut, der Königinn dieses Festes, zu empfangen, da regnete es von allen Bühnen Bänder, Blumen und Beyfallszeichen der Damen auf ihn herab. Wohl funfzig Schöne wünschten in diesem Augenblicke, die Dame seines Herzens zu seyn. Wohl funfzig Ritter hätte er jetzt leichter noch aus der Gunst ihrer Geliebten, als vorher seine Gegner aus dem Sattel zu heben vermocht. Er dachte nur auf Frau Isabellen.

Aber indem er jetzt mit edlem Anstande das Kleinod des Preises empfing, indem er der Geberinn ein Paar Worte des Dankes zu sagen gedachte, entschwanden ihm plötzlich Besinnungskraft und Lebensgefühl. Ent-

kräftet durch Wunden und Blutverluſt, ſank er ohnmächtig von ſeinem Zelter herab. Ein Schrey des Erſchreckens ſcholl faſt allgemein; eine Schar von Knappen und Turnierwächtern ſprang herbey und hob ihn auf. Ritter drängten ſich um ihn her; ſelbſt der Burgherr, beſorgt um das Leben eines ſo tapfern Mannes, flog herzu, gebiethend: daß man ihn ſogleich in das beſte Gemach ſeines Schloſſes, auf das weicheſte Lager bringe. Wundärzte, bey Feſten dieſer Art ſchon in Bereitſchaft gehalten, kamen gerufen und ungerufen. Die kräftigſten Arzneyen wurden aufgebothen.

Doch kräftiger, als alle ihre Riechwaſſer und Spezereyen, wirkte das Mittel des Knappen Rudolph! Er, einer der Erſten, der Mühſamſten und der Beſorgteſten um den Ohnmächtigen herum, rief ihm zu wiederhohlten Mahlen Frau Iſabellens Nahmen in das Ohr, und, — ſey es Zufall oder Wirkung dieſes Zurufes! kurz, die gleichſam ſchon entwichene Seele ſchien wieder zurückzukehren. Allmählich gewann der Körper Lebenszeichen, der Geiſt Beſinnungskraft. Er ſeufzte wieder; ſein Buſen hob ſich; und als ſein Blick noch dämmerte, war ſeine erſte Frage: „Wo iſt mein Kampfgewand?“ — Es ihm ja aufzubewahren: war ſeine ſehnlichſte Bitte. Dann erſt wurde er ruhiger, als ſein Auge wieder hell ſchaute, und er den Diener ſeiner Dame, in ſeiner Hand das blutige Gewand, dicht an ſeinem Lager erblickte. Er winkte, daß man ihn allein mit demſelben laſſe. Er ruhte nicht eher, bis man ſeinem Begehren ſich fügte.

„Wohlan denn, ſprach er, eile nun, und ſage deiner Gebietherinn, was du mit anſaheſt! Bezeuge mir, daß ich als Mann und Ritter handelte! Erzähle

ihr auch, daß nicht eher meine Kräfte mich verließen, bis der erkämpfte Preis bereits in meinen Händen war. Ihr sende ich dieses Kleinod." Sie hat mich zu dessen Erwerbung begeistert. Wahrscheinlich stehe ich nie wieder von diesem Lager auf. Doch dann bitte ich, daß sie wenigstens ein Mahl zu meinem Grabe komme, und eine einzige kleine Thräne demjenigen widme, der sein Blut auf ihr Geboth mit Freuden vergoß. Dieß, und daß die Gabe, die sie mir sandte, mich in das Grab begleite, ist jetzt mein einziges Begehren. Ob ich, wenn ich genesen sollte, so bescheiden in meinen Wünschen seyn würde, weiß nur der Himmel.

Mit schwerem Herzen, nur auf des Ritters oft wiederhohltes Geboth schied der Knappe und kehrte heim zur Burg, wo schon lange mit heißer Ungeduld Frau Isabella seiner harrte. Zwar muthmaßte sie wohl, eben, weil er so lange verzog, daß er nicht unverrichteter Sache zurückkommen werde; doch um so mehr folterte sie die Neugierde, welcher von den Aufgeforderten diesen harten Strauß bestanden habe? — Kaum sprang Rudolph vom Klepper herab, so wurde er stracks in ihr geheimstes Gemach berufen. Unverhohlen bis auf das kleinste, ihm aufgegebene Wort, bis auf den geringsten, mit angesehenen Umstand, hinterbrachte er ihr den ganzen Verlauf. Blaß von Unwillen wurde ihre Wange, als sie die feige Weigerung, die schnöde Antwort der zwey Ersten erfuhr. Desto höher röthete sich ihr Antlitz, desto stärker funkelte ihr Auge, als er nun auf Wolfram's männlichen Vorsatz kam; wieder bleicher, fast zitternd stand sie da, als er des Kampfes Schilderung entwarf; und blutlos, halb ohnmächtig sank sie auf ihren Sessel zu-

rück, als sie ganz vernahm, wie viel es ihrem Ritter gekostet, wie nahe er schon dem Tode gewesen sey, in welcher Bedenklichkeit noch jetzt sein Leben schwebe?

„Mächte des Himmels, rief sie, als Rudolph geendet hatte, wenn er nun stürbe, wenn ich die Mörderinn des Heldenjünglings würde! O jetzt, — jetzt sehe ich erst die Grausamkeit meiner Forderung ein! Jetzt verabscheue ich mich selbst. Eile, lieber Rudolph, eile wieder zu ihm! Versichere ihn meines Mitleids, meiner Reue, meiner zärtlichsten — Bedaurung, meiner, — meiner Bewunderung sogar! Sage ihm: er solle um meinetwillen noch länger leben; um meinetwillen jetzt auf seine Genesung so sorgsam denken, wie im Kampf auf seine Ehre und meinen grausamen Befehl! Übergib ihm zugleich dieses Büchslein mit echtem Balsam aus Mecca; Ritter Gebhard selbst brachte es aus dem Morgenlande mit. Es soll sogar Todeswunden heilen! — Sage ihm, viel wollte ich darum geben, wenn ich ihn selbst pflegen, selbst diesen Balsam ihm eintröpfeln könnte! Sage ihm — Doch nein! nein! Gehe lieber, gehe, damit nicht etwa zu spät ihm diese Bothschaft, diese Hülfe komme!"

Der Knappe verbeugte sich, ging, bereitete Alles; indem er bereits aufs Pferd sich schwingen wollte, winkte ihn Frau Isabella vom Fenster noch einmahl zu sich herauf. — Vergiß nicht, sprach sie, mir oft, spätestens über den dritten, vierten Tag, Kundschaft von ihm zu bringen, oder zu senden! Dieser Beutel mit Gold bestreite alle Kosten! Unterlaß auch nicht, ihm zu sagen: Er dürfe ja nicht einmahl sterben! Er

müſſe ja den Preis ſeines Gehorſams, meinen Kuß, ſich ſelbſt abhohlen."

Rudolph eilte fürwahr, ſo raſch er nur konnte. Lieber war ihm dieſer zweyte Auftrag, als jener erſte geweſen war. Er kam an, in jedem Betracht nicht zu früh, und nicht nutzlos. Er fand den Ritter zwar lebend, doch noch in höchſter Gefahr des Todes. Seine Ärzte ſchüttelten immer bedenklicher den Kopf; ſprachen noch von, — Gott weiß, wie vielen kritiſchen Tagen, von halben Wunderwerken, wofern er es überſtehe, und — ſo weiter! Da trat Frau Iſabellens Knappe an's Bett, überbrachte zuerſt den Balſam aus Mecca, und dann, als alle Horcher entfernt waren, auch ſeine mündliche Bothſchaft. Unendlich ſtärkere Heilkräfte lagen in ihr. Zum erſten Mahle wieder ſeit jenem Turnier-Morgen röthete ſich, obgleich auf Secunden nur, Ritter Wolframs Wange. Wohl zehn bis zwanzig Mahl mußte Rudolph jedes Wort ihm wiederhohlen, jeden Mienenzug von Frau Iſabellen ihm ſchildern. Von Stunde an beſſerte ſich ſein Befinden. Am dritten Morgen ſchon ſprachen die Pſeudo-Hippokrate: Das Fieber mindert ſich! Am fünften: „Die Todesgefahr iſt verſchwunden!" Jeder von ihnen maß ſeinen Mitteln den Grund der Geneſung bey; dem Balſam von Mecca vergönnte man eine ganz kleine Mitwirkung; das wahre Specificum blieb verborgen.

Aber, — aber ſelbſt dieſe Geneſung ging zwar ſichern, doch langſamen Schrittes fort! Zu viel Blut hatte der Ritter verloren, zu tief waren einige ſeiner Wunden eingedrungen, als daß nicht eine anhaltende Kraftloſigkeit zurückbleiben mußte. Da er am Ende bey

dritten Woche wieder vom Lager aufzustehen begann, war es wirklich nur ein bloſſes Beginnen zu nennen. Wiederhohlte Verſuche, in freye Luft ſich zu wagen, blieben, Trotz aller Anſtrengung, noch viel zu früh, noch viel zu bedenklich. Des Burgherrn freundliche Bitte, der Ärzte ernſteres Wort, mehr noch ſein eigenes Gefühl trieben Wolframen immer wieder bald in ſein Gemach zurück. Die Möglichkeit, eine Rüſtung anzulegen, Reiten und Reiſe zu ertragen, zog ſich in eine gewaltige, von der Furcht noch vergrößerte Weite. Schwermüthiger ſchaute er jetzt in die Zukunft, als er vor Kurzem noch in's nahe Grab geſchauet hatte; denn er beſorgte wieder beym längern Aufſchube den Verluſt von Frau Iſabellens Liebe. Vergebens tröſtete ihn ſein einziger Vertrauter, Knappe Rudolph! Vergebens erhielt er ein Paar Mahl durch ihn den holdſeligſten Gruß! Er lächelte dann zwar freundlich, aber er ſchüttelte auch bald wieder das Haupt, und ſprach: „Ach, ich kann mir aus dem Gedächtniß nicht das Gleichniß verdrängen, das mein Oheim, — ein erfahrner Mann, denn er war Prieſter und Beichtiger zweyer Fürſtinnen! — oft im Munde führte: Frauengunſt ſey ein Funken im dürren Geſträuche. Ein glücklicher oder weislicher Hauch macht, daß er zur Flamme auflodert. Aber er verlöſcht auch eben ſo ſchnell, wenn man den erſten günſtigen Augenblick verabſäumt!"

Noch verſtärkte ein zufälliger Umſtand ſeinen Mißmuth beträchtlich. Frau Iſabellens Nahmenstag nahete ſich, oder war vielmehr ſchon da. Immer hatte es Ritter Gebhard im Brauche, ihn feſtlich zu begehen; doch gerade dieſes Mahl wurden der Anſtalten noch mehr, als jemahls gemacht. Die ganze Nachbar-

ſchaft war ſchon geladen; Muſik und Tanz und Erleuchtung waren ſchon beſtellt. Daß es froh und hoch dabey hergehen würde, ließ ſich voraus ſehen. Auch Wolfram wurde unter der Hand, — man erräth leicht, von wem! — davon benachrichtiget, und, wo möglich, herbey gewünſcht. Eine ſchlafloſe Nacht folgte dieſer Bothſchaft; am frühen Morgen berief er Rudolphen.

Immer noch herrſcht, ſprach er, wie du ſelbſt ſiehſt, Kraftloſigkeit in allen meinen Gebeinen. Ein Pferd zu beſteigen, zwey Stunden auszudauern, wäre mir jetzt eben ſo möglich, als in den Mond hinauf mich zu ſchwingen, oder auf den Wogen des Meeres zu wandeln. Schildere dieß deiner und meiner Gebietherinn! Gib mir Zeugniß, wie ſehr dieſe Ohnmacht mich ſchmerzt! Aber füge dann auch hinzu: So bald ſie ſelbſt nur wolle, könne wenigſtens ein kleiner Theil von mir bey ihrem Feſte erſcheinen! Dieſes Gewand, von meinem Blute getränkt. — Warum ſtarrſt du mich ſo ungewiß an? Höre mich aus, und dann rede! — Dieſes Gewand, ſeiner erſten Weiße ſo unähnlich, bringe ihr jetzt wieder, und ſage: Wenn es ihr Ernſt ſey, mich künftig als ihren Ritter zu betrachten, wenn ſie von meinen Gefühlen auch nur den hundertſten Theil erwiedere, dann ſolle ſie dieſes Hemd beym Gaſtmahl eben ſo öffentlich über ihren Gewandern tragen, als ich es beym Turniere trug.

„Geſtrenger Ritter, was fordert Ihr da? Habt Ihr wohl bedacht —"

Alles, was du mir einzuwenden vermöchteſt! Klagen ziemen dem Mann nie, ziemen ſogar dem Weibe nur ſelten! Aber ſein Schickſal zu verſuchen, das

ziemet dem Ritter wohl! Warum ſollte ich, der bisher Geprüfte, nun nicht auch einmahl der Prüfende werden? Beſſer, ich weiß mit einem einzigen Schlage mein Geſchick, und — erliege demſelben, als daß ich zagend, hoffend, ſchwankend, doch endlich ſehe — Lieber Rudolph, zu reden wird mir ſchwer, ſchwerer, als zu handeln! Befolge daher was ich dir auftrug!

Der Knappe gehorchte. Als er auf der Burg ſeines Gebiethers ankam, wimmelte bereits der Hof von Pferden und Knechten; im Schloſſe ſelbſt durchkreuzten ſich ſchon geſchäftige Köche, eilende Dirnen, und müßige Herren. Ein Theil der nähern männlichen Gäſte war ſchon angelangt, und ergötzte ſich beym Spiel oder beym Becher; die weiteren, und zumahl die Frauen, wurden noch erwartet. Frau Iſabella ſelbſt befand ſich noch unter den Händen ihrer Zofen. Ihre Haare und Gewänder ſchimmerten von Edelſteinen. Sie wußte, daß es Ritter Gebhards Eitelkeit freue, ſie ſo geſchmückt zu ſehen. Die Kunſt ihrer Anzieherinnen war ſo eben vollendet, als Rudolph ins Gemach eintrat. Bey ſeinem Anblicke erröthete die Holde; ſie hoffte, daß er — ein Begleiter ſeyn werde. Kommſt du allein? rief ſie ihm noch auf der Schwelle entgegen.

„Ja, edle Frau! Und wünſchte, es auch mit euch nur zwey Minuten lang zu ſeyn. Ich bringe Botheſchaft.“

„Doch nicht unangenehme?“

„Wenigſtens nicht Unwichtige!“

Auf einen Wink der Burgfrau entfernten ſich die Dienerinnen. Rudolph begann ſeinen Spruch; treu blieb er der Wahrheit, wie immer. Mit großem, ern-

ſtem, feſtem Blicke ſchaute ihn Frau Iſabella an, bis er geendet hatte. Langſam, — doch nicht zögernd, aufmerkſam es betrachtend, — doch ſich nicht äußernd, nahm ſie aus ſeinen Händen das Gewand, faſt geſteift vom Blute, faſt ſtreifenweiſe zerſchlitzt von Hieben und Stichen. Auf eine ſeiner blutigſten Stellen drückte ſie drey Mahl mit Inbrunſt ihre Lippen, und dann warf ſie es ſo raſch, als ſey es das unentbehrlichſte Stück ihres Putzes, um ihren Nacken.

Mit ſtummem Erſtaunen ſtand Rudolph da; ſchwer trauete er ſeinen eigenen Blicken, und kaum war er endlich des Ausrufs fähig:

„Wie, edle Frau! Ihr wolltet" —

„Thun, was begehrt wird! Kann ich wohl anders? Und konnteſt du nur daran zweifeln? Ritter Wolfram hat Recht. Dem Geprüften ſteht es nun zu, auch Andere zu prüfen!"

„Aber an dieſem ſo feſtlichen Tage? In Gegenwart ſo vieler und ſo vielfältiger Zeugen? Vor Ritter Gebhard's eigenen Augen?"

Das erhöhet allerdings ein wenig das Verdienſtliche in der Handlung ſelbſt! Aber welch ein unbedeutendes, elendes Kinderſpiel wäre ſie auch ohne dasſelbe! Thue ich wohl mehr, als Wolfram that? Erſchien er nicht auch vor den Augen einiger Tauſende in dieſem Gewande? Hörte er vielleicht nicht um ſich rund herum genug ſpötteln, und ſliſtern und lachen? Setzte er nicht Ehre, Glück und Leben aufs Spiel? Opferte er nicht zuerſt ſich auf? — Ich bezahle nur Schulden! Zudem, — was kümmert mich das Geſchwätz der Menge? Wer nicht Alles weiß, darf nicht richten! Wer Alles weiß, wird mir es Recht ſprechen!

„Nur

„Nur euer Gemahl — Euer Gemahl.“ —

„Er ist ein Biedermann und sein Wort ihm heilig. Er selbst rieth mir zur Wahl und zur Prüfung eines Ritters. Daß der Edelbefundene nun auch Recht zur Gegenprüfung habe, wird ihm einleuchten. Er wird mich anstaunen, nachdenken und — schweigen. So hoffe ich! Fragt er mich aber, so antworte ich ihm ohne Scheu und Hehl. Nur der scheut sich, sein Herz zu entdecken, der sich unedler Triebe in diesem Herzen bewußt ist!“

„Ha, vortrefflichste, edelste Frau! Wie wenige Eures Geschlechtes“ —

„Sage das nicht aus, Rudolph! Du schmeichelst mir, oder du betrübst mich. Wenn wenige meines Geschlechtes edle Liebe zu erwiedern vermögen, dann ist die Untreue des deinigen, (der Frauen gewöhnlichste Klage)! auch genüglich entschuldigt. — Doch es wird Zeit, daß ich hinabgehe. Auch die weiblichen Gäste müssen schon, oder doch bald da seyn. Komm mit! Beobachte beym Mahle, was sichtbar, behorche, was hörbar seyn wird! Morgen sattle zeitig und benachrichtige Ritter Wolfram, ob ich die Probe bestanden habe? Sage ihm zugleich: Ich sähe zwar seinem Besuche mit Verlangen entgegen, doch solle er deßhalb nicht den langsamen Schritt seiner Genesung stören. Wie heute, so werde ich noch nach Jahrzehenden denken. Ich entschließe mich langsam, doch unveränderlich.“

Sie schellte: ihre Frauen kamen zurück. Rudolph sah noch im Weggehen mit heimlicher Freude das Erstaunen der Zofen über die seltsame Abänderung im Putze ihrer Gebietherinn. Der Letzten ernster Blick

verboth jede Nachfrage. — Und nun dann erst die allgemeine Befremdung, als Frau Isabella in den Saal unter die schon zahlreiche Versammlung eintrat! Da war kein Auge, das nicht aufgaffte, kein Hals, der sich nicht merklich verlängerte, keine Lippe, die sich nicht halb unwillkürlich zum lauten Ausrufe öffnete. Kaum wußte man im ersten Augenblicke zu enträthseln; was man sähe? So seltsam schien Allen diese Verbindung von Schmutz und Pracht, von Schmuck und Entstellung. Erst als die Näheren erkannten, daß es Blut sey, was auf diesem Gewande hafte, da schmolz die anfängliche Neugier, das Nichtbegreifen und der halbe Unwille noch stärker auf Aller Gesichtszügen in hundertfacher Abstufung zusammen, und ging dann doch endlich zu einem dunkeln — Verständniß über. Viele von den heutigen Gästen waren ja auch Zuschauer oder Theilnehmer von jenem Turniere, Zeugen von Ritter Wolfram's Tapferkeit gewesen! Wer seine Dame sey, — erfuhr freylich damahls noch niemand. Doch sein Gewand und dieses jetzige? Ähnlichkeit, Vergleichung und Verbindung fanden sich bald. Sein Nahme lief schnell von Munde zu Munde. Gezischel, Geplauder, halblaute Worte und Tadel scholl en aus jeder Ecke des Saals. Man hielt es für seltsam, unglaublich, unerhört. Viele blickten mit neugierigster Erwartung auf Ritter Gebhard hin. Aber Frau Isabella hatte Recht! Ritter Gebhard war der Einzige, der nichts sah, und — schwieg. Vielleicht, weil er mit dem ersten Blicke Alles entzifferte, und weil er, — im Vertrauen gesagt! längst von dem Allen, was vorgegangen war, mehr wußte, als selbst Frau Isabella glaubte.

Nach und nach legte sich das Gemurmel; die Dame des Schlosses war durch dasselbe keine Secunde lang aus ihrer Fassung gebracht worden. Sie blieb in diesem Aufzuge das Mahl hindurch heiter, gesprächig, mit ungezwungener Gleichmüthigkeit der Seele. Nach demselben entfernte sie sich unter einem leicht gefundenen Vorwande. Als sie zum Tanze wieder erschien, war jenes Gewand abgelegt. Sie glaubte nun ihrem Ritter des Beweises genug von Erwiederung seiner Liebe gegeben zu haben. Sie wollte nur ihm gehorchen, und nicht — prahlen. Auch flüsterte sie Rudolphen im Vorbeygehen die wenigen Worte zu: „Sage ihm, eines so theuern Schmuckes müsse man schonen!"

Was Wolfram empfand, als des andern Tages der Knappe ihm Bericht erstattete, liegt außerhalb der Grenzen des wörtlichen Ausdrucks. Freude, festes Zutrauen auf sein Glück, und innigster Dank durchglüheten ihn mit so vereintem Feuer, daß auch seine körperlichen Kräfte ihre verspätete Rückkehr nun beschleunigten. Nach wenigen Tagen kehrte er wieder auf sein Schloß heim; sein nächster Ausritt war zu der Burg, die Frau Isabella verschönte.

Ritter Gebhard empfing ihn mit herziger Freundlichkeit. Ich habe mit Vergnügen gehört, — sprach er, indem er die Hand ihm both, und die seinige drückend schüttelte, — daß Ihr so tapfer seyd, und zweifle keinen Augenblick, daß Ihr eben so brav seyn werdet!

Mit hoch erröthenden Wangen, mit stammelnder Erwiederung seines Grußes bewillkommte ihn die bald darauf eintretende Frau Isabella. Ritter Gebhard, — denn alle übrigen Zeugen hatte er klüglich zu entfer-

nen gewußt, — mehrte ihre Verlegenheit noch durch die lächelnde Frage: Und du beutst dem Ritter nicht einmahl den so theuer und so wohl verdienten Preis seines Kampfes, den versprochenen Kuß? Besorgst du, daß mein Rath mich reue? oder daß ich der Redlichkeit eines biedern Ritters und einer pflichtgetreuen Gattinn mißtraue? — Sie zögerte unentschlossen noch einen Augenblick; dann both sie ihm schamhaft die Wange dar. Er begnügte sich mit derselben; ob er nicht später noch durch die Lippe entschädigt worden sey, davon schweigt die Geschichte.

Drey Jahre lang blieb Wolfram von Haaenau Frau Isabellens Ritter, trug ihre Farbe, ihre Sinnbilder öffentlich bey jedem ritterlichen Spiele, und war ein täglicher Freund in Ritter Gebhards Hause. Seines Kampfes Veranlassung ging bald zur allgemeinen Kunde über; aber selbst Neid und Haß wagten es nie, Frau Isabellens Tugend zu verunglimpfen. Oft wurde darüber gestritten, wer mehr gewagt habe: Er, als er sein Leben in so große Gefahr versetzte? oder Sie, als sie so unerschrocken dem Spott und Gerüchte trotzte? — Zwiespältig fielen die Urtheile aus, je nachdem Mann oder Frau entschied. Doch schwankte die Billigung stets nur zwischen mehr und minder. Er und Sie erhielten Beyfall und Ruhm; die Ritter Hugo und Reinhard traf verdienter Spott. Sie gingen in auswärtige Kriege, um einheimischer Verachtung zu entweichen.

Gegen Ende des dritten Jahres starb Ritter Gebhard. Seine Erbinn war Frau Isabella. Sie faßte noch die Hand des Erblaßten, als er im Sarge lag, und schwur: „Er wird selbst jenseits meine Treue keines

Fehltrittes zeihen können!" — Aber nach zwölf Monathen führte sie Ritter Wolfram zum Traualtare. Holde Knaben und Mädchen spielten bald um sie. Ihren Urenkeln noch blieb das blutige Hemd theuer und werth: unter Harnischen und Panzern galt es für das erste, für das seltenste Stück in ihren Waffenhäusern.

Sonderbarer Lottotraum.

Der jüngere Herr D. Sch—r, einer von Prags verdienteſten Rechtsgelehrten, hatte eine geraume Zeit hindurch aus Scherz im hieſigen Lotto die Nummern 3. 5. 11. 61. als zwey beſtimmte Terno's — das heißt 3. 5. 11. und 5. 11. 61. — jedes mit vier Kreuzern beſetzt. Nie war, ſo lange er mitſpielte, eine davon herausgekommen; und endlich unterließ er wieder den Satz, mehr aus Vergeſſenheit, als Überdruß. Vor noch nicht zwey Monathen, als er eines Morgens unter mehreren Papieren und Briefſchaften nachſuchte, fiel ihm ein ſolcher alter Lottozettel in die Hände; und indem er noch daran dachte, daß er ja wieder ein Mahl ſein Heil verſuchen könne, trat eben der Collecteur, bey dem er ſonſt geſetzt hatte, eines andern, das Lotto gar nicht betreffenden Geſchäftes halber ins Zimmer. — „Es iſt recht gut, redete ihn D. Sch—r lächelnd an, daß Sie heute zu mir kommen. Hier ſind acht Kreuzer! Ich beſetze meine alten zwey Ternos." — „Von Herzen gern, erwiederte jener, würde ich ihr Geld annehmen. Doch da morgen ſchon Ziehung iſt, ſo

nimmt nur noch die Hauptcollectur Einsatz an; und dort können Sie nicht weniger als zehn Kreuzer aufs Terno setzen." — „So kann es bis auf das nächste Mahl bleiben!" — „Wenn aber vielleicht gerade dieses Mahl ihre Zahlen gewännen? Würde es Sie nicht ärgern? — Sie werden nicht gerade dann gewinnen." — „Über ein ausgezeichnetes Unglück wüßte ich noch nie zu klagen." — Der Collecteur bestand auf seiner Ermahnung, doch hinzuschicken. D. Sch—r, vermuthlich um von etwas Andern zu reden, versprach es endlich; gedachte aber nicht mehr daran, und der Satz unterblieb. Zwey Tage darauf ging er auf der Straße bey einem Gewölbe vorbey, wo die neu gezogenen Lottozahlen aufgesteckt waren. Er blickte hin; und zu seiner nicht geringen Verwunderung sahe er 11. 61. 5. 3. 10. Alle seine ehemahligen vier Zahlen waren also darunter; zwey bestimmte, mit zehn Kreuzern besetzte Ternos hätten (wenn ich nicht irre) über 3600 fl. gewonnen. Daß ihn diese Unterlassung nun allerdings ein wenig ärgerte, wird man leicht begreifen. Dennoch schlug er sich dieselbe bald wieder aus dem Sinn. Geschehen war nun ein Mahl geschehen; und sein Nichtsetzen konnte wahrlich für keinen Zurechnungsfehler gelten.

Unter seinen Clienten befand sich auch ein raizischer Kaufmann, A—y mit Nahmen. Er hatte einiges Vermögen mit nach Prag gebracht; war aber durch gutwilligen Credit, den er verschiedenen Juden ertheilt, nach und nach nur allzu sehr in Verlegenheit und Verlust gekommen. Herr D. Sch—r hatte bey verschiedenen Gelegenheiten als Advocat ihm beygestanden, und noch ein sechs oder sieben und zwanzig

Gulden bey ihm zu fordern. Schon lange hatte er ihn nicht mehr gesehen, und noch niemahls ihn an die Zahlung erinnert. — Zwey oder drey Tage nach schon erwähnter Lottoziehung kam derselbe freywillig, brachte ein Päckchen Geld, und sagte, indem er es übergab: „Hier, Hr. D. ist meine Schuld; auch habe ich, wie billig, noch eine Kleinigkeit hinzugefügt. Denn Ihnen ganz allein verdank' ich mein letztes Glück." — „Ihr letztes Glück? Mir? Wie so?" — „Daß ich mich eine Zeitlang in mißlichen Umständen befand, ist Ihnen bewußt. Schon einige Mahl wollte ich wieder zu Ihnen kommen; immer scheute ich mich es zu thun, weil ich Ihr Schuldner war. Vorige Woche träumte ich von Ihnen; und zwar thaten Sie im Traume, was Sie im Wachen noch nie gethan haben, — Sie mahnten mich. Ich schützte mein Unvermögen vor; aber Sie antworteten darauf: dieses zu thun, stehe ganz in meiner Willkür; denn ich dürfe nur im nächsten Lotto die Nummern 3. 5. 11. und 61. besetzen. — Hierüber erwachte ich, und da mir dieser Traum äußerst klar im Gedächtnisse blieb, erzählte ich ihn am nächsten Morgen nicht nur meinem Bruder, sondern da dieser auch unsere kleine Casse führt, bath ich ihn, mir etwas Geld zu geben, weil ich wirklich diese Nummern besetzen wolle. Er lachte mich meiner Leichtgläubigkeit wegen aus, und rieth mir ab, mein Geld, das ich nothwendiger brauche, eines Traumes halber wegzuwerfen. Ich schwieg; aber heimlich entschlossen, dennoch etwas daran zu wagen, ging ich bald darauf aus, borgte mir von einem andern Bekannten einen halben Gulden; setzte ihn ein; und siehe

da! alle vier Nummern kamen heraus, und ich gewann über achthundert Gulden *)."

Dieſe Geſchichte iſt buchſtäblich war. Herr D. Sch — r ſelbſt iſt mein Währmann; er erzählte ſie mehreren ſeiner Freunde, ehe es ihm noch in die Gedanken kam, daß ſie im Druck bekannt gemacht werden könne. Er erzählte auch ſein verfehltes Glück einer ganzen Geſellſchaft früher, ehe er noch die zweyte Hälfte wußte. Aber eben bey dieſer, dünkt mich, iſt Manches äußerſt ſonderbar. — Ein ſehr altes, und hier zu Lande nur allzu gemeines Vorurtheil brachte ſchon oft Träume und Lottoziehung mit einander in Verbindung. Daß dieſe gewiß nur imaginär iſt; daß ſchon viele tauſend geträumte Zahlen nachher im Wachen ohne Gewinn beſetzt worden ſeyn mögen; daran wird hoffentlich wohl kein Vernünftiger zweifeln. Daß ſie manches Mahl eingetroffen ſeyn mögen, iſt wieder ein Zufall und nichts mehr. Doch die beſtimmte, ohne Aufſchub erfüllte, mit gar keiner Fehlzahl verbundene Errathung von vier Nummern unter neunzigen, dieß Alles iſt doch ein ſo ganz außerordentlicher Glücksfall, daß es wohl Jedem ein wenig ſchwer fallen dürfte, die Vorherahndung desſelben als ein bloßes Ungefähr ſich zu denken. Noch ſonderbarer iſt die Einmiſchung des Herrn D. Sch — rs in dieſem Traume. Ich habe mich genau erkundiget, ob A — y

*) Er hatte nähmlich die Zahlen neben einander, ohne beſtimmte Ternos geſetzt, wo ſonſt ſein Gewinn noch viel größer geweſen wäre. Ein abermahliger Beweis, daß es ſchwer iſt, ſein Glück auf höchſt möglichen Grad zu nützen.

nicht vielleicht gewußt habe: daß Ersterer in das Lotto, und zwar die schon erwähnten Zahlen setzte? Ob er nicht durch irgend einen Zufall ein solches Lotto-Billet bey ihm sehen konnte? — Viel wäre freylich durch dieses Wissen, dieses Sehen noch nicht erklärt; denn nur gerade zu der Zeit mußte der nachmahlige Gewinner davon träumen, wenn er glücklich werden sollte! — Aber man versichert mich auch durchaus: A—y habe nichts davon gewußt; sey nicht ein Mahl in das Zimmer gekommen, wo jenes Billet sich befunden habe; an ein Gespräch davon sey nicht zu gedenken gewesen! — Daß also derjenige, der selbst ein Mahl für sich diese Zahlen gewählt; der gerade jetzt auch gleichsam einen Wink erhielt, sie noch ein Mahl, und zwar höher als vordem, zu besetzen; daß dieser im Traum eines Andern die Rolle des Propheten spielen muß; daß er gerade nur seine Zahlen, und nicht die eben so glückliche 10 empfiehlt; dieses — ich wiederhohle es — ist freylich kein Wunderding, aber etwas Sonderbares scheint es mir doch zu seyn.

Dichterischer Staupbesen und dichterischer Aftertriumph.

Zwey Anecdoten.*)

1.

Albertet war einer von jenen Provenzalen, oder alten französischen Dichtern, und sein Ruhm stand gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts am höchsten. Mäcene männlichen und weiblichen Geschlechts, bey welchem die Dichter ordentlich in Lohn und Brote standen, waren damahls nicht selten. Die hauptsächlichste Beschützerinn Albertets war eine Marquise von Malespina, die ihn oft mit Kleidern, Rossen und ziemlichen Summen Geldes beschenkte; er besang sie treulich dafür in seinen Gedichten. Aber seine Bedürfnisse überstiegen doch noch ihre Freygebigkeit. Er starb zu Terracon vor Gram, und übergab auf seinem Ster-

*) Genommen aus Verdiers Bibliotheque françoise. Daß Jöcher beyde Anecdoten in sein gelehrtes Lexikon übergetragen, schadet hoffentlich nichts, denn wie Manches steht da unbemerkt und ungenützt, was in Umlauf gebracht zu werden verdiente.

belager ſeine Lieder einem ſeiner beſten Freunde, Valernas, mit dem Befehl, ſie der Marquiſe darzubiethen. Doch auch dieſer Valernas war arm; ſtatt dem Auftrage ſeines Freundes nachzukommen, verkaufte er deſſen Gedichte einem gewiſſen Fabre d'Ilzes, der nun das, was er bezahlt hatte, auch ganz für ſein eigen hielt, und unter ſeinem Nahmen die Geſänge bekannt machte. Aber bald entdeckte man dieſen Betrug, der Plagiar ward gefangen geſetzt, und zur Strafe ſeines Diebſtahls öffentlich mit Ruthen geſtrichen.

Gute Götter, wie wund würden jetzt manche Rücken ausſehen, wenn noch ähnliche Juſtitz gegen diejenigen Schriftſteller obwaltete, die entlehnen, ohne zu ſagen, von wannen? um von den unbeleſenen Haufen für Selbſterfinder gehalten zu werden.

2.

Baraballi, ein Gajettaner, der im ſechzehnten Jahrhunderte lebte, und von guter Familie abſtammte, hatte die Schwachheit, ſchlechte Verſe zu machen; hatte die noch weit größere, ſie für vortrefflich, und ſich ſelbſt für nicht geringer, als den Petrarch zu halten. Leo X. ein Freund der Künſte und Wiſſenſchaften, aber auch ein Liebhaber der Kurzweil, fand dieſe Letztere oft in dem Umgang mit Baraballi: und um noch höher die Eitelkeit des Stümpers zu treiben, erlaubte er ihm einen dichteriſchen Triumph zu halten. Von allen Seiten her verſchrieb man ähnliche Söhne Apolls; der Zug ſollte auf's Capitol gehen, und Baraballi auf einem Elephanten ſitzen. Aber auf der Brücke ward dieſes Thier ſcheu, warf ſeinen unwür-

digen Triumphirer ab, ſtiftete noch des Schreckens und des Unheils mancherley, und zerſtörte das ganze Feſt.

Varillas, der dieſe Anecdote uns erzählt, hat freylich des hiſtoriſchen Glaubens nicht allzu viel; doch iſt dieſe Anecdote ſo drollig, daß man wünſchen muß, ſie möge auch wahr ſeyn. Und noch wünſchenswerther iſt das Abwerfen aller deutſchen Baraballis, wenn ſie auf erkauftem oder erſchlichenem Lobe der Kritiker ſo ſtolz einhertriumphiren.

Wien, 1813.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Inhalt
des fünften Theils.

Seite

Die ältere Ehefrau, vielleicht ein Beyspiel ohne Gleichen 5
Montesquieu und der junge Schriftsteller . . . 111
Warnung zur rechten Zeit 119
D. Junker und der Deserteur 125
Geistesgegenwart 139
Die Ausforderung 149

(Aus den Skizzen.)

Tamerlan und der Reißbrey 161
Die wohlbewirtheten Fakirs 164
Der Tambour 169

(Aus d. M. Apollo).

Anecdote vom Grafen Neiperg 181
Eine kleine Geistergeschichte mehr . . . 185

(Aus d. deutschen Monathschr.)

Der Ursprung der schwarzen Kamaschen . . 192
Edles Betragen einer Sachsenhäuserinn . . 195
Sonderbare Selbstvergessenheit und Geistesgegenwart zugleich 198

(Apollo.)

Seite

Woran man ſich nicht gewöhnen kann 201

(Berlin. Archiv der Zeit.)

Edle Geiſtesgegenwart eines franzöſiſchen Dragoners 216

Sonderbarer Traum 218

(Quartalſchr. für ält. und neuere Lectüre.)

Wohlthätigkeit eines gemeinen, und doch wahrlich nicht gemeinen Mannes 229

(Apollo.)

Die ſchönſte Grabſchrift 228

War dieſer Betrug verzeihlich 227

(Aglaia, Taſchenbuch für 1801.)

Das Damenhemd 264

Sonderbarer Lottotraum 294

Dichteriſcher Staupbeſen und dichteriſcher Aftertriumph 299

(Quartalſchr. f. ält. u. neuere Lectüre.)